

.1000



Julie Rabe 1850.





Nicolaus Lenau



ALBUM
oesterreichischer Dichter.



Wien.

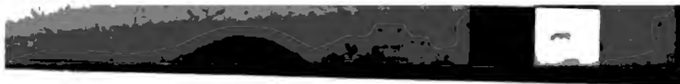
Verlag von Pfautsch & Voss.

Album österreichischer Dichter.

Nikolaus Lenau.
Anastasius Grün.
Franz Grillparzer.
Friedrich Halm.
Eduard v. Bauernfeld.
J. F. Castelli.
Ludwig August Frankl.
Adolf v. Tschabuschnigg.
Johann Gabriel Seidl.
C. F. Drärler-Manfred.
Johann N. Vogl.
Heinrich v. Levitschnigg.

Mit 12 Porträten.

Wien, 1850.
Verlag von Pfautsch & Voß.



Vorwort.

In der Absicht der Herausgeber lag es nicht, ein „Album der österreichischen Dichter," sondern nur ein „Album österreichischer Dichter" zu geben, wozu ihnen der Umstand, daß sie eine Anzahl wohlgetroffener Porträte für das in ihrem Verlage erschienene Taschenbuch: „Gedenke mein," theils schon verwendet, theils noch bestimmt, im Vorrathe hatten, die nächste Veranlassung gab. Da diese Bilder, sämmtlich feine Stahlstiche, schon fertig vorlagen, so schien es möglich, dieselben, von geistigen aus dem Leben und den Werken der dargestellten Dichter geschöpften Porträten begleitet, um einen ungewöhnlich billigen Preis einem größeren Leserkreise zuzuführen und ihnen dadurch eine längere Dauer zu sichern, als dieß bei Vertheilung in die einzelnen Jahrgänge eines ephemeren Almanachs geschehen konnte.

Der geneigte Leser wolle daher dieses Album für nichts weiter nehmen, als wofür es selbst sich ausgibt, nämlich für die bescheidene Anfrage an das Publikum: ob es eine derartige Sammlung insoweit unterstützen würde, daß diese improvisirte, durch thatsächlich Vorhandenes ermöglichte Probe nach und nach, in gleicher oder ähnlicher Weise, zu einem wirklichen „Album der österreichischen Dichter" sich vervollständigen könne. Erst unter dieser Voraussicht, die uns im Vertrauen auf die noch nicht erloschene Theilnahme für vaterländische Poesie leitete, gewinnt der vorliegende Band seine Rechtfertigung, da, was bis nun Versäumniß scheinen könnte, in der Folge als das Streben sich herausstellen würde, jedem Theile des Albums Talente verschiedener Rangstufen vorzubehalten und, durch Einreihung von Namen zweiter und dritter Größe zwischen jenen der ersten, dem Ganzen Abwechselung und Relief zu verleihen.

Man wolle daher jene heimischen Celebritäten, die hier fehlen, ja nicht für vergessen, sondern nur für aufgespart halten, und

der bisher getroffenen Wahl kein anderes Motiv unterschieben, als den Wunsch, durch Benützung des schon Bereitliegenden so schnell und billig wie möglich, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, das dem Freunde der heimischen Muse ein liebes Angedenken und dem künftigen Verfasser einer österreichischen Literaturgeschichte vielleicht ein nicht unbrauchbarer Behelf werden könnte.

Bei Abfassung der Biographieen gingen wir von dem Grundsatze aus, daß Richtigkeit der Daten die Hauptsache, und somit mehr der factische als der kritische Standpunct festzuhalten sei, weshalb wir uns absichtlich an solche Schriftsteller wendeten, die einerseits, wegen ihrer Vertrautheit mit den Lebensverhältnissen der von ihnen biographirten, für die wünschenswerthe Genauigkeit der Angabe einstehen, andererseits durch ihren anerkannten Ruf und durch die Nennung ihres vollen Namens für die Lauterkeit ihres Urtheiles bürgen können.

Was die Auswahl aus den Werken der Dichter betrifft, so galt es, unserer Ansicht nach, eine Anthologie des Besten, was sie geschrieben haben, nur insofern zu geben, als das Beste zugleich das Bezeichnendste für jene Züge war, die in ihren Biographieen besonders herausgehoben sind; wo das nicht der Fall, wurde das Charakteristische selbst dem anerkannt Besseren absichtlich vorgezogen.

Aus den Werken des Dichters sollte sein Leben sich herauslesen, hinwieder sein in der Biographie angedeuteter Entwickelungsgang in den beigegebenen Dichtungen sich nachweisen, so wie aus einzelnen Parallelstellen sämmtlicher Lebensbeschreibungen und aus wechselseitigen Beziehungen in den Gedichten selbst ein Bild der Zeit, der diese Dichter angehören, sich zusammensetzen lassen.

Möchte unser Streben so viel Anerkennung finden, daß es uns baldigst möglich würde, eine Fortsetzung dieses Albums, zu bringen, um sowohl den älteren Notabilitäten der poetischen Literatur Oesterreichs, als auch den namhaftesten Talenten der jüngeren und jüngsten Zeit nach Gebühr Rechnung zu tragen.

Wien, im Mai 1850.

Die Herausgeber.

Nikolaus Lenau.

Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau, als Dichter Lenau genannt, wurde am 13. August 1802 zu Csatad (Tschatad), einem Dorfe in Ungarn, unweit Temesvar, geboren. Sein Vater, Franz, war Beamter der dortigen königlichen Kameralherrschaft und kaum schon volljährig. Derselbe mußte später wegen anhaltender Kränklichkeit den Dienst ganz verlassen, und zog sich nach Ofen zurück, wo seiner Gattin, Theresia Maigraber, Mutter eine angesehene Bürgerin war, und eine schöne Wirthschaft mit vielen Weingärten besaß. Dort starb er bereits im Frühling 1807 an der Auszehrung, erst 29 Jahre alt.

Nikolaus genoß zu Ofen den ersten Unterricht in den deutschen und lateinischen Schulen. Als Knabe war er ein leidenschaftlicher Vogelfänger. Schon damals wohl machte er beim Meisenlocken sein wunderschönes Pfeifen mit den Lippen sich eigen.

Niembsch war als Kind ungemein fromm und gottesfürchtig. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altare hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine um anderthalb Jahre ältere Schwester Therese ministriren mußte. Noch als Mann sprach Niembsch mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erstemal rein wie ein Engel von der Beichte ging. Die Frömmigkeit des Knaben erklärt uns, wie der Mann Lenau religiöse Stoffe zu seinen großen Gedichten wählen mochte (Savonarola; die Albigenser).

Niembschens noch junge Mutter vermälte sich mit einem Arzte, und übersiedelte nach Tokay. Niembsch verlebte dort sein 15. und 16. Lebensjahr. Es waren seine zwei heitersten Jahre.

Nikolaus Lenau.

Mit der tokaier Traube gedieh auch sein Geist dort herrlich. Er oblag mit Eifer der Rhetorik und Poesie unter Anleitung eines nur um wenige Jahre älteren jungen Mannes, Namens Joseph v. Kövesdy. Da Tokay eines Gymnasiums entbehrt, so mußte Niembsch seine Prüfungen in Ujhely ablegen, was mit so glänzendem Erfolge geschah, daß die erstaunten Professoren sich seiner Talente gar nicht sattsam zu verwundern vermochten.

Gedichtet hat Niembsch zu jener Zeit noch nicht, gleichwohl ward ihm damals schon große Berühmtheit prophezeit. Und von wem? — Von seinem Lehrer und seiner älteren Schwester erklärtem Verehrer. Als dieser auf einige Zeit Tokay verlassen mußte, beschwor er seinen Zögling, von seiner Schwester ihm doch dann und wann zu schreiben. Das that dieser denn auch, und zwar in einem so geistreichen Briefe, daß der Empfänger bei Gott nicht wußte, sollte er sich mehr über die guten Mittheilungen oder über die Güte der Mittheilung freuen, und er hatte in seinem Wonnetaumel nichts Eiligeres zu thun, als der Mutter des hoffnungsvollen Korrespondenten, unter Anschluß seines Briefes, jene glänzende Verheißung zu machen.

Nicht lange darnach wünschte der Großvater, Joseph v. Niembsch, k. k. Oberst und Kommandant der Haupt-Monturskommission zu Stockerau bei Wien, daß Nikolaus nach Wien komme, um seine Studien fortzusetzen. Niembschens Mutter konnte sich kaum überwinden, ihren Augapfel von sich zu lassen, allein eben ihre Liebe vermochte sie denn doch endlich zur Einstimmung, und Niembsch betrat die alte lustige Kaiserstadt. Wir wollen über ihn aus jener Epoche den Dichter Joh. Gabr. Seidl vernehmen. (Wien. Sonnt. Blätter, 1848 Nr. 5.)

„Es war im Spätherbst 1819, vor einem vollen Vierteljahrhunderte, als der siebzehnjährige Niembsch im ersten philosophischen Jahrgange auf der ersten Bankreihe nächst der Thür des unfreundlichen, seine frühere Widmung zu Eponas Dienste nur allzudeutlich verrathenden Hörsaales mir gegenüber saß. Als ein schüchternes Brandfüchslein aus dem Mikrokosmus des Gymnasiums plötzlich hinausgeschleudert auf die manchmal ziemlich tumultuarische Arena der Hochschule, sah ich Anfangs den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ein enger Kreis von vier wahrhaften Jugendfreunden, die, mit vieler Empfänglichkeit für Poesie ausgestattet, und sich mitunter selbst darin versuchend, meinen voreiligen Drang nach Veröffentlichung meiner unreifen Erstlinge wacker bekämpften, ohne mich jedoch zurückhalten zu können, schon damals in Th. Hells

Nikolaus Lenau.

„Abendzeitung" einige Verse drucken zu lassen, — hielt mich mit den Banden brüderlicher Innigkeit so fest und ausschließend an sich gekettet, daß ich meine übrigen Kollegen nur wenig beachtete und unseren fünfblätterigen Klee für die einzige Repräsentation der Aesthetik im ganzen Kollegium haltend, gar nicht ahnte, daß im Freiherrn Eligius v. Münch-Bellinghausen ein künftiger Friedrich Halm neben mir und in Niembsch v. Strehlenau ein werdender Nikolaus Lenau mir gegenüber säße. Erst ein Zufall machte mich auf Letzteren aufmerksam. Seine nächsten Bankgenossen waren ein Baron H., jetzt ein Priester höheren Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewisser L. v. E., beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembsch. So sehr nun auch der männlich feste Rembold, der lebhafte, mächtig weckende Weintridt, der biedere, eifrige Jenko, der gelehrte greise Wikosch und der feurige originelle Stein die fast überschwängliche Anzahl von Zuhörern zu beschäftigen und in Athem zu erhalten wußten, so fehlte es doch nicht an kleinen Zwischenpausen, wo der jugendliche Ungestüm seinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf tolle, mitunter wirklich unbesonnene Weise Luft zu machen Zeit fand. Bei einem solchen Versuche überraschten meine Blicke eines Nachmittags den blassen, dunkelhaarigen, schon damals düster schauenden Niembsch. Sein Federmesser mit halboffener Klinge in drohend erhobener Hand saß er da, — seine beiden Nachbarn gleich gewaffnet und gleich gerüstet etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg, und gegen ihn Fronte machend. Es galt, so viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entsetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, so beschränkt der Raum und so kleinlich die Waffen waren, im schlimmen Falle doch bedenklich werden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wieder, mancher Hieb flog rechts und links; die Umsitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, welch' Unheil ein unglücklicher Aderschlag herbeiführen könnte, und hetzten daher an, statt abzuwehren. Niembsch aber saß ruhig mit unheimlich rollenden Augen, bald geschickt ausbeugend, bald rasch ausfallend, und ließ, obwohl ihm bereits warmes Blut aus dem Aermel rieselte, nicht eher ab, als bis seine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen streckten. Mir wollte dies Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewissen Scheu betrachtete ich von dem Augenblicke an den ernsten wortkargen Klingenfechter, dem ich, obwohl ich seinen zwecklosen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unerschrockenheit zugestehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreise anhing, wie er dem

1*

seinigen, der, so viel ich mich erinnere, aus den älteren, stämmigeren, schon durch Bart und Tabakspfeife sich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burschenartigen Gestalten, bestand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine bemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit schwarzem Sammtkäppchen und grünem Flausrocke bildete, in dessen Knopfloche das eiserne Kreuz hing. — In den beiden nächsten Jahrgängen des philosophischen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembsch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur so viel von ihm zu wissen, daß er nicht Student war, wie wir übrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Gränzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und alles, was ihn anekelt, mit unverholenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen Formen, die seinem unruhigen Geiste eine beengende Fessel waren, sich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anstieß." —

Zu Weihnachten 1820 lernte ich Niembsch bei einer Abendunterhaltung in seinem großelterlichen Hause zu Stockerau kennen, bei welcher er, der nachmalige gewaltige Rakoczyliedstreicher und Ländlerfiedler, Beweise seiner Fortschritte auf der Geige gab. Durch die Deklamation von Schillers „Lied von der Glocke" und eines eigenen Gedichtes gewann ich Eines Streichs seine Achtung und die Liebe seiner Schwester Therese, deren Herz durch den vorzeitigen Tod ihres uns bereits bekannten ersten Verehrers verwaist worden war, worauf ihre Großeltern sie ebenfalls zu sich berufen hatten. Das erste Wort, dessen ich mich aus Lenau's Munde an mich entsinne, war sein damaliges anerkennendes: „Eine tüchtige Feder!" — Schon am 15. August 1821 ward ich Lenau's Schwestermann.

Bald darauf nahm Niembschens Schicksal eine unvermuthete Wendung. Die Großeltern wünschten, er sollte nun zu Wien ins Jus treten. Er aber, um des langwierigen Studirens früher los zu werden, entschied sich, anstatt des langen deutschen, das um die Hälfte kürzere ungarische Recht durchzumachen, und zu diesem Ende zu seiner Mutter nach Preßburg zu gehen, womit dieselbe mittlerweile, um ihren geliebten Kindern der ersten Ehe näher zu sein, Tokay vertauscht hatte. Der junge Niembsch, unbeugsamer als eine alte Eiche, aber nicht so wurzel-

fest, verließ Stockerau, wo er sich auf Ferien befunden, und eilte über Wien, seiner bekümmerten Schwester und meiner Vorstellungen und Bitten ungeachtet, nach Ungarn zur Mutter, die ganz glücklich darüber war, ihren angebeteten einzigen Sohn, den sie nie wieder zu verlassen gelobte, ausschließlich zu besitzen.

Aber schon damals hätte Niembsch, wie später einmal, singen können:

„Keiner von den Erdenplundern
Lange mich behalten kann!"

Schon im Herbste 1822, — inzwischen hatten wir den Brausekopf mit den Großeltern wieder ausgesöhnt und der seelengute, sechsundsiebzigjährige Großvater-Oberst war Anfangs Juli in das ewige Standquartier eingerückt — sprang Niembsch vom Ungarjus auf halbem Wege wieder ab und zur Landwirthschaft über, zu deren Erlernung er sich nach Ungarisch-Altenburg an die vom Erzherzog Karl errichtete Ackerbauschule begab. Die treue Mutter folgte geschwind mit Mann und Kind. Während seines dortigen Aufenthaltes schrieb er schon einige kleinere Gedichte, wohl seine ersten, die aber nicht in seiner Sammlung stehen und wahrscheinlich ganz verloren gingen.

Die Pußten bei Altenburg, welche Niembsch oft auf leichtem Renner durchflog, und die noch viel größeren, welche er einigemal zwischen Pesth und Tokay durchreiset hatte, mischten ihm vorzüglich die Farben zu seinen schönen, höchst eigenthümlichen „Haidebildern".

Niembsch, der ewige Jude im Reiche des Wissens, ließ nach einem Jahre auch Ceres wieder sitzen, und pilgerte der Themis zu, aber nunmehr der früher verschmäheten deutschen. Er kam im Herbste 1823 nach Wien zurück, jedoch, wie sich von selbst versteht, in Begleitung seiner treuen Mutter, bei welcher er auch bis an ihr Ende im Oktober 1829 beständig wohnen blieb.

Niembsch widmete sich nun während der drei Schuljahre 1824 bis 1826 den Rechtswissenschaften. Widmen? Ei nicht doch! Er betrieb dieselben, wiewohl er bei seinem Talente durchaus nur gute und sehr gute Klassen erhielt, lange nicht mit gesammter Spannkraft seines gewaltigen Geistes und seines starken Willens. So blieb ihm Muße genug, nicht nur der cordialen wiener Dichtergesellschaft in Neuners silbernem Kaffeehause, deren sämmtliche Mitglieder ihm innige Freunde oder wenigstens gute Bekannte wurden, emsigst zu pflegen, sondern auch selbst zu dichten. Seine frühesten Gedichte sind im Ganzen auch seine düstersten und zerrissensten. Gleichwohl schien er gewöhnlich nicht unaufge-

räumt, zumal, wenn er bei Neuner als ein unwiderstehlicher Feldherr im Kriegs-, Wurst- oder Spitzsäulenspiele mit dem Stoßstabe in der Hand um die Kugeltafel lief. Heitere Gesellschaft floh er nicht nur nicht, sie war ihm sogar Bedürfniß; er brauchte äußere Hülfsgenossen gegen den inneren Feind. Wäre er ein Fürst des Mittelalters gewesen, er hätte sich zehn Hofnarren neben einander gehalten.

Niembsch hatte glücklich drei Jahre Jus im Rücken; wollte er nicht plötzlich aus schon nahe Ziel stoßen, so mußte er jäh wieder abspringen. Aber wohin nur schnell? — Richtig, die Medizin ist noch übrig! — Geschwind zur Medizin!

Niembsch erlernte die Medizin, wenn auch nicht stets, denn das silberne Kaffeehaus blieb ihm für alle Zeiten ein goldenes, so doch randweise, zumal gegen die Prüfungen zu, mit Anstrengung. Da nun diese zugleich von Neigung und Talent unterstützt ward, hatten auch alle seine Prüfungen von 1827 bis 1830 durchaus ausgezeichnete Erfolge. —

Niembsch erlitt in dieser Epoche seinen herbsten Verlust. Im Oktober 1829 verlor er seine Mutter. Wie sehr sie, eine äußerst zärtliche Mutter, auch ihre übrigen Kinder liebte, so liebte sie doch alle zusammen nicht so sehr, wie ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn Niki. Für diesen war sie zu jeder Stunde alles, auch ihr Leben hinzugeben bereit. Sie war eine besonders geistvolle, lebhafte, leidenschaftliche Frau.

Nach seiner Mutter Tode wohnte Niembsch längere Zeit in der Stadt gemeinschaftlich mit einem jungen, feurigen, galizischen Edelmanne, Namens Nikolaus Bolez von Antoniewicz, dem nämlichen, dessen „Abschied von Galizien" er aus dem Polnischen ins Deutsche übertrug. Ihre innige Verbindung mag neben der allgemeinen Begeisterung, die Polens bald darnach erfolgte hoffnungsvolle Wiedererhebung erregte, auf Entstehung von Lenau's glühenden Polenliedern eingewirkt haben.

In der Hälfte Juni 1830 hatte Niembsch bereits wieder zwei medizinische Prüfungen abgelegt, wovon eine besonders glänzend. Die dritte und letzte sollte bald nachfolgen. Niembsch studirte, daß ihm der Schädel dampfte. Den armen Niembsch wandelte am 14. Juli ein völliger Ekel vorm Studiren an. Er zwang sich, eine Stelle fünfmal zu lesen, und konnte sie doch nicht behalten. Er erbrach sich einigemal, gab nichts als Galle von sich, und fieberte heftig. Erschöpft an Geist und Leib fühlte er sich. Die Prüfung, die noch am 20. Juli zu geben gewesen wäre, mußte aufgeschoben und so bald wie möglich eine Erho-

lungsreise zu unserem Freunde, dem Dichter Schleifer, zu Ort am Traunsee, in die stählende Gebirgsluft angetreten werden. Ich that es mit ihm am 4. August mittelst Landkutsche, da eine Eilwagenfahrt für den Geschwächten zu angreifend hätte sein können.

Ich halte mir mit der Linken meine Rechte, damit diese nicht in eine Schilderung unserer Wonnewochen zu Ort sich ergebe. Genug, Niembsch kehrte Anfangs September vollkommen gesund nach Wien heim. Noch in demselben Monate nahm sein Schicksal eine entschiedene Wendung für seine ganze Lebenszeit. Seine Großmutter, Katharina v. Niembsch, eine geborne Freiin von Kellersberg, starb im hohen Alter von 86 Jahren, obwohl bis dahin auffallend rüstig, plötzlich am Brande der Alten. Dadurch gelangten ihre Enkel in den Besitz einiges Vermögens. Kaum sah Niembsch für längere Zeit seine Zukunft gesichert, so beschloß er das ihm schon bitter verhaßte Studiren, das er nun schon durch mehr als zwanzig Jahre unausgesetzt betrieben, wenigstens vor der Hand auszusetzen. Vergebens beschworen ihn seine Freunde, er sollte mindestens das schon so nahe Doktorat in der Medizin noch erstreben, damit er, wenn die mäßige Erbschaft wie Aprilschnee in der Maisonne zerschmölze, ihr unbekümmert nachblicken könnte. Er versprach, wohl mehr nur zur Beschwichtigung seiner Freunde, zu Würzburg oder Heidelberg, wo es schneller ginge, zu promoviren. Vor Allem wollte er jetzt seine Gedichte — deren schon einige bekannt geworden waren, und wovon „die Jugendträume" sein erstes unter seinem wahren Namen im wiener Taschenbuche: „Aurora für 1828" stehen, und das erste unter N. Lenau von Anastasius Grün an Karl Spindler in den „Spiegel für Literatur, Kunst und Musik" gesendet worden sein soll — sichten und sammeln, und, da er sie in Oesterreich unmöglich herausgeben konnte, zum Drucke nach Stuttgart tragen. Darüber rückte der Juni 1831 heran und Niembsch nahm Abschied. Dieser fiel ihm denn doch schwer, aber unendlich schwerer noch seiner treuen Schwester Therese. Unzählige Thränen vergoß sie, womit auch das Blättchen reichlich getränkt war, das sie ihm noch von Mödling aus, wohin sie Anfangs Juni mit den Kindern gezogen war, nach Wien nachschickte. Seine Antwort, ein ganz kleines graues Zettelchen, welches sie noch immer wie ein Heiligthum aufbewahrt, lautete:

„Liebe Schwester! Mir ist es sehr leid, daß Dir meine Abreise so viel Kummer macht; ich sehe, daß Du mir eine Schwester bist, wie wenige sind, so wie Du überhaupt ein Weib bist, wie es wenige gibt

auf Erden. Mit schwerem Herzen verlasse ich Dich, Du meine liebe, gute Resi. Ich komme gewiß bald zurück. Ich verspreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange Du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging es mir auch noch so schlecht, so lange Du sie mir durch Deine Liebe verschönst. Ich umarme Dich mit aller Liebe, die Du verdienst. Gott segne Dich und die Deinigen! —

Dein Bruder."

Am 3. Juli 1831 schrieb er mir aus Gmunden: „Vorgestern hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr des Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr fünf Viertelstunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgl und seine Schwester Nani, er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „Das ist recht! so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen." — Und es ging trefflich, in 3 Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth. Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte, jetzt kommt eine gefährliche Stelle, so lachte ich, und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zusammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtische unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „Das ist Kuraschi! Da ist noch keiner von den Stadtherrn außitreten!" — Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit, er würde mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. — Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens; eine solche mußt auch Du genießen. Das ist eine Freude! Trotzig hinabzuschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrunds und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das

Nikolaus Lenau.

Schreckliche: Bruder, das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes! Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jagerbiasl hinterm Traunstein; sein Sohn Hansgirgl soll Dich auf den Traunstein führen, und Dir jene Stelle zeigen, da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich, Du wirst mich dann noch mehr lieben!" —

Man sieht aus diesem begeisterten Briefe, welchen ungeheuern Eindruck die so schönen österreichischen Alpen auf den empfänglichen Sohn der unermeßlichen ungarischen Flächen machten. Schon früher hatte ich ihn einigemal in und auf dieselben geführt. Er ward, so oft er sie bestieg, zum seligen Sonnenaar, der sich hoch über ihnen in die Bläue des Himmels verlor. — Ferner zeigt uns jene Erzählung, wie reich Niembsch auch mit Körperkräften ausgestattet war. Eher klein als groß, aber stämmig, um die Schultern breit, von vortrefflicher Lunge und Brust, mit sehnigen Armen und Beinen, dazu voll Muth und Verwegenheit, stets gewaltiger Herr des Worts, — wäre er ein vortrefflicher Husarenoberst gewesen. — Sein sehr großer Schädel zeigt die Organe des Dichters in höchster Ausbildung; das Haupthaar, auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun; die Stirne besonders breit, über der kräftigen, sanft geschwungenen Nase gern sich faltend; die Brauen, wie bei Vieldenkern, oft sich zusammenziehend; die Backenknochen, wie bei Slaven, — wie denn überhaupt Niembschens Gesicht an einen edlen Serben mahnt, wogegen ihn Freund Schleifer dem Ulrich von Hutten, und einmal ein Tiroler dem tirolischen Volkshelden Speckbacher sehr ähnlich finden wollte, etwas hervorragend; die unaufgeworfenen schmalen Lippen entschlossen geschlossen; das Kinn entschieden gewölbt; endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geist, Tiefsinn und Schwermuth . . . welch' ein herrliches Gesicht! — Hand und Bein aristrokratisch fein und klein; die Haltung — ein gemächliches Sichgehenlassen; meist gebeugt sitzend oder bequem liegend; auf gebogenen Knien sich schwingender Gang. In Kleidung gewählt und elegant, stets rein behandschuht, hielt er mehr aufs Aeußere, als man sonst bei Dichtern trifft. — Dieser Niembsch kam am 9. August 1831 nach Stuttgart. Denselben Tag noch führte ihn Schwab Abends in einen Leseverein und trug dort mehre Gedichte Lenau's selbst vor mit großem Feuer. Als sich die Gesellschaft getrennt hatte, blieben nur Schwab, er und ein junger Dichter, Gustav Pfitzer, zurück. Da wurde

noch gelesen, getrunken, Bruderschaft getrunken, und geraset auf mancherlei Weise bis spät nach Mitternacht. Einige Stunden waren genug, sie zu Freunden zu machen. Er traf Ebert, machte poetische Wallfahrten zu Uhland, Justinus Kerner und zu Alexander Graf Würtemberg, die mit ihm ebenfalls Bruderschaft schlossen. Sein Leben war ein höchst poetisches. Die lebhafteste Theilnahme, die feurigste Ermunterung ward ihm überall zu Theil. Viele Stunden brachte er in dem früher auch von Matthisson, Tieck, Jean Paul, Rückert und anderen Dichtern gern besuchten Hause des Geheimraths Hartmann zu. Mit beinahe leidenschaftlicher Anhänglichkeit fiel ihm zumal der Dichter Karl Mayer zu, mit einer Freundeszärtlichkeit, die unter die moralischen Seltenheiten gehört, ein wahres Freundgenie. — Ach, und noch ein Herz! — Ein herrliches Mädchen! — Einmal ward vom Klavierspiele gesprochen, und das schüchterne Mädchen mußte sich gedrungen zum Klavier setzen. Sie spielte ein sehr schönes Menuett von Creuzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als Niembsch das sah, fühlte er bereits, daß seine Seele mitzuzittern begann, denn sie spielte bei aller Beklommenheit mit bezauberndem Ausdrucke. — Nach einigen Tagen war musikalische Unterhaltung, und hier sang sie die Adelaide von Beethoven, den ohnehin Lenau „nebst dem schroffen Urgebirge und dem gränzenlosen Meere höchst als Meister ehrte“, ganz göttlich. Seine Bewegung zu verbergen stellte er sich hinter einen eisernen Ofen und drückte und biß das harte Eisen und benetzte es mit seinen Thränen. Wieder ein andermal erfuhr er, sie habe eine Freundin gebeten, den Herrn Niembsch schnell und heimlich mit ein Paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen. Das schoß ihm so süß schmerzlich in die Seele, daß er die Nacht darauf nicht schlafen konnte. Die ganze Nacht schwebte ihr Bild ihm vor. — Und dennoch beschloß er, ihr zu entsagen, weil er so wenig Glück in sich fühlte, daß er Andern keines geben konnte. Auch erschien ihm seine Lage zu beschränkt und ungewiß. Wie schwer es ihm auch fiel, er entsagte wirklich.

Anfangs November 1831 ging Niembsch nach Heidelberg, weil er dort bis zum Frühjahre promoviren konnte, was zu Würzburg vor einem Jahre nicht thunlich gewesen wäre. Zuerst bekam ihm der Uebergang aus dem bewegten Gemüthsleben zu Stuttgart, wo nur Alles den Dichter haben und genießen wollte, in das strengere Leben der Wissenschaft wohl. Aber bald, denn lange Einsamkeit taugte nicht für ihn, verfiel er wieder in Schwermuth, und er mußte, um sich zu erheitern,

Ausflüge nach Weinsberg, Stuttgart und Tübingen machen. Seine Beschäftigung bestand vorzüglich darin, seine Gedichte, die zu Ostern bei Cotta erscheinen sollten, zu corrigiren. Zuletzt gerieth er darauf, seine Fantasie in die Schule der nordamerikanischen Urwälder zu schicken, den Niagara wollte er rauschen hören und Niagaralieder singen. Das gehöre — meinte er — nothwendig zu seiner Ausbildung. Seine Poesie lebe und webe in der Natur, und in Amerika sei diese schöner und gewaltiger als in Europa. Aus der neuen Welt wolle er mit einer neuen Welt im Busen zurückkehren und Niegesungenes singen. Auch wollte er dort sich Ländereien kaufen, die schon, so hoffte er mit aller Zuversicht, nach wenigen Jahren eine bedeutende Rente abwerfen würden. Reich in jeder Hinsicht könnte er — schien ihm — nur in Amerika werden.

Wohin einmal einen Dichter, nicht nur in die Regionen des Himmels, sondern auch der Erde, seine Phantasie zieht, dorthin muß er. Ende Juli 1832 bestieg Niembsch zu Amsterdam den holländischen Ostindienfahrer, Baron van der Kapellen, Kapitän Tolen, der dießmal einen Abstecher nach Baltimore machte. Nach einer sehr langen Reise von 10 Wochen kam er endlich in Amerika an. Es machte ihn, schrieb er mir am 16. Oktober 1832 aus Baltimore, um ein Gutes reicher, daß er auch das Meer kennen gelernt hätte. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise auf sein Gemüth wäre ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in ihm befestigt hätte. Das Meer wäre ihm zu Herzen gegangen. Die zwei Hauptmomente, die ihn gebildet, nannte er das atlantische Meer und die österreichischen Alpen; vorzugsweise aber erklärte er sich für einen Zögling der letztern. — Unbeschreiblich war ihm zu Muth, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich auf's Meer legte und jedes Leben, jede Bewegung sich vom Schiffe zurückgezogen hatte, in tiefer gränzenloser Einsamkeit. Dann erwachte die Sehnsucht nach den lieben Bergen, den lieben Menschen in der Ferne. Das stille Meer, möchte er fast behaupten, sei größer, als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheine. Wenn aber starke Winde und ungeheure Wellen das Schiff in ihre Mitte nähmen, und sichs verächtlich in die Hände schleuderten, und man plötzlich an die Wand geworfen würde, wie eine willenlose Kleinigkeit, so empörte das den Stolz auf's bitterste, und je weniger der äußere Mensch aufrecht stehen könnte, um so mehr thäte es der innere.

Nikolaus Lenau.

In Nordamerika gefiel es ihm ganz und gar nicht. Anstatt des Weines hätten sie dort Cider (sprich Seider), worauf sich „leider" reime. Und, ach, keine Nachtigall! — Es schiene von ernster, tiefer Bedeutung zu sein, daß die Amerikaner gar keine Nachtigall hätten. Das wäre wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehöre dazu, ihnen zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden. Im Wirthshause sei die lange Tafel, — an jeder Seite 50 Stühle — ganz mit Speisen, meist Fleisch, bedeckt. Da erschallt die Freßglocke, und 100 Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den andern an, keiner spricht ein Wort; jeder stürzt auf eine Schüssel, frißt hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin, und eilt davon: Dollars zu verdienen.

Niembsch wurde in Baltimore im Exchange-Hotel von einem deutschen Studenten, der ein guter Geiger war, dringend bestürmt, nur sogleich aus dem Bette weg, mit Guitarre (Niembsch spielte diese mit seltener Meisterschaft) und Violine auf dem Rücken, eine große musikalische Fußreise nach Südamerika, Australien und Ostindien anzutreten. Niembsch aber kaufte sich lieber einen Schimmel und ritt durch die Urwälder nach Ekonomy (Ikonomey) in Pensylvanien. Am 26. October 1832 erkaufte er 400 Morgen Urwald in Crawford County, und überließ diese einem, mit ihm nach Amerika gewanderten Zimmermeister aus Würtemberg, auf dessen Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit er große Stücke hielt, auf 8 Jahre in Pacht. — Während der langen Ueberfahrt nach Amerika hatte Niembsch, wegen des ewigen Pökelfleischessens, viel vom Scharbock zu leiden gehabt; der Ritt aber durch die dumpfen Urwälder in vorgerückter Jahreszeit, in einem ohnehin feuchten, nebelhaften Klima, zog ihm ein zwar ungefährliches, aber höchst fatales rheumatisches Leiden zu, das ihn bis zum Frühjahre fast immer im Bette hielt. Dann aber machte er sich rasch auf, besuchte den Niagara, das Hauptziel seiner Reise, und kehrte über Newyork nach Europa zurück, wo er bei Bremen die heimathliche Erde betrat, und jeden Stein vor Entzücken an die Brust pressen wollte. Die dichterischen Früchte dieser Reise waren: seine Atlantika, der Indianerzug, die drei Indianer, der Urwald, das Blockhaus, Niagara u. a. m., insbesondere auch die Meeres- und Matrosenscenen im Faust.

Auch die folgende Zeit nach dieser seiner größten Reise bis zu seiner traurigen Erkrankung im Herbste 1844 war ein ewiges Wandern, Niembsch war von Zugvogelnatur. Wie früher zwischen Wissenschaft

und Wissenschaft, trieb es ihn nun zwischen Wien und Stuttgart, wo er sein Nestchen bei Freund Reinbeck, dem Schwiegersohne des Geheimraths Hartmann, immer bereit fand, beständig hin und her. Uebrigens gebrach es ihm glücklicherweise nicht an Reiseanlässen, da seine lyrischen Gedichte bis zum Jahre 1844 die große Zahl von sieben Auflagen erlebten, und auch „Faust, Savonarola und die Albigenser" zweimaliger Ausgaben sich zu erfreuen hatten, und weil auch endlich noch zwei Jahrgänge eines Frühlingsalmanachs von ihm in die Welt geschickt wurden, wobei er etwas darein setzte, die Correkturen am Druckorte selbst zu besorgen. — Es muß hier genügen, nur die wichtigsten Erlebnisse dieser Epoche im Vorüberfluge zu berühren. Das bei weitem Wichtigste darunter ist jedoch, daß er nach seiner Wiederkunft nach Wien im Herbste 1833, wo Alles nach der Bekanntschaft des plötzlich berühmt gewordenen jungen Dichters geizte, allzuspät eine Frau kennen lernte, die, wäre sie noch Mädchen gewesen, ihm vielleicht sein Himmel auf Erden geworden sein würde.

Weiter jedoch! — Im April 1834 begann Niembsch auch ein bißchen zu rezensiren. Er hielt dieß für keine üble Studie; man erhelle und befestige dabei seine Kunstansichten. So sandte er an die allgemeine Literaturzeitung von Halle den Versuch einer Bestimmung, was eigentlich Naturpoesie sein müsse.

Im August 1834 machte er mit Freund Reinbeck und dessen Gemahlin eine Reise von Stuttgart über München und Salzburg nach Gmunden, wo sie den Dichter Schleifer angenehm überraschten; von dort fuhren sie zum erhaben romantischen Hallstatt an seinem dunkeln, schweigsamen, sternenschimmernden See, dann zum freundlich modernen Ischl, und endlich zum schönsten Wassersturze Salzburgs, bei Golling, von wo Reinbecks über Baierns eintönige Flächen nach Schwaben zurückkehrten, Niembsch aber durch die herrliche Obersteiermark über Leoben und Bruck an der Mur das reizende Mürzthal hinan nach Neuberg am Fuße der mächtigen Schneealpe reiste, wo ich mich eben in Amtsgeschäften befand. Ich traf ihn trefflich aussehend. Ein paar Tage darauf eilte er nach Wien, aber am 22. September, als ich ihn für den Michelstag auf eine edle Gemsenjagd nach Neuberg zurück einlud, konnte er schon nicht mehr bestimmt zusagen, weil er wieder etwas fieberte.

Damals wohnte er ganz allein in meinem Quartier, weil meine Frau mit den Kindern eben auf dem Lande war, und es ließ ihn da-

her meine Mutter, nur um ein Stockwerk höher, durch ihre Magd bedienen. Niembsch gefiel sich manchmal darin, diese durch starre Blicke und Gesichtsverzerrungen in die Flucht zu jagen. „Jesus, Maria! — rief sie dann — der Herr von Niembsch ist gerade verrückt! Was er für Gesichter schneidet und wie er schaut!“— Ja, male nur den Teufel an die Wand, und er kommt, über kurz oder lang, leibhaftig! —

Trotz seiner Unpäßlichkeit reiste Niembsch nach Neuberg, und wir klommen hinter Mürzsteg in die, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem zerfallenen Titanenschlosse, „die Burg“ genannten Hochfelsen auf Gemsen. Auf der Rückreise nach Wien ließ Niembsch seine einzige Handschrift des Faust und einen Meerschaumkopf in der Seitentasche einer Postkalesche stecken. Er wollte über jenen Verlust schier verzweifeln. Glücklicherweise aber ward man gegen Aufopferung des Kopfes bald Fausts wieder habhaft, und so konnte dieser, großentheils schon vollendet, im November zu Wien einem Kranze von Dichtern vorgelesen werden, worunter auch Grillparzer, der den Verfasser „Deutschlands Dante“ nannte. Im Sommer des nächsten Jahres 1835 besuchte Niembsch wieder das liebgewonnene Neuberg, bestieg die Schneealpe, wohl eine der schönsten der Welt, und den riesigen Hochschwab, dessen krystallenes Blut in vielen weißschäumenden Strömen ins Salzathal stürzt. Im Ischler Bad brachte Niembsch später beinahe alljährlich ein Paar Herbstwochen zu.

Am 28. September 1839 schrieb er mir plötzlich aus Ischl:

„Geliebtester Bruder!

Späten, aber herzlichen Dank für deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage. Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau und noch immer ledig. Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedel, zuruft:

„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!“ — —

Willst nicht Du so gut sein und solchen Ruf an mich ergehen lassen? In Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo, ist, wenn davor kopulirt werden soll, auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leichtsinnig heirathen die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen.

Nikolaus Lenau.

Also, Bruder! überleg' Dir's, und sage mir im Oktober, wo ich dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist . . . ."

Es war eine berühmte Künstlerin. — Die Verbindung unterblieb.

Wir stehen nun an der Schwelle des für Niembsch so furchtbaren Jahres 1844. Schon Ende März war er nach Stuttgart gereiset, um dort die siebente Auflage seiner lyrischen Gedichte, dann nebstbei eine zweite seines Savonarola und seiner Albigenser zu besorgen. Weiters beschäftigte er sich auch noch mit einem episch-dramatischen Gedichte: Don Juan, womit er bis Ende Sommers wirklich fertig ward. Man kann sich hieraus leicht einen Begriff seiner übermäßigen geistigen und körperlichen Anstrengung machen.

Ende Juli ging er nach Baden-Baden, und wollte von dort noch weiter in ein Seebad, etwa nach Scheveningen in Holland. Wer weiß — äußerte er — ob ich noch im Stande sein werde, etwas Tüchtiges zu schreiben? Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab." — In Baden erfuhr er die Nachricht von seines innigen Freundes, Alexanders Grafen von Würtemberg, Tod, dort sah er aber auch in den ersten Tagen des Juli zum ersten Male ein überaus achtbares Fräulein aus Frankfurt am Main, und schon Anfangs August überraschte die Augsburger allgemeine Zeitung alle Welt mit der Kunde von seiner bereits erfolgten Verlobung mit diesem Fräulein. Um die Zeit seines Geburtstages (er war am 13. August 1844 42 Jahre alt geworden) kam er nach Wien, um seinen Freunden und Bekannten jenes Ereigniß zu bestätigen.

Niembsch war beinahe schon krank in Wien angelangt. Starke Nachtschweiße schwächten ihn noch mehr, so daß er, der früher so rüstige Traunstein- und Hochschwab-Besteiger, jetzt sich nur unter vollster Erschöpfung auf die so niedrige, nur sogenannte, Sophienalpe unweit Wien zu schleppen vermochte. Auch war seine Stimmung eine ungewöhnlich unsichere, bald sehr mild, bald wieder, und zwar sehr plötzlich und ohne besondern Grund, ungemein heftig. Die Wiener sahen ihn unter solchen Umständen nicht ohne einige Besorgniß nach Frankfurt zu seiner Hochzeit abreisen.

Er fuhr am 15. September 1844 auf dem Dampfschiff nach Linz ab. In der Nähe von Linz saß dieses auf einer Sandbank fest. Bei der Flottmachung arbeitete Niembsch durch zwei Stunden auf das Angestrengteste mit, was ihn noch mehr schwächen mußte. Von Linz setzte

er seine Reise nicht zu Dampfschiff über Regensburg gegen Frankfurt fort, sondern eilte unausgesetzt im Eilwagen über München nach Stuttgart, um die Verzinsung jenes Kapitals zu erlangen, gegen welches er seine bisherigen Werke der Verlags-Buchhandlung vollständig abgetreten hatte. Schon am 20sten kam er dort an. Sein Anliegen stieß aber wegen Abwesenheit eines der Mitinteressenten der Buchhandlung auf Schwierigkeiten, und so befand er sich am 29. September noch alldort.

Als er da mit dem gastfreundlichen Hofrath Reinbeck und dessen gütiger Gemahlin am Frühstücke saß, fiel ihm plötzlich das ganze Gewicht seiner Lage auf das Herz. Er sprang auf mit einem Aufschrei des höchsten Zornes und Kummers, und im gleichen Augenblicke fühlte er einen Riß durch sein Gesicht. Er ging an den Spiegel, sah seinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt, und die rechte Wange war total starr und gelähmt bis aus Ohr. Das Auge blieb zwar frei und beweglich, doch hatte es ein stieres und gläsernes Ansehen. Dieser Nervenschlaganfall, dafür hielt ihn wenigstens Niembsch, erfüllte ihn nun erst ganz mit den schwersten Besorgnissen für die Zukunft. Er erschien sich selbst wie ein vom Tode Bezeichneter; dieser hatte Hand an ihn gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut, die bald gefällt werden sollen. Alle seine Hoffnungen auf häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen ihm in den Abgrund eines schreckenvollen Verhängnisses versunken, da ihn der Unfall gerade in dem Augenblicke getroffen, als er mit den letzten Anstalten zu seiner Verheirathung beschäftigt war. Die Gesichtslähmung verlor sich wieder allmälig binnen 14 Tagen. In der Nacht auf den 11. Oktober 1844 trat der erste stärkere Paroxismus von Tobsucht ein. Niembsch blieb ganz schlaflos, eine fürchterliche Angst und Verzweiflung bemächtigten sich seiner. Er schlug mit Fäusten gegen sich, Selbstmordsgedanken stiegen in ihm auf, und eine Menge der grellsten Gedanken und Bilder gingen durch seinen Kopf. In seiner Angst raffte er viele seiner Papiere zusammen und verbrannte sie in seiner Waschschüssel. — Am Morgen darauf setzte er eine ganz gut abgefaßte detaillirte Geschichte dieser Nacht auf, verbrannte sie aber, da ihn ihre Vorlesung zu sehr angriff, auf Andringen seines Arztes. In der Nacht auf den 15. vollführte er abermals einen großen Lärm. Am 16. frühstückte er ziemlich aufgeregt mit seinen Gastfreunden, sagte hierauf, er müsse doch auch einmal wieder zu seinem Guarnerius greifen, spielte besonders schön darauf, begann aber plötzlich einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zim-

mer bebte. Er wähnte sich vollkommen genesen, setzte sogleich über dieß Wunder einen Bericht für die Augsburger allgemeine Zeitung auf, den er durchaus selbst auf die Post tragen wollte. Ein Freund und ein Bedienter folgten ihm, und brachten ihn, da er sich unterwegs vor Ermattung auf den Boden legen wollte, in einem Wagen nach Hause. Er begab sich zu Bett und schien eingeschlafen zu sein, was aber nicht der Fall war, indem er in einem unbewachten Augenblick den ersten Versuch machte, sich zu erdrosseln. Am 18. Oktober streckte er sich ganz erschöpft auf sein Sopha und behauptete, er fühle den Tod herannahen; er machte hierauf sein Testament, welches er wohl zehnmal abänderte und immer wieder zerriß, und als der Tod mittlerweile noch immer nicht kommen wollte, bat er inständigst um Gift, bis Abends, wo er zu schlafen verlangte. Da er niemand im Zimmer dulden wollte, wurde den Wächtern befohlen, vor der Thür stehen zu bleiben und auf jeden geringsten Laut und jede Bewegung Acht zu geben. Nach einer halben Stunde hörten diese ihn stöhnen, und die herbeifliegende Frau v. Reinbeck fand den Kranken fürchterlich entstellt aussehend, mit hervorgetriebenen blutunterlaufenen Augen, Kopfkissen und Sacktuch stark mit Blut aus Nase und Mund befleckt. Befragt darüber, was ihm begegnet sei, erwiederte er: „Weil Ihr mir kein Gift gegeben, hab' ich mich mit meinem Sacktuche erdrosseln wollen." — Am 19. ward ihm zur Ader gelassen. Am 20. entsprang er in seiner damaligen Parterrewohnung aus dem Fenster im Hemd, und lief auf der Straße hundert Schritte weit, bis er ergriffen und zurückgebracht ward. Da er nun fortwährend tobte und weder Arzenei noch Speise zu sich nahm, wurde er am 22. Oktober 1844 in die, drei Fahrstunden von Stuttgart entlegene, königliche Heilanstalt zu Winnenthal gebracht.

Am 21. Oktober erhielt ich durch Hofrath v. Reinbeck Nachricht von Niembschens trauriger Erkrankung, am 24. konnte ich bereits von Wien abreisen, und stand am 28. Mittags in Stuttgart, Tags darauf aber zu Winnenthal. Hofrath Dr. Zeller, der Director der Heilanstalt, erfreute mich mit der Mittheilung, daß eben eine günstige Wendung der Krankheit eingetreten zu sein schiene. Er führte mich Nachmittags zu Niembsch, der mich erkannte, ohne aber von meiner Ankunft eben überrascht zu sein. Mit leiser heimlicher Stimme sprach er zu mir: „Es gibt eine Region in den menschlichen Nerven, die ewig unberührt bleiben sollte. Weh dem, der sie aufregt! Ich aber hab' es gewagt!" — Erst am 6. November durft' ich ihn wieder besuchen. Ich fand ihn

viel besser aussehend, auch recht heiter und klar. Er sprach eine volle Stunde über seine Krankheit, als ob er selbst sein Arzt gewesen wäre. Vorzüglich freute ihn, daß er nun meistens heitere Phantasien hätte, statt der früheren furchtbaren. Er hörte Vögel singen, Meisen am Fenster picken, sah Wildgänse fliegen, wandelte in schönen Gebirgsgegenden, und in Tempeln unter großen Männern, besonders sprach er viel mit Göthe, der über seine österreichischen Kernausdrücke oft weidlich lachte. Er wollte mich bei sich behalten. — Am 13. November kam ich wieder und durfte nun bis 3. Dezember unausgesetzt zu Winnenden, dem Städtchen dicht am Schlosse Winnenthal, verweilen. Ich muß kurz sein und erwähne daher nur, daß Hofrath Zeller öfter mit Niembsch und mir im Garten, ja einmal sogar in der nahen Gegend lustwandelte, und damals die Hoffnung hegen zu dürfen glaubte, des Kranken Kopf wäre durchaus nicht gestört, es stünde die vollkommenste Herstellung in Aussicht, ohne daß ein trauriger Nachklang in seiner Seele zurückbleiben würde. Niembsch fühlte eine bei ihm ungewöhnliche Liebe zum Leben. „Nur nicht sterben! — rief er wiederholt —, ich lebe jetzt so gerne.“ Häufig gedachte er seiner Schwester Therese, ihrer Kinder, seiner Freunde, insbesondere seiner Seelenfreundin, jener Frau in Wien, mit welcher er im September und Oktober viele Briefe gewechselt hatte, und mit Rührung auch seiner armen edlen Braut. — Er vermochte sogar mit Aufmerksamkeit zu lesen, und zwar ein Büchlein seines Freundes und Arztes, Zeller, „das verschleierte Bild zu Sais.“ Viel Freude verschafften ihm auch von nah und fern herbeifliegende Briefe, unter denen sogar einer von einem ihm unbekannten theilnehmenden Ritterfräulein in Jütland. Gleichwohl hatte er auch manchmal heftige Tobanfälle, wo er von den Wärtern gebändigt werden mußte. Bei einer solchen Gelegenheit rief er einmal aus: „Pfui, das ist schändlich: Zwei über Einen!“ — und ein andermal sagte er zu seinem treuen Wärter Sachsenheimer, der dann und wann auch ein Gedichtlein machte: „Unerhört, daß Ein Dichter den andern bindet!“ — Am 28. November kam Justinus Kerner nach Winnenthal; Niembsch hatte aber eben einen aufgeregten Tag, und sein Freund konnte ihn mit Dr. Zeller und mir erst am 29. gegen Mittag besuchen. Niembsch und Kerner umschlangen sich feurig, wie lang getrennt gewesene Liebende. Niembsch war ganz unbewölkt, und sprach so klar, daß Kerner mitunter ausrief: „Der ist ja weit gescheidter als ich!“ — Wir kamen Nachmittags wieder. Viel ward von den früheren seligen gemeinschaftlichen Tagen Niembschens und Kerners in Weins-

berg gesprochen. Als Abends Licht gebracht ward, und Niembsch den höchst ausdrucksvollen Schattenkopf Kerners an der Wand erblickte, ergriff er sogleich einen Bleistift und riß ihn nach, scherzend, er wolle sich so eine heitere Gesellschaft bilden. Als der, einige Zeit abwesend gewesene, Dr. Zeller wieder eintrat, trug uns Lenau ein Gedicht auswendig vor, welches er auf seiner letzten Reise zwischen Zernolding und München, Nachts, auf dem rollenden Eilwagen, und schon sehr angegriffen, aus Vorwitz gemacht hatte: ob er unter so feindlichen Umständen wohl noch zu dichten vermöchte? — Dr. Zeller schrieb es augenblicklich nach:

„'S ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele;
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer —; wer mag daraus noch trinken? —
Und zu den andern Scherben muß es sinken!" —

Mit ernster Wehmuth horchten wir dem Dichter und Weissager. Hierauf erzählte er uns von der mächtigen, aber angenehmen Aufregung, die er in der verwichenen Nacht gehabt. Er sah sich in der Aspernschlacht von 1809, an der Seite des großen Erzherzogs Karl, und an der Spitze der vaterlandstrunkenen, sieglechzenden österreichischen Legionen stürzten sie mit blitzender Faust in das unabsehbare, aus halb Europa zusammengeströmte, hochschäumende Meer von Feinden. Jeder Hieb — Tod. — Pumps! ein Kartätschenschuß! Er hörte ihn wirklich, denn mit nackter Ferse hatte er in der Extase die dicke Fußbohle seines derben Eichenbettes Eines Schlags eingestoßen. „O Wonne ohne Gleichen solch eine Schlacht!" schloß Niembsch; — „aber doch — setzte er lächelnd hinzu — wär' ich ihrer lieber wieder los." — Niembsch war bei dieser Schilderung abermals heiß geworden und wir mußten ihn verlassen. Niembsch nahm zärtlich Abschied von Kerner, und dann

zu meiner Ueberraschung, denn ich konnte noch einige Tage in Winnenden bleiben, auch schon von mir, indem er zu mir sagte: „Ich danke Dir, lieber Bruder, für alles Liebe und Gute, das Du mir erwiesen!“ — Er hatte wohl ein Vorgefühl, daß es später ihm nicht mehr möglich sein würde, denn er verfiel, bald nachdem wir seine Zelle verlassen, in einen neuen Ausbruch, welcher — da eben eine sehr strenge Kälte eintrat, mit steigender und fallender Heftigkeit so anhaltend war, daß ich bei meiner Abreise am 3. Dezember Vormittags den Aermsten zwar nochmal sehen, aber nicht mehr umarmen konnte. — Ich schied, in Uebereinstimmung mit seinen beiden Aerzten, voll der schönsten Hoffnungen für die Zukunft, allein Dr. Kerner schrieb schon damals nach Stuttgart, daß er seinen armen Freund für unrettbar halte.

Während Niembschens Aufenthaltes zu Winnenthal vom Dezember 1844 bis 1847 erhielt ich durch die Güte seiner Herren Aerzte Zeller und Ellinger ziemlich regelmäßig alle 14 Tage briefliche Nachricht. Es fehlte daher nicht an den besten Behelfen zu einer einstigen ausführlichen Krankengeschichte. Ein sehr bedenklicher Zufall traf ihn am 14. März 1846. Es erfolgte, vielleicht durch eine Erkältung durch zu rasche Abnahme seines starken Eremitenbartes, eine sehr tiefe und anhaltende melancholische Niederdrückung, unter Erscheinungen von starkem Frost, auffallend schnellem Zusammensinken der Kräfte, gastrischen Störungen und darauf eintretendem zehntägigem Fieber mit sehr reichlichen Schweißen, die seine Stimmung allmälig wieder zu erleichtern schienen.

Nachdem Niembsch bereits drittbalb Jahre zu Winnenthal gewesen, und man daher höchstens noch die einzige Hoffnung hegen durfte, daß etwa eine Veränderung seines Aufenthaltes und eine Heimkehr in sein geliebtes Vaterland ihn möglicherweise retten könnte, beschlossen seine vermöglicheren Wiener Freunde und Bekannte, die für ihn schon früher freiwillig eine ansehnliche Summe zusammengeschossen hatten, ihn mit Erlaubniß des Vormundes und der Obervormundschaftsbehörde, nach Wien bringen zu lassen. Ich, als sein nächster männlicher Verwandter, hielt es für meine heilige Pflicht, mich dieser schwierigen Aufgabe zu unterziehen. Ende April 1847 war ich in Winnenden, und nach den nöthigen Vorbereitungen trat ich mit dem mittlerweile freilich schon tief heruntergekommenen armen Schwager, in Begleitung seines braven bisherigen Wärters, des uns schon bekannten Dichters Sachsen-

heimer, am 13. Mai um 7 Uhr Morgens die Heimfahrt an. Ich hatte in Stuttgart einen bequemen Wagen gemiethet, um allen Aufenthalt durch Umpacken und das höchst fatale Uebersteigen des Patienten zu vermeiden. Zur Beschleunigung der Reise wählte ich Extrapostpferde. Die Richtung nahm ich über Schorndorf, Aalen, Nördlingen und Ingolstadt nach Regensburg, um von da die Dampfschiffe benutzen zu können. In Aalen hielten wir Mittag. Der Kranke wandelte wie ein Gespenst durch alle Gasthauszimmer und beängstigte die Gäste. Bevor er unten wieder in den Wagen zu bringen war, stieg er einigemal den Stadtplatz auf und ab, was einen kleinen Auflauf veranlaßte. Wir bestimmten deshalb, ihn, wo möglich, bis Regensburg nicht mehr aussteigen zu machen. Wie im Fluge ging es vorwärts, da ich doppelte Trinkgelder gab. Bei einbrechender Nacht fuhren wir von einer Station unter Sturm, Regen, Donner und Blitz ab. Am 14. kamen wir bald nach Mittag gegen Regensburg. Es war höchste Zeit. Der Kranke begann schon aufgeregt zu werden und auf den gegenübersitzenden Wächter bisweilen zu schlagen. Zu Regensburg traten wir im Gasthofe am Dampfschifflandungsplatze ab, und brachten den Kranken schnell zu Bett. Gerade unter unserem Zimmer war das Dampfschifffahrts-Bureau, ich eilte hinab, um den Schiffspavillon für morgen zu miethen, und dann auf das k. Postamt in der Stadt, um wegen Rückführung unseres Wagens nach Stuttgart zu verhandeln, was einige Zeit wegnahm, und doch fruchtlos blieb. Als ich ins Gasthaus zurückkam, war oben der Sturm schon ausgebrochen. Der Aufgeregte hatte Stühle zerschlagen, und der Wärter ihm mit Hilfe des Hausknechts die Zwangsjacke anlegen müssen. Der Schiffskapitän unten, vom Geschreie des Tobenden erschreckt, protestirte gegen desselben morgige Aufnahme. Nur durch die gütige Verwendung des Bureau-Vorstandes unmittelbar beim Herrn Regierungspräsidenten selbst, ward dieselbe auf unsere Versicherung, daß bis zur Abfahrt des Schiffes ohne Zweifel der Ausbruch vorüber und eine Abspannung eingetreten sein würde, dennoch wieder zugestanden. Aber der Paroxismus war diesmal unter den ungewöhnlichen Umständen auch ein ungewöhnlich langer. Der Unglückliche, im Bette liegend, schrie aus voller Lunge jetzt, dann weinte und wimmerte er herzbrechend, dann ging er wieder in schallendes ausgelassenes Gelächter über, dann stieß er im entsetzlichen Rausche des thierischen Blutfiebers wilde Gotteslästerungen und Zoten aus. Der Wächter war gegen Mitternacht eingeschlafen; ich schloß kein Auge. Was jetzt thun?

— Einen Arzt rufen und eine Kur beginnen lassen, wie der Gastwirth anrieth? — Manie ist kein Staub, den der Arzt von der flachen Hand wegbläst. — Was für den Augenblick anwendbar war, hatte der wohlunterrichtete erfahrene Wärter mitbekommen und in der That auch schon angewandt. Andererseits wollt' und durft' ich den Kranken nicht zu Schiff bringen, wenn er bis 3 Uhr Morgens, da es bedingterweise noch vor Tagesanbruch geschehen sollte, nicht schon ausgetobt haben würde. Das nächste Schiff fuhr erst am dritten Tage. Ich ging daher beständig mit mir zu Rathe, wie dann die Reise zu Land fortzusetzen wäre. Da schlugs schon drei Viertel auf 3 Uhr, und siehe da, plötzlich ward der Kranke ruhig und schlief ein. Seine Natur war erschöpft. Da stand mein Entschluß fest. Nach einigen Minuten weckte ich den Wärter, wir kleideten den Patienten an, obschon er wieder etwas heftig ward, und sich mit Hand und Fuß sträubte, und führten ihn in den Schiffspavillon, dessen Bett ihn aufnahm, worin er sich bald ziemlich beruhigte. — Die Fahrt nach Linz lief glücklich ab. — Nur einmal, ich glaube bei Deggendorf, richtete Niembsch sich auf, und blickte durch die Schiffsrundfensterchen in die Gegend hinaus. Als ihm da aus weiter Ferne die blauen Berge des Böhmerwaldes entgegentraten, rief er freudig: „Hochgebirg? — Blaues Hochgebirg? — Wirklich? — Eine Wiese? — Eine grüne Wiese! — Niembsch hüpft darauf. — Das ist eine Eiche, hohe Eiche!“ — Er lehrte sich gleichsam selbst die Naturgegenstände wieder kennen. — In einer Aue weideten Kühe. Da rief' er entzückt: „Hirsche! Schöne Hirsche!“ — Gleich aber darauf stöhnte er entsetzt: „Dort tragen sie eine Leiche!“ — Wir mußten nur schnell die Vorhänge zuziehen, ihn niederdrücken und beschwichtigen. — Zu Linz brachte uns der Wagen des gefälligen Wirthes zum goldenen Stück, eines Verwandten von mir, in dessen Gasthaus, wo wir Alle trefflich übernachteten. Die Fahrt endlich von Linz nach Wien am 16. Mai 1847 verlief ohne allen Anstand, und so stieg endlich Niembsch vom Dampfschiffe Sophie, am Sophientage, dem Namenstage seiner innigsten wiener Freundin, zu Nußdorf Nachmittags um 3 Uhr ans heimatliche Ufer, von seiner abseits stehenden, durch ihre Töchter kaum von ihm zurückzuhaltenden, treuen Schwester mit bittern Zähren bewillkommnet, und in einer halben Stunde war er nun denn doch dort, wohin er früher einmal durchaus nicht gewollt, in der Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Oberdöbling. Vor Jahren war er nämlich einmal mit diesem dahin gefahren, wollte aber mit ihm, trotz dessen Einladung, nicht ins Haus. „Nein, nein;

durchaus nicht! — sprach er kopfschüttelnd —, Ihr kriegt mich vielleicht ohnedieß einst hinein!" —

Der Kurator des Kranken, Dr. Alexander Bach, später kais. österreichischer Justizminister, vereinigte im Juli 1847 mehrere bewährte Aerzte Wiens zu einer Besprechung. Die Prognose der letzteren lautete höchst traurig und die Therapie beschränkte sich auf ein entschiedenes Abweisen irgend einer heftig einwirkenden Methode.

Von Niembschens Unleben zu Döbling, denn Leben ist es jetzt keins mehr, laßt mich schweigen! — „Der gütige Himmel erwecke ihn bald aus dem lebendigen Grabe!" muß seufzen, wer ihn jetzt sieht. — Nur zweimal leuchtete dort der alte Niembsch wieder auf. Als man ihm sagte: Erzherzog Karl wäre gestorben, sprach er: „Erzherzog Karl stirbt nicht!" — Ein andermal sprach er zu einer alten Dame: „O, wie schön Sie sind!" — „Aber, lieber Niembsch — wendete diese ein — ich bin ja nicht mehr jung." — „Ei! — erläuterte er —, man muß Sie nur mit den Augen der Seele sehen, wie ich Sie sehe!" — — Der Wiener Märzjubel schlug dort vergeblich an sein Ohr, und er, der da sang:

„Nicht läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln und mit dunklen Kutten;"

war mit offenen Augen blind für die Sonne der Freiheit, als sie, die lang schon von ihm verkündete, endlich doch emporbrach.

Ich kann mich nicht enthalten, zum Schlusse hier noch ein, von seiner innigsten Freundin Hand gemaltes, wohl zusammenfassendes Bild Lenau's, der mir darin zum Leben getroffen scheint, aufzustellen: „Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vordertheil des Schiffchens wie eine Flagge befestiget hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch?

Nikolaus Lenau.

— Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strome, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? — O, die glatten, schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! — — Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht." —

Ant. X. Schurz.

Nikolaus Lenau.

Gedichte.

(2 Bände. 1. Band. Achte Auflage. — 2. Band. Sechste Auflage. — Stuttgart 1846 (Cotta.)

Jugendträume*).

Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten,
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel, singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt:
Die Jugendträume sind es, wohl das beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch, weh! ihm naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig flieh'n
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange
Da er sie weiter sieht und weiter zieh'n.

*) Angeblich das erste Gedicht, das Lenau drucken ließ, und zwar mit der Unterschrift: „N. Niembsch" in dem von J. G. Seidl herausgegebenen Taschenbuch: „Aurora" 1828.

Nikolaus Lenau.

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden,
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn heruntersprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zu kühler Ruh
In seinen eignen Schatten.
Der tränke gern von dürrer Glut
Schier seine eigne Thränenflut.

Nikolaus Lenau.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefers Kränken.
Er schreitet fort von Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend baut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle;
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Dort kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt

Nikolaus Lenau.

Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange:
Sie sehn der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt' er ihm heimlich vor in's Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte,
— Er steht auf Ostrolenka's Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umwebt
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

Einem Knaben.

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus,
Und prüfest rings die Sprossenwände
Und fragst: „wie kam er nur hinaus?"

An jenem Baume hörst du singen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gib Acht, gib Acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst,
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Nikolaus Lenau.

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückest deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entfloh'n, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her;
Neigst hin dich nach den süßen Weisen,
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr! —

An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Bist du mir nun zurück!
Dein liebes Angesicht verschwand
Mir, wie mein Jugendglück!

Ich steh' allein, und denk' an dich,
Ich schau' in's Meer hinaus,
Und meine Träume mengen sich
In's nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Fluth,
Ergreift mich Freude schier:
Da wird so heimisch mir zu Muth,
Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde geh'n
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken still verweh'n
Den süßen Stundenraub.

Nikolaus Lenau.

Im ungestümen Wogendrang
Brauſ't mir dein Felſendach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenſchall
Zu mir herüberzieht,
Und leiſe der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige ſingt,
Wehmüthig rauſcht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: Gedenke mein! —

Als ich am fremden Gränzefluß
Still ſtand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsſcheu
In ſeine Rinde lief:
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, ſo ſehnſuchtſchwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ſtröme dir in's dunkle Meer
Den warmen Thränenſold! —

Die Werbung.

Rings im Kreiſe lauſcht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreiſe rauſchen Klänge:
Was ergreifen die mich ſo? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesgluth,
Spielt da die Zigeunerbande

Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
„Wilder schlag das Zimbal du!"
Ruft der Werber und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf.
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all die Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft in Blute wusch;
Auf dem Csako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen;
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit lichtern Augen,
„Solcher Wuchs und solche Kraft
„Würden dem Husaren taugen;
„Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen

Nikolaus Lenau.

Seiner Wange Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!“
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn ins Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Trommetenton.
„Komm in unsre Reiterschaaren!“
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Husaren,
„Das ist Leben, das allein!“ —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt,
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort in's Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert lobt empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande

Nikolaus Lenau.

Mit Geraun und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath sterben;
Arme Mutter, arme Braut!
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers raubes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
„Bist kein echter Ungarjunge!
„Feiges Herz! so fahre hin!“
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre. —
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Faust.

(Dritte Auflage. Stuttgart, 1848. Cotta.)

Faust's Tod.

Klippenstrand. Nacht. Fortwährender Sturm.

Faust

auf einem Felsen sitzend.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Wohlan, mein Herz! in dieser Stunde
Will ich in dein Geheimniß schauen,
Und greifen tiefst in deine Wunde;
Halt fest und duld' es ohne Grauen!
Auf diesem Fels, in Sturmesmitten,
Werd' ich's entsetzlich nun gewahr,
Wie ich der Lieb' und Heimath baar,
So ganz allein und abgeschnitten.
Die Welle, die der Sturm bewegt,
Die schäumend an die Klippe schlägt,
Der Wind, der heulend Wälder splittert,
Der Blitz, der durch den Himmel zittert, —
Mehr Heimath haben sie und Ruh,
Mein einsam Herz, als du!

Ich habe Gottes mich entschlagen
Und der Natur, in stolzem Hassen,
Mich in mir selbst wollt' ich zusammenfassen;
O Wahn! ich kann es nicht ertragen.
Mein Ich, das hohle, finstre, karge,
Umschauert mich, gleich einem Sarge.

Nikolaus Lenau.

Im Starrkrampf wilder Eigensucht
Warf mich der Teufel in die Schlucht.
Lebendig in den Grabesfinsternissen,
Hab' ich, erwacht, die Augen aufgerissen,
Und ich begann mit unermess'nen Klagen
Mich selber anzunagen.
Ich habe nun gesprengt die dumpfe Haft,
Mit doppelt heißer Leidenschaft
Streck' ich die Arme wieder aus
Nach Gott und Welt aus meinem Todtenhaus.
Nach Gott? doch nein — der Kummer ist es nur:
Könnt' ich vergessen, daß ich Creatur!
Ein unersättliches Verlangen
Ist meinem Innern aufgegangen;
Erst war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu fassen im Erkennen;
Nun würde mir, geschöpft in vollsten Zügen,
Erkenntniß nimmermehr genügen.
Wenn ich die Welt auch denken lerne,
So bleibt sie fremd doch meinem Kerne,
Im Einzelwesen kalt zertrümmert,
Wo keines sich des andern kümmert.
So lang ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
So lang ein Schmerz auf Erden klagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
So lang ich nicht allwaltend bin,
Wär' ich viel lieber ganz dahin. —
Ha! wie das Meer tobt himmelwärts,
Und wiederhallt in dir, o Herz!
Ich fühl's, es ist derselbe Drang,
Der hier in meinem Herzen lebt,
Und der die Fluth zum Himmel hebt:
Die Sehnsucht nach dem Untergang;
Es ist das ungeduld'ge Zanken,
Hindurchzubrechen alle Schranken,
In freudevollem Todesfalle
Zusammzustürzen Alle — Alle! —

Nikolaus Lenau.

O greife weiter, weiter, Sturm,
Und nimm auf deine starken Schwingen
Den höchsten Stern, den tiefsten Wurm,
Uns endlich Alle heimzubringen!

Wie hier der Sturm die Fluth aufwühlt,
So rührt er mir die Seele auf,
Daß sich Vergeßnes wiederfühlt
Aus meiner Jugend frühstem Lauf,
Als ich ein frischer Knabe war,
Und einst dem Priester am Altar
Die Meß' bedient als Ministrant,
In seine Formeln stimmend ein
Mit unverstandenem Latein,
Das von den Lippen mir gerannt,
Wie's Bächlein über'n Kiesel geht,
Der vom Gemurmel nichts versteht.
Als ich das Glöcklein schellt' und lustig schwenkte
Das rauchende Thuribulum:
Da schien dem Knaben plötzlich Alles krumm,
Mein Herz ein stolzer Aerger kränkte,
Daß ich dem Gottesbild zu Füßen
Hab' knie'n und opferrauchen müssen,
Mir schiens an meinem Werthe Spott
Daß ich nicht lieber selbst ein Gott.
Was noch als Irrlicht, flüchtig, leicht,
Dem Knaben durch die Seele streicht,
Kehrt in die Brust des Manns einmal
Plötzlich zurück als Wetterstrahl.
O welche Qual in dem Gedanken:
Daß die Geschaffnen, Schlingepflanzen,
Den Urstamm ihres Gotts umtanzen,
Von ihm getragen aufwärts ranken!
Betracht' ich's scharfen Angesichts,
Ist solch' ein Loos im Grunde Nichts.
Das Schlinggewächs ist Gaukelschein,
Bestand und Kraft der Stamm allein.
Woher ist mir der Stolz gekommen,

Nikolaus Lenau.

Geschöpfen kann nur Demuth frommen?
Doch ist mir stolz ins Mark gefressen.
Abhängigkeit, der Sklavenring,
Der diesseits ehern mich umfing,
Soll ich ihn jenseits nicht vergessen?
Mit ihm all' die Entwicklungstreppen
Der Ewigkeit hinan mich schleppen?
Ha! lieber soll mein stolzer Geist,
Der Gott zu sein mich wünschen heißt,
Mit meinem Leib zugleich versiechen,
Und sich als Grabgewürm verkriechen,
Und, dringt er je aus meiner Gruft,
Als fauler Dunst verfahren in die Luft. —

Doch — ist das Alles nicht ein trüber Schein?
Und daß ich abgeschnitten und allein?
So ist's! Ich bin mit Gott festinniglich
Verbunden und seit immerdar,
Mit ihm derselbe ganz und gar,
Und Faust ist nicht mein wahres Ich.
Der Faust, der sich mit Forschen trieb,
Und der dem Teufel sich verschrieb,
Und sein und alles Menschenleben,
Des Guten und des Bösen Uebung,
Der Teufel selbst, dem Jener sich ergeben,
Ist nur des Gottbewußtseins Trübung,
Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum,
Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.
Und zeugt der Mensch, wie Faust, ein Kind,
Ein Traum dem andern sich entspinnt!
In jedem Kind, in jedem Morgenroth
Sich Gottes Phantasie erfrischt.
Und schlägt ein Mensch, wie Faust, den andern todt,
Ein Traum den andern nur verwischt.
Ergreift den Menschensohn mit Macht
Des Forschens Trieb und Ungeduld,
Daß er bei Tag und später Nacht
Um einen Blick der Wahrheit buhlt,

Nikolaus Lenau.

So ist's vielleicht, daß Gott im Traume spürt,
Er träume nur, und daß Erwachensdrang
Im Morgenschlaf an seinem Traume rührt?
Und schlummert er vielleicht nun nimmer lang? —
Du böser Geist, heran! ich spotte dein!
Du Lügengeist! ich lache unserm Bunde,
Den nur der Schein geschlossen mit dem Schein!
Hörst du! wir sind getrennt von dieser Stunde!
Zu schwarz und bang, als daß ich wesenhaft,
Bin ich ein Traum, entflatternd deiner Haft!
Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz!

(Er ersticht sich.)

Mephistopheles.

Nicht Du und Ich und unsere Verkettung,
Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!
Deß wirst du bald und schrecklich dich besinnen,
Laß nur des Herzens Wellen erst verrinnen.
Ist erst der Strom des Blutes abgeflossen,
Der brausend das Geheimniß übergossen,
Kannst du hinunterschauen auf den Grund,
Dann wird dein Wesen dir und meines kund.
Mich wird man nicht so leichten Kaufes los.
Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil's nun mit einmal sein geängstet Haupt
Dem Alten meint zu stecken in den Schoos,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den's frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
Er wird nicht Mein und Dein mit dir vermischen,
Das todte Glück dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsgluth vertilgen allen Streit,
Dich, Welt, und Gott in Eins zusammenschmeißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!

Nikolaus Lenau.

Savonarola.

(Ein Gedicht. Zweite Auflage. Stuttgart, 1844. Cotta.)

Savonarola's Weihnachtspredigt.

Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das ist die stille kühle Nacht,
Wenn über die versengte Blüte
Mit seinem Thau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das ist die ungestörte Zeit
Des Heimwehs nach der stillen Ferne
Aus diesem Thal voll Schmerz und Streit.

Und war dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So kühlt es dir zu milder Klage
Die Nacht mit ihrem Thränenthau.

Dann kehrt zu seinem Heiligthume
Das sturmverschlagne Herz — und glaubt;
Dann richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt.

Dann drängt es dich den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und schnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf.

Und dem Erstaunten und Gerührten
Zu sagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieser Nacht entführten,
Und daß er auch dich lieben soll.

Nikolaus Lenau.

Wenn Nachts im Wald die Vögel schweigen,
Und wenn das Wild im Dickicht ruht,
Und wenn kein Windhauch in den Zweigen,
Dann hörst du einsam nur die Flut;

Du siehst den Quell zu Thale rinnen,
Er schimmert hell im Mondenschein,
Du denkst: „Ich muß wie er von hinnen,
Wär' ich wie er so hell und rein!"

„Er treibt auf Erden seine Wogen
Und eilt ins heimathliche Meer,
Und ist, wie er einst ausgezogen,
So rein bei seiner Wiederkehr!"

Und wenn du Nachts am Waldesquelle
Dein sinnend Haupt wehmüthig senkst,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkst;

Was kann die Trauer dir bezwingen
Im stillen Wald am Quell so klar?
Was hörst du aus den Wassern singen
Für Lieder, tröstend wunderbar?

Was hat den Balsam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es ist die süße Friedenskunde
Aus einer längstvergangnen Nacht.

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niedersank,
Als einst der Menschheit sieche Blüte
Den frischen Thau des Himmels trank!

O Weihnacht! Weihnacht! höchste Feier!
Wir fassen ihre Wonne nicht,

Nikolaus Lenau.

Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das seligste Geheimniß dicht.

Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir stürben vor entzücktem Schrecken,
Eh wir vollbracht den Erdenlauf. —

Der Menschheit schmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnsucht tief und bang,
Die sich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang;

Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte
Nach dem Erlöser je und je;
Die aus Prophetenherzen rauschte
In das verlaß'ne Erdenweh;

Die Sehnsucht, die so lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging,
Als Thräne, Lied, Gebet und Klage:
Sie ward Maria — und empfing.

Das Paradies war uns verloren,
Uns blieb die Sünde und das Grab;
Da hat die Jungfrau Ihn geboren,
Der das Verlorne wiedergab;

Der nur geliebt und nie gesündet,
Versöhnung unserer Schuld erwarb,
Erloschne Sonnen angezündet,
Als er für uns am Kreuze starb.

Der Hohepriester ist gekommen,
Der lächelnd weiht sein eignes Blut;
Es ist uns der Prophet gekommen;
Der König mit dem Dornenhut. —

Nikolaus Lenau.

Kennt ihr den Strauch im Waldesgrunde?
Kein Blümlein blüht in seiner Näh,
Kein Vogel singt in seiner Runde,
Den Wandrer faßt ein dunkles Weh!?

Wohl stürbe gern in seinem Grame
Der Strauch der jene Dornen trug;
Doch muß in alle Welt sein Same
Fortwandern mit dem Windesflug.

Nach seines Fluches altem Brauche
Geht Ahasver noch auf und ab,
Und bricht sich von dem Dornenstrauche
Alljährlich seinen Wanderstab.

Der Strauch — das ist das Finsterkalte
In der Natur, das nur versehrt;
Und Ahasver — das ist der alte
Unglaube, der stets irre fährt. — —

Naturvergöttrer! ihr Geäfften
Des Wahnes, wollt in Sumpf und Riet
Den Irrwisch an den Leuchter heften;
Er leuchtet nur, indem er flieht!

Allgöttler! eures Gottes Glieder
Streift hier vom Baum der Wintersturm;
Dort schießt den Gott ein Jäger nieder;
Hier nagt er selber sich als Wurm.

Als Tabernakel, voll Rubinen
Und Perlen, mit dem Sacrament,
Mag Euch des Tigers Rachen dienen,
Der brüllend durch die Wüste rennt.

Und die Kinnlade eines Haien
Für euch als Bundeslade paßt,

Nikolaus Lenau.

Das Mordgebiß in Stachelreihen
Das heilige Gesetz umfaßt.

Und euer Engel, dessen Zeichen
Die Todten auferstehen ruft,
Ist die Hyäne, wenn sie Leichen
Bei Nacht aufwühlt aus ihrer Gruft! —

Noch immer lebt der alte Jude,
Durchflucht die Welt mit Saus und Braus;
Die Kirch' ist seine Gräuelbude,
Er läßt den Herrn nicht in sein Haus.

Und wo er trifft auf seinen Gängen
Die Wandrer mit der Kreuzeslast,
Muß er sie höhnen und bedrängen,
Weil er das Reich der Liebe haßt.

Geht hin nach Rom und hört die Mette
Zur Weihnachtsfeier, schaut euch an
Die Priester auf entweihter Stätte,
Mit Goldgewändern überthan.

Dort brennen tausend helle Kerzen,
Die Orgel dröhnt, es tönt Gesang;
Doch kalt und finster sind die Herzen,
Zerrißne Glocken ohne Klang.

O seht die thierischen Gestalten,
Wie am Altare dort und hier
Hantirend sie die Hände falten,
Zum Himmel blicken fremd und stier!

Der Eine liest, die Augen rollend,
Die Meß' in ungeduld'ger Hast,
Und dem Evangelisten grollend,
Daß er nicht kürzer sich gefaßt.

Nikolaus Lenau.

Ein Zweiter denkt mit heißer Stirne
Bei der Epistel an den Brief,
Der ihn zu einer schmucken Dirne
Für diese heil'ge Nacht berief.

Ein Andrer hört aus den Gesängen
Halloh, Gebell und Jägerhorn;
Er sieht den Hirsch im Walde sprengen,
Sein Herz fliegt nach durch Busch und Dorn.

Ein Andrer träumt in Spielgemächer
Sich an den Goldtisch, nimmersatt,
Er schwingt den Kelch wie Würfelbecher,
Die Hostie wie ein Kartenblatt.

Die Ceremonie wird als Fratze
Gedankenlos nun ausgekramt;
Ein Affe, sie mit Kopf und Tatze
Tiefsinnige Gebärden ahmt;

Und die Gemeinde geistverlassen
Und herzverödet, drängt und gafft
Und sucht mit Wort und Wink zu fassen
Die Beute frecher Leidenschaft;

Schamlos geputzte Weiber schwirren
Umher im Tempel ohne Ruh,
Und lasterhafte Männer girren
Den Weibern süße Worte zu.

Der Fromme geht, die Brust voll Klage,
Aus solcher Kirchenschänderei;
Ihm thut sein Herz die düstre Frage:
Ist es mit Christus denn vorbei?

Ist dies ein Fest, daß er geboren,
Der wiedergab das Paradies?

Nikolaus Lenau.

Ist dies ein Fest, daß er verloren,
Und uns, ein schöner Traum, verließ?

Doch sollt ihr nicht dem Kummer glauben,
Kein Wort des Heilands wird verwehn;
Gott läßt sich seine Welt nicht rauben,
Und seine Kirche wird erstehn.

Ob euren modernden Gebeinen
Wird dann hinwandeln eine Schaar
Von Priestern, wahren, frommen, reinen,
Und würdig dienen am Altar.

Die Herzen werden sich versöhnen
Einst unter Einem Freudenzelt,
Und die Natur wird sich verschönen,
In Liebe athmen wird die Welt.

Die Herzen werden sich verbünden,
Sich bringen jeden Gottesgruß,
Von Brust in Brust hinübermünden
Wird, Gott entströmt, ein Freudenfluß.

Und finden werden sie gemeinsam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was Keiner kann erringen einsam,
Wer nur sich selber Kränze flicht.

Zugvögel sammeln sich in Schaaren,
Wenn sie empfinden in der Luft
Ein süß geheimes Offenbaren
Des Frühlings, der nach Süden ruft.

Vereinigt trotzen sie den Winden,
Daß keiner sie der Bahn entführt;
Vereinigt schärft sich ihr Empfinden,
Das in der Luft den Süden spürt.

Nikolaus Lenau.

So werden sich die Seelen einen
Im gleichen Geist und Glaubenszug,
Daß sie nach ew'gen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird sich finden einst hienieden
Der Kirche traulicher Verein,
Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
In Christo Allen wird gemein.

Ja! endlich wird die Stunde schallen,
Wo jener Strauch nur Rosen bringt,
Und wo ein Chor von Nachtigallen
Auf seinen sanften Zweigen singt.

Dann liegt der Stab des Abgemühten
Zerbrochen auf dem grünen Rain;
Dem Strauch zu Füßen unter Blüten
Wird Ahasver begraben sein.

Nikolaus Lenau.

Die Albigenser.

(Freie Dichtungen. Zweite Auflage. Stuttgart 1846 Cotta.)

Das Gelage.

In einer Laube an der Seine trinken
Drei Freunde ihren Becher aus Burgund;
In warmer Freude überströmt der Mund,
Die Hecken blühn, die goldnen Sterne blinken.

Nicht sicher ist es heutzutag auf Erden,
Schwer im Verhängniß athmen diese Zeiten,
Im Garten hier auch leise Horcher schreiten,
Die frohen Zecher lauernd zu gefährden.

Die Freunde aber trinken froh, und sprechen,
Wie die Gedanken auf im Herzen brechen,
Sie lassen frei die Herzensblume düften,
Kein Rückhalt sei in solchen Frühlingslüften.

Sie sprechen von den höchsten letzten Dingen,
Und ihre Becher hell zusammenklingen.
Zum Sternenhimmel weist empor der Eine
Und redet laut bei hochgeschwungnem Weine:
„Seht, Brüder, seht, wie uns die Sterne strahlen!
Als böten Herberg sie zu tausendmalen,
Wenn man von dieser Erde uns vertriebe.
Doch höher ist die Heimath, die uns bliebe.
Laßt uns das Herz mit Muth und Freude tränken:
Zu Almerichs von Bene Angedenken!
Ein freier Mann! ein Forscher ohne Zagen!"
Und ihre Becher hell zusammenschlagen.

Nikolaus Lenau.

„Seht, wie der Frühling uns den Trunk gesegnet
Und in den Becher seine Blüthen regnet!
O spielten doch in den Pokal die Weste
Uns Flocken von des Freundes Aschenreste,
Daß wir sie an die Lippen heben dürften,
Und liebend mit dem Wein hinunterschlürften!"

Zerstreut an hundert Tischen in dem Garten,
Bei Wein und leckern Speisen aller Arten,
Studenten sitzen aus der hohen Schule
Paris, genannt die Leuchte dieser Welt,
Und, allzufreien Künsten zugesellt,
Bewirthet Mancher neben sich die Buhle.
Von Schweden, Deutschen, Polen und Franzosen,
Von Italienern, Ungern, Engelländern,
Vielfach an Sprache, Sitten und Gewändern,
Die lauten Stimmen durcheinandertosen.

Hier halten Theologen Wortgefechte,
Spitzfindig dialektisch; blanke Waffen
Muß Aristoteles, der Heide, schaffen;
Juristen zanken dort um Römerrechte.
Die Aerzte lachen ob den Wortverdrehern,
Und lehren, wie sich Elixire brauen;
Sprachwurzeln werden lärmend ausgehauen
Von Philologen, Griechen und Hebräern.

Die Astronomen schelten sich um Zahlen;
Dort singt ein Trupp vergnügter Provenzalen
Den tapfern Troubadour Bertrand de Born,
Sein Minneleid und seinen Heldenzorn.
Goldstücke rollen dort, die Würfel dröhnen;
Gelächter schallt zu jugendlichen Possen,
Und Jedes wird mit edlem Wein begossen;
So lustig werd' es allen Musensöhnen!

Und wieder spricht ein Andrer in der Laube,
Indem er schwingt den rothen Saft der Traube:

Nikolaus Lenau.

„Von Almerichs von Bene theuren Lehren
Blieb eine unvergeßlich mir vor allen;
Sie wird noch spät auf Erden wiederhallen,
Wenn wir schon längst sind fort und nimmer kehren.
In dieser sternenhellen Frühlingsstunde
Sei sie uns wiederholt aus meinem Munde:

Was wir mit dunklem Worte nennen
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Das sind drei Stufen in der Zeit,
Wie wir den einen Gott erkennen.

Den Vater glaubte den Gewittern
Der Mensch und dem Prophetenmund,
Vor Gottes Willen mocht' er zittern;
Und solches hieß der alte Bund.

Jehovah's Tage mußten schwinden,
Der dunkle Donnernebel floh;
Wir lernten Gott als Sohn empfinden,
Und wurden seiner Liebe froh.

Auch Christi Zeit, die Gott verschleiert,
Vergeht, der neue Bund zerreißt,
Dann denken Gott wir als den Geist,
Dann wird der ewige Bund gefeiert.

So wird in Dreien Eins genommen,
Und Gott von uns in seiner Macht
Geglaubt, empfunden und gedacht;
Es will die Zeit des Geistes kommen.

Die Zeit, in der mit seinen Strahlen
Der Menschengeist zusammentrifft
In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
Und selig ruht nach langen Qualen.“ —

„Auf Almerichs von Bene Angedenken!“ —
Das ist zum Theologentisch gedrungen,

Nikolaus Lenau.

Sie horchen auf von ihren Schulgezänken,
Und ein Lombard' ist auf den Tisch gesprungen:
„Die neue Lehre soll die Welt besiegen!
Der Geist ist Gott!“ so ruft er in die Schaaren,
Und Alle auf von ihren Bänken fahren
Und nach den Sternen ihre Mützen fliegen.

Von Tisch zu Tisch hineilt das große Wort
Und reißt die jungen Herzen mit sich fort;
„Der Geist ist Gott!“ so schallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Nikolaus Lenau.

Helena,
dramatisches Gedicht.*)

Der Stoff, den Lenau dramatisch bearbeiten wollte, ist der, auch von Musäus in seinen Mährchen behandelten, bekannten Sage entnommen, wonach ein deutscher Ritter sich in die Tochter eines deutschen Kaisers verliebte, und dieselbe von diesem zum Gesponse begehrte. Schnöde abgewiesen, erbaute er sich im einsamsten Dunkel des Böhmerwaldes eine Burg, welche er reichlich mit Lebensmitteln versah. Wie dieselbe fertig war, soll er, um das Geheimniß des Bestandes der Burg ja recht zu sichern, die schlafenden Werkleute alle in ihrer hölzernen Wohnhütte verbrannt haben. Dahin entführte er nun seine Geliebte und verlebte mit ihr viele Jahre glücklich in tiefster Verborgenheit. Einmal aber kam ihr Vater, der Kaiser, in die Nähe, und ergötzte sich weidlich mit der Jagd in dem vom Wilde wimmelnden undurchdringlichen Böhmerwald. Er verirrte sich hiebei ganz allein auf das Tiefste. Endlich traf er zu seinem unendlichen Erstaunen an die schöne Burg, begehrte Einlaß und ward aufgenommen. Seine Tochter erkannte ihn sogleich, er jedoch weder sie, noch ihren Gemahl. Nachdem die Tochter im Gespräche erforscht hatte, daß der Kaiser, ihr Vater, ihren Verlust noch immer bitter beklage, und die Zeit seinen Zorn gegen ihren Entführer gedämpft hätte, warf sie sich mit diesem zu seinen Füßen, sie gaben sich zu erkennen, und erhielten seine Verzeihung. — Die Burg soll noch stehen und Frauenberg genannt sein.

Diese erste Scene, welche leider auch die einzige, und darum bis jetzt liegen blieb, wurde mir von Lenau bereits im Winter von 1830 auf 1831 mitgetheilt.

Ant. X. Schurz.

Erster Aufzug.
Erster Auftritt.

Ausgereuteter Platz vor einer fast vollendigten Burg, tiefst im Böhmerwald, nebenan ein Blockhaus. — Nacht mit Vollmond.

Ritter Albrecht. Kurt, sein Edelknecht. Zuletzt Werkner.

Albrecht.

Laß uns verschwatzen diese lange Stunde;
Die Kerle schlafen alle noch wie Felsen;

*) Bisher ungedruckt.

Ein störrisch widerwärtig Volk! Ich darf
Nicht stören ihren Schlaf, zur Arbeit rufen,
Weil sie mich sonst verlassen, wie sie drohten. —
Noch ist nicht fertig meine feste Burg,
Darin ich all mein Glück verschanzen will;
Mit jedem Stein wächst meine Ungeduld.
Der Mond scheint hell — ein ärgerliches Licht
Für Einen, der sich nach dem Morgen sehnt.
Gibts auf der Welt ein Weib wie Helena?

Kurt.

Ich kenne kein's; der König ist zu schlecht
Daß er sie Tochter nennt, und Leidenschaft
Ein ganzes Heldenherz voll ist sie werth.

Albrecht.

O, mehr als Leidenschaft verdient ihr Liebreiz!

Kurt.

Die Jungfrau ist von wunderbarer Schönheit.

Albrecht.

Ihr würd'ger Freier wäre nur der Wahnsinn,
Wenn er nicht häßlich wäre anzuschauen.
O Helena, wann werd' ich dich umarmen?

Kurt.

In wenig Tagen ist die Burg vollendigt:
Die Zwingeln sind gebaut, die innern Mauern,
Die Letzen und die Thürme all gerüstet,
Mit Binsen ist die Diele schon bestreut,
Und eingerichtet sind die Kamenaten,
Mundvorrath ist gesammelt auch für Jahre;
Und gestern Abends fällten sie die Eiche,
Ein tüchtig Brautbett euch daraus zu zimmern.

Albrecht.

Dann eil' ich, ihrem Vater sie zu rauben,
Der stolz sich unserm Glücke widersetzt.
Daß ich den Vater und den König kränke,

Das gilt mir nichts; der König fraß den Vater,
Sonst würd' er nicht das Herz dem Kind zerreißen,
Und mich verwerfen: ich gewann ihr Herz. —
Hast du gehört die schmachvoll bittern Worte,
Die er gesprochen mir zu Gresburg,
Als ich die tapfern Ungarn hingestreckt,
Und durch die Wetterschwärme der Kumanen
Mit meinem Schwerte ihn herausgehauen? —
Ich trat vor ihn und bat um seine Tochter.
Er sprach: Ich lohne reich mit Land und Leuten,
Nur nicht mit meinem Kinde dich, Vasall!
Du hast für mich dein treues Blut verspritzet;
Doch fordere nicht dafür mein Kind, mein Blut;
Nicht Blut um Blut verwettet man dem König,
Wenn man nicht selbst vom fürstlichen Geschlecht.

Kurt.

Ein stolzer König; doch ein guter Vater,
Er hielt sie weich und gütig wie sein Auge.

Albrecht.

Hat er sein Auge je von sich gestoßen?
Mich dünkt, dich schläfert, dein Gedächtniß auch;
Das helle Mondlicht bleicht dir die Erinn'rung! —
So hast du denn vergessen, wie sie weinend
Zu seinen Füßen sank in jener Stunde?
Wie er sie von sich stieß und wüthend rief;
„Kein Wort davon! Pfui, pfui, du riechst vom Knecht,
Mach' deine Mutter nicht im Grab verdächtig!" —
Wie gerne hätt' ich ihm den Kopf gespalten!
Doch weinend flehte Helena: „Verzeih!
Dein Zorn vernichtet unser letztes Hoffen." —
Und wenn er auch der beste Vater wäre,
Ich raubte sie, wenn er sie mir nicht gäbe;
Die Liebe ist das ält'ste Recht auf Erden.

Kurt.

Ich aber raubte sie auf alle Fälle,
Wenn Vater, Mutter, Basen auch und Vettern

Die Brautnacht uns zuschanzen, hat es was
Vom ekelig Bequemen einer Treibjagd.
Die Brautnacht mögen Andre sich erbeuten,
Im Parke als ein müdgehetzt Kaninchen, —
Wir jagen sie als Gemsen im Gebirg.

Albrecht.

(An das Blockhaus der Werkleute horchend).

Sie schlafen noch. — Ihr Klötze schlafet schneller!

(An die Thüre pochend.)

Holla, macht auf! Der Morgen dämmert schon.

Stimme von innen:

Gebt Ruh! noch ist es Nacht; es scheint der Mond,
Gebt Ruh! Im Mondlicht strecken sich die Bäume,
Da strecke sich der Mensch auf seinem Lager.
Wir sind noch müd' und schläfrig. Gute Nacht!

Albrecht.

Auf, auf! Zur Arbeit! Jegliche Minute,
Die bis zur Dämm'rung noch verstreichen mag,
Bezahl' ich Jeglichem mit einem Goldstück.

(Die Thüre öffnet sich, die Werkner treten heraus.)

Maurer.

Was drängt ihr uns so hastig ungestüm?
Baut sich ein Schloß so schnell denn wie ein Grab?
Ihr macht's gerad, wie jener Erbe jüngst,
Der mit der Leiche auf den Kirchhof kam,
Und den versoffnen Todtengräber schalt,
Daß er das Grab vergessen zu bereiten;
Der unter Flüchen ihn zur Arbeit trieb,
Weil schon dem Erben übel roch die Leiche.

Albrecht.

Hier treibt das Leben, nicht der Tod zur Eile;
Mach fort! Ein Goldstück hast du schon verplaudert.

(Der Maurer geht zur Arbeit ab.)

Nikolaus Lenau.

Zimmermann.

Diesmal will ich verkürzen meinen Schlaf;
Ich denke das Versäumte nachzuholen,
Wenn euer Geld ich lege unters Kissen. (Geht zur Arbeit.)

Albrecht.

Seid rasch! Auch eine gute Mahlzeit soll
Den Fleiß belohnen und ein Faß vom Rhein.

Schlosser.

Wohlan! ich folge. Bis der Morgen dämmert,
Hab' ich ein hübsches Geld mir zugehämmert.



Anastasius Grün.

Anton Alexander Maria Graf von Auersperg ist am 11. April 1806 zu Laibach geboren, und erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, größtentheils auf dem Schlosse Thurn am Hart, wo ein Ex-Franziskaner sein Hofmeister war. Im Sommer des Jahres 1813 faßte der Vater unsers Dichters den raschen Entschluß, den Knaben zu seiner weitern Fortbildung dem Thereſianum in Wien anzuvertrauen. Was ihn dazu bewog, war der Vorschlag des damaligen französischen General-Gouverneurs von Illirien, Marmont, den jungen Menschen in eine Erziehungs-Anstalt nach Paris mitzunehmen, und die patriotische Besorgniß, dieser Antrag, zwar auf gute Art abgelehnt, könnte sich in der Folge dennoch verwirklichen. Anton Alexander ward von den Pädagogen der Ritter-Akademie schon nach zwei Jahren für unverbesserlich erklärt, — warum? weiß er selbst nicht zu sagen. Vielleicht, weil sich die Keime eines freien Menschen- und Dichtergeistes in ihm lebhafter zu rühren begannen, als es eine Erziehungsanstalt für Adelige damals billigen mochte oder durfte.

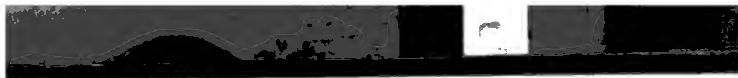
Nach zwei Jahren trat Anton Alexander aus dem Thereſianum in die Ingenieurs-Akademie über, aus welcher ihn das im Jahre 1818 erfolgte Ableben seines Vaters wieder abrief, da die Ober-Vormundschaftsbehörde die Fortdauer militärischer Erziehung für ihn als einzigen Sohn nicht passend fand. Ein Privat-Erziehungs-Institut, welches nun den werdenden Jüngling aufnahm, sagte ihm, bei dem düster-zelotischen Geiste, der darin herrschte, wenig zu; der Widerspruch zwischen dem äußeren Verhalten, zu welchem er gezwungen war, und dem Triebe, der sich von Innen regte, das Mißverhältniß von Schein und Sein, woran







Anastasius Grün



Anastasius Grün.

wir Alle leiden, verfehlte nicht, das junge Dichtergemüth mit Bitterkeit zu erfüllen, und gibt vielleicht zu mancher seiner spätern Dichtungen die Aufklärung. Indessen war er, was man in Oesterreich einen „guten Studenten" nennt, und trat leichteren Herzens aus der Anstalt aus, als er eingetreten war, und in die philosophischen Studien über. Diese und die Rechtsstudien, mit Ausnahme zweier Jahrgänge in Grätz, hörte er an der Wiener Universität. In die letzten Studienjahre fallen seine ersten poetischen Versuche, welche unter dem vollen Namen des Verfassers in Gräffer's „Philomele" und in der „Theaterzeitung" mitgetheilt wurden. Im Jahre 1830 erschienen „die Blätter der Liebe" von Anastasius Grün, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erwecken, späterhin von dem Dichter selbst als unfertig und unreif zum Theile verworfen. Höhern Antheil, wenn auch anfangs kein großes Publikum, fand „der letzte Ritter." Dieser Romanzenkranz läßt bereits das ganze Wesen Auersperg's ahnen. Nicht blos das nationale Element im Allgemeinen, sondern der reale historisch-politische Boden ist es, in welchem das Talent unseres Dichters wurzelt, aus welchem es seine poetische Nahrung zieht. Frühzeitig von den lebensfrischen und naiven Erzeugnissen der altdeutschen Dichtkunst angezogen, selbst an ihren Wunderlichkeiten, an ihrem Barocken und Abenteuerlichen Behagen findend, mit dem deutschen Sagen- und Legendenkreise innig vertraut, hatten Studien und Lebensweise an dem Dichter dasjenige nur weiter ausgebildet, wozu Anlage und Charakter hinneigten. In der ganzen Anschauungs- und Behandlungsweise, in dem Derbwirklichen, aus welchem sich die Fäden der Poesie spinnen, in der Macht des Gemüthes, das sie verwebt, in der mäßig beigemischten humoristischen, ja zum Theil satyrischen Färbung, selbst bis auf die Wahl des Metrums, das weniger kritisch zurechtgelegt, als durch Naturtrieb herausgewachsen scheint, stellt sich „der letzte Ritter" gewissermaßen als eine moderne Fortbildung und Fortsetzung der Weise der Minnesänger dar. Dies ist das Feld, auf welchem Anastasius Grün den Dichterlorbeer zuerst angestrebt, auf welchem er ihn im reichsten Maße erringen wird. Allein — habent sua fata libelli! Der erste Anlauf war gemacht und zeigte von frischem kühnen Muth; nur läßt das Publikum nicht so leicht in sich hinein Bresche schießen — dazu bedurfte es eines andern keckern Angriffs. —

Im Jahre 1831 verließ Auersperg seinen Aufenthalt in Wien, um die Verwaltung der ihm erblich zugefallenen Herrschaft Thurn am

Hart zu übernehmen. Im Laufe desselben Jahres erschienen gewisse lyrische Blätter, unvorbereitet, namenlos, voll Wärme, vaterländischer Begeisterung, voll edlen Zornes gegen das Verkehrte, mit Maß satyrische Pfeile schleudernd, deren keiner sein Ziel verfehlte. Die Wirkung, die Aufregung war groß; in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" war das goldene Dichterwort gefallen, welches der Lüge, der Heuchelei, der politischen Verknöcherung das Todesurtheil sprach — die edlen gedrückten Herzen flammten auf und beschlossen seine Vollziehung. Die Märztage vollführten die wirkliche That, die in „den Spaziergängen" poetisch begonnen war. Man errieth bald ihren Verfasser. Der Name Anastasius Grün lief von Munde zu Munde. Das Glück des Dichters war gemacht, aber ihm — die Menge ist tirannisch! — zugleich der Weg vorgezeichnet, auf welchem man ihm für alle Zukunft begegnen wolle. Die Devise hieß nun einmal: „politischer Dichter," und des Autors lang erwartete neuere Dichtungen, die nach vier Jahren (im Jahre 1835) unter dem Titel „Schutt" erschienen, galten nach Stoff und Darstellung für ein Zeichen, daß er die ihm übertragene Sendung angenommen, und den mit dem „letzten Ritter" zuerst eingeschlagenen Weg gänzlich verlassen habe. Doch auch für diesen zeigte sich nun ein wärmerer Antheil; war es doch gleichfalls ein Werk des Lieblingsdichters!

Indessen lebte der gefeierte Dichter still, friedlich und einsam auf seinem Erbschlosse, pflanzte, säete, administrirte und sprach krainerisch mit seinen Bauern, die weder wußten, daß ihr Grundherr ein Poet, noch was überhaupt ein Poet, am allerwenigsten, was ein politischer und Tendenz-Schriftsteller sei. Um ein so einförmiges Leben aufzufrischen, und den Zusammenhang mit den Freunden in Wien zu erhalten, wurden mehrmals im Jahre einige Wochen dort zugebracht, auch Reisen unternommen durch Nord- und Süddeutschland, durch ganz Italien, auch Frankreich, Belgien und England. —

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! — Diese Wahrheit hatte sich dem Siedler auf Thurn am Hart, dem Sänger der „Blätter der Liebe" schon seit Jahren aufgedrängt. Eine Neigung war längst in ihm erwacht, die er nach seiner Weise im innersten Herzen barg, und im Zweifel, ob sie auch erwiedert werde, weder seinen besten Freunden noch — ihrem Gegenstande verrieth.

Doch — sind's Rosen, so werden sie blühen! Zuletzt kam denn auch der Moment, wo das Geheimniß hervorbrach, und eine

Heirath aus gegenseitiger Neigung war des Räthsels Lösung. Am 11. Juli 1839 beglückte Maria Gräfin von Attems den Dichter mit ihrer Hand, dessen Muse schon früher für einige Zeit verstummt war, und nun in einem hartnäckigen Schweigen verharren zu wollen schien. Das konnte weder das Publikum begreifen, noch diejenigen, welche die Literatur „zu machen" pflegen, und die sehr wohl wissen, wie nothwendig es ist, sich immerfort aufs Neue aufzutischen. Sie hatten vergessen, daß dem Dichter das glückliche Loos zugefallen war, auf eigenem Grund und Boden, im Arm der Liebe, fern vom literarischen Markte, frei und ungehindert sich selbst zu leben, der Natur, der heitern Thätigkeit, und unter rauschenden Bäumen und duftigen Blumen den Eingebungen seines Innern lauschen zu dürfen, ohne sie zur Ostermesse auf Bestellung gewaltsam herauspumpen zu müssen. Das hatten die Herren vergessen — oder vielmehr: sie hatten es nicht vergessen, noch auch waren sie geneigt, dem Dichter seine beneidete Unabhängigkeit so ruhig hingehen zu lassen. „Anastasius Grün schweigt beinahe sechs Jahre lang, er hat eine Gräfin geheirathet, er ist zuletzt selbst ein Graf, er tirannisirt seine Bauern, er sucht den Kammerherrnschlüssel — kein Zweifel, er ist abtrünnig geworden!" so hieß es in den deutschen Klatschblättern und Klatschgedichten. — A. Grün mit dem Kammerherrnschlüssel wäre allerdings eine Anomalie; aber zum Glücke hat er niemals daran gedacht, sich diese harmlose Zierde zu verschaffen. Die selige Censur hat übrigens durchaus nicht gestattet, den Dichter gegen diese Anschuldigung zu vertheidigen. Man kann daraus ersehen, in welchen Kreisen die Verdächtigung seiner Person damals den willkommensten Anklang fand. Beiläufig in die Zeit jener Kammerherrn-Legende fiel die Herausgabe der „Nibelungen im Frack." Der gereizte Dichter hatte darin den literarischen Kläffern zugerufen:

„Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sond'rer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverei'n;
Der Knecht will Unterknechte—der Freiheit selbst kein Sclav' ich sein!"

Das war genug, um sich auf's Neue die Kammerdiener der Freiheit und der Literatur an den Hals zu hetzen. — Die „Nibelungen" machten übrigens im großen Publikum wenig Glück. Man vermißte darin die frühere Glut und Begeisterung, so wie die gewohnte politische

Phrase; das Ganze blos als Humor, als reine Satire auf die „Marotte" aufzufassen, wollte nicht genügen; die echt poetischen Partien, wie die Elfenscenen, wurden übersehen, selbst Sprache und Behandlung des Metrums für hart und manierirt erklärt. —

So Manches zugegeben, was hier getadelt worden, wird derjenige, der den poetischen Lebensgang unseres Dichters aufmerksamer begleitet hat, in den „Nibelungen" zunächst eine Wiederkehr auf die mit dem „letzten Ritter" verlassenen Pfade unschwer entdecken. Dort wie hier ward der Poesie eine reale Unterlage auserwählt; nur war diese bei den „Nibelungen" vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Trat der gereifte Dichter minder harmlos und unbefangen, mit mehr Maß und Vorsicht, ernster und satirischer auf, so konnte man an der ganzen Behandlung gewahren, daß er sich des Zuwachses seiner Kraft und seines reinen Wollens bewußt, aber auch über die kleine Verstimmung seines Publikums durchaus nicht im Irrthum und dadurch zum Theil etwas unsicher geworden war. Und doch, wie leicht ließe sich die Menge wieder umstimmen! Allein der echte Dichter will vor Allem sich selbst befriedigen — gelingt ihm das, so gibt sich das Weitere von selbst. In den „Nibelungen" war es nicht völlig gelungen; sie sind ein Uebergangswerk und als solches für den Autor wichtiger, als für den Leser. Jeder Schriftsteller, welcher seine Stoffe organisch aus sich heraus bildet, sie nicht aus todten Atomen von Außen zusammensetzt, bezeichnet mit einem neuen Werke eine neue Lebensphase; allein die Idee ist häufig widerspenstig, und will den Stoff nicht immer reich und warm durchdringen, und so geschieht es denn bisweilen, daß der erste Guß gerade da mißlingt, wo etwas recht Bedeutendes zu Tage gefördert werden sollte. Selbst der gesündeste Organismus hat bisweilen partielle Krankheiten nothwendig, um wieder sein volles Wachsthum zu gewinnen. Der Bildungsproceß ist ein ähnlicher wie der des Lebens; sich bilden in Leben wie in Kunst, heißt: auf die uranfänglichen Zustände seines Wesens zurückgelangen, und dasjenige mit Bewußtsein und Freiheit gestalten, was zuerst als Trieb und Keim in der Seele lag.

Die neueste Zeit hatte unsern Dichter, wie so viele Andere, aus seiner ländlichen, häuslichen und poetischen Ruhe gerissen. Einer Art Ahnung folgend, verließ er Gratz im vorigen Frühjahr und traf am Morgen des 13. März 1848 in Wien ein. Zeuge des großen Befreiungsschauspiels, begleitete er den Verfasser dieser Skizze am 15. März in

einem höchst kritischen Momente nach der Hofburg. Die Scenen, deren Theilnehmer und Mitwirkende sie dort waren, sollen dem künftigen Geschichtsschreiber der Wiener Revolution nicht verloren gehen. —

A. Grün war es, welcher das Patent mit der Zusage der Konstitution bereits am 16. März dem gährenden Gratz überbrachte, wohin es im ämtlichen Wege erst — vier Tage später gelangte. —

Im April saß er in Frankfurt im Fünfziger-Ausschuß und theilte dessen Begeisterung und Erhebung, dessen süße Hoffnungen und — holden Irrthümer. — Bald darauf ins Frankfurter Volksparlament gewählt, stimmte er dort in einigen Hauptfragen mit dem linken Centrum, kehrte aber bereits im August zu seinem stillen Landaufenthalte zurück. Professoren sind das Sitzen gewohnt — sei's auf dem Katheder oder in einem Parlamente; poetische Naturen lieben sich das Freie, das Luftige, und bekommen zuletzt eine Scheu vor Kammerreden und Paragraphen, besonders wenn diese zu keinem Ziele führen oder darüber hinaus schießen. Der mehr als zur Hälfte slawische Bezirk, welcher den Dichter gewählt, schien nicht besonders erbaut von seiner entschiedenen Deutschheit. Da er seine Gesinnung nicht mehr für den wahren Ausdruck seiner Mandanten halten durfte, so erleichterte ihm dieser Umstand den Entschluß seines Rücktritts zu einer Zeit, wo der „Reichsverweser" und die heraldische Bestimmung der „Reichsflagge" als Ergebnisse dreimonatlicher Berathung an das Licht traten. Wir können es kaum bedauern, daß er den Moment abzuwarten versäumte, in welchem der preußische Kaiser-Embryo neugebadet dem Dahlmann'schen Dintenfaß entstieg. —

A. Grün blieb gewiß nicht gleichgültig bei der politischen Neugestaltung seiner Nation — er fühlt sich aber nicht der Mann der That, um den verworren begonnenen Neubau zu leiten und zu führen. Zudem — Handlanger sind genug, aber der Meister fehlt. Wir hoffen übrigens, der Dichter ziehe sich hauptsächlich darum zurück, weil er eben — ein Dichter ist.

Vielleicht überrascht er uns aus seiner Einsamkeit bald mit einem neuen Werke, das den Stempel der neuen Zeit an der Stirne trägt. Jede Zeit bedarf der Gesänge. Thebens Mauern entstanden durch die ermunternden Klänge einer Lyra; dessen erinnere sich unser Freund und fasse den Muth — er hat die Kraft — unser moderner Amphion zu

werden, welcher den ermattenden Werkleuten des neuen Staatsbaues Muth und Vertrauen einflöße mit den frischen, frohen Tönen einer Gottbeseelten Leier *).

Bauernfeld.

*) So weit der Biograph unsers Dichters. In Bezug auf die Wahl der aufgenommenen Dichtungen erlauben wir uns aus einem Schreiben A. Grüns an die Verleger, vom 19. Jänner 1849, folgende Stelle herauszuheben: „Der Herausgeber ist ein so vieljähriger lieber Freund von mir, der mein äußeres und inneres Leben seit Jahren genau kennt, er ist ein so tüchtiger Kenner und einsichtsvoller Beurtheiler der poetischen Literatur, daß ich die Auswahl jener meiner Gedichte, welche in die Sammlung aufzunehmen seien, unbedingt und mit Freuden in seine Hände lege. Selten wird ein Dichter selbst in der Lage sein, mit unbefangenem, künstlerischem Maße über seine eigenen Geisteskinder zu urtheilen; jedes derselben hat seine bestimmte, mit dem Leben des Verfassers auf's Innigste verwobene Entstehungsgeschichte, welche auf dessen größere oder geringere Vorliebe Einfluß nimmt und daher sein Selbsturtheil unsicher macht."

Anastasius Grün.

Gedichte.

(Siebente Auflage. Leipzig, 1847. Weidmann.)

Das Blatt im Buche.

Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die's einst im Lenz ihr gepflückt.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt.

Der Ring.

Ich saß auf einem Berge
Gar fern dem Heimathland,
Tief unter mir Hügelreihen,
Thalgründe, Saatenland!

In stillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen
Hernieder auf die Welt:

Ei, lustiggrüne Berge
Und goldenes Saatgefild,
Zu solchem schönen Rahmen
Fürwahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Die reiche Flur entlang!

Und weiterhin die Ebne,
Die stolz der Strom durchzieht;
Und fern die blauen Berge,
Gränzwächter von Granit.

Und Städte mit blanken Kuppeln,
Und grünes Wälderreich,
Und Wolken, ziehend zur Ferne,
Wohl meiner Sehnsucht gleich!

Anastasius Grün.

Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land,
Dieß alles hielt als Rahmen,
Mein goldener Reif umspannt.

O schönes Bild, zu sehen
Vom Ring der Lieb' umspannt
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!

Der Deserteur.

Auf der Hauptwacht sitzt geschlossen
Des Gebirges schlanker Sohn,
Morgen frühe wird erschossen,
Der dreimal der Fahn' entflohn.

Heute gönnten mit Erbarmen
Sie ihm Wein und Prasserkost;
Doch in seiner Mutter Armen
Gibt und nimmt er letzten Trost:

„Mutter, seht die närr'schen Leute
Heischten Treu' und Eid mir ab,
Die ich doch, und nicht erst heute,
Meiner lieben Sennin gab!

„Soll mein Blut dem Fürsten geben,
Mag wohl sein ein guter Mann;
Guter Mann, nicht wollt mein Leben!
Was blieb euch denn, Mutter, dann?

„Eures Hauptes Silberflocken,
Acker schirmen, Hof und Haus,
Und der Liebsten gold'ne Locken,
Füllt's nicht schön ein Leben aus?

„Hoch von langen Stangen wallten
Fetzen Tuchs, drauf sie recht fein
Ein geflügelt Raubthier malten;
Und da sollt' ich hinterdrein!

Anastasius Grün.

„Dem Gevögel, Adlern, Geiern,
War ich doch mein Lebtag gram;
Schoß manch einen, der zu euern
Und der Liebsten Heerden kam!

„Ueber eine blanke Schachtel
Spannten sie ein Eselsfell:
Welch' Gedröhn, statt Lerch' und Wachtel
Die im Korn einst schlugen hell!

„Trommellärm trieb mich von dannen,
Alphorn rief mich zu den Höhn,
Wo die grünen duft'gen Tannen,
Meine ächten Fahnen, wehn!

„Unserm Küster lauscht' ich lieber
Mit dem tapfern Fidelstrich,
Während vom Gebirg herüber
Süßer Klang mein Ohr beschlich!

„In zweifarbig Tuch geschlagen,
Knebelten mich Spang' und Knopf;
Einen Höcker sollt ich tragen
Und als Hut solch' schwarzen Topf!

„Besser läßt, das sieht doch Jeder,
Mir der grüne Schützenrock,
Auf dem Hut die Schildhahnfeder,
Stutzen auch und Alpenstock!

„Wachtstehn sollt' ich Nachts vor Zelten!
Lullt mein Wachen sie in Ruh?
Legt der Herr den mir geschmälten
Schlummer wohl dem ihren zu?

„Besser als durch mich geborgen
Stellt' in Himmelsschutz ich sie;
Und vor Liebchens Haus am Morgen
Stand als Ehrenwacht ich früh.

Anastasius Grün.

„Morgen wenn die Schüsse schüttern,
Mutter, denkt, daß fern von euch,
Im Gebirg bei Hochgewittern
Mich erschlug ein Wetterstreich!

„Besser will mir's so behagen!
Kann doch auf den Lippen treu
Euren, ihren Namen tragen,
Wie der blühndsten Rosen zwei!“ —

Und der Morgen stieg zur Erde;
Unter laub'gem Blüthenbaum
Ruht die Sennin; ihre Heerde
Weidet rings am Bergessaum.

Horch! im Thalgrund Büchsenknalle,
Daß, aus seinem Morgentraum
Aufgeschreckt vom rauhen Halle,
Bang und zitternd lauscht der Baum!

Daß ihm's aus der Krone rüttelt
Blüthenflocken taumelnd hin,
Tropfen Thau's, wie Thränen schüttelt
Auf das Haupt der Sennerin!

Und entsunken sind zur Stunde
In dem Thale, grün und frei,
Einem rothen Jünglingsmunde
Wohl der blühndsten Rosen zwei.

Der letzte Dichter.

„Wann werdet ihr, Poeten,
Des Dichtens einmal müd'?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

„Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn?
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft nicht jeder Born!“ —

Anastasius Grün.

So lang der Sonnenwagen
Am Azurgleis noch zieht,
Und nur ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

So lang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

So lang nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

So lang die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besät,
Und noch ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

So lang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang der Wald noch rauschet,
Und einen Müden kühlt;

So lang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blühn,
So lang noch Wangen lächeln,
Und Augen Freude sprüh'n;

So lang noch Gräber trauern
Mit den Cypressen dran,
So lang ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus. — —

Noch hält der Herr in Händen
Den Weltball unverrückt,
Wie eine frische Blume,
Auf die er lächelnd blickt.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blüthenstaub versprüht;

Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

Der alte Komödiant.

Der Vorhang rauscht und fliegt empor,
Ein alter Gaukler tritt hervor,
Mit Flitter sattsam ausstaffirt,
Sein ehrlich Antlitz roth beschmiert.

Anastasius Grün.

Du alter Mann mit dem weißen Haar,
Wie dauerst du mich im Herzen gar,
Der du vorm Grabe gaukelnd springst,
Damit du vom Pöbel ein Lächeln erzwingst!

Ein Lächeln über ein greises Haar
Und über die nahe Todtenbahr'!
Dies eines Lebens höchster Preis!
Des deinen, armer, armer Greis!

Des Greises Hirn ist schwach und alt,
Der Liebsten selbst vergißt er bald;
Du aber zwängst mit Müh' und Pein
Noch eiteln Floskelkram hinein.

Des Greises Arm ist abgespannt,
Man sieht nur noch die müde Hand
Zum Segen für Kind und Enkel erhöht
Und fromm gefaltet zum Gebet;

Doch deine Hand schlägt fort und fort
Den tollen Takt zu wüstem Wort,
Und all' die Mühe, armer Mann!
Damit der Pöbel lachen kann.

Und schmerzt dich auch dein morsch Gebein,
Ei was, 's ist längst ja nimmer dein!
Du magst wohl weinen, alter Mann,
Wenn nur die Menge lachen kann. —

Der Greis sich in den Lehnstuhl setzt,
Ei wie das seine Glieder letzt!
„Der macht sich's auch bequem, fürwahr!"
So murmelt's spöttisch durch die Schaar.

Anastasius Grün.

Mit leisem, abgebrochnen Ton
Beginnt er mühsam seinen Sermon.
„Der hält nun auch kein Schlagwort mehr!"
So zürnt es strafend rings umher.

Der Greis lallt nur manch tonlos Wort,
Die Stimme bebt, es will nicht fort;
Noch ist sein Spruch nicht ganz heraus,
Da schweigt er, als ging' sein Athem aus.

Das Glöcklein schellt, der Vorhang sinkt,
Wer ahnt's, daß ein Todtenglöcklein klingt?
Die Menge trommelt und pfeift dabei,
Wer ahnt's, daß ein Leichenlied dies sei?

Der Alte lehnt im Stuhle todt,
Doch Leben heuchelt der Schminke Roth,
Die auf dem Antlitz blaß und kalt,
Wie eine große Lüge, prahlt.

Sie blieb auf des Alten Angesicht,
Wie eine Grabschrift, die da spricht,
Daß Alles Lug und Trug und Dunst,
Sein Leben, Treiben, seine Kunst!

Sein Wald, gemalt auf Leinwand grün,
Rauscht über sein Grab nicht klagend hin!
Es ist sein ölgetränkter Mond
Um Todte zu weinen nicht gewohnt.

Die Kunstgenossen umstehn den Greis
Und Einer spricht zu seinem Preis:
„Heil ihm, denn, traun, ein Held ist der,
Der auf dem Schlachtfeld fiel, wie er!"

Anastasius Grün.

Ein Gauklerdirnlein als Muse gar
Legt dann dem Greis in's Silberhaar
Den grünpapiernen Lorbeerkranz,
Vom vielen Gebrauch zerknittert ganz.

Zwei Männer sind sein Leichenzug,
Die sind, den Sarg zu tragen, genug;
Und als sie ihn zu Grabe gebracht,
Hat Niemand geweint und Niemand gelacht.

Spaziergänge eines Wiener Poeten.

(Dritte Auflage. Leipzig, 1844. Weidmann.)

Salonscene.

(1830)

Abend ist's; die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
Im Krystall der hohen Spiegel quillt vertausendfacht ihr Strahl,
In dem Glanzmeer rings bewegen, schwebend fast und feierlich,
Altehrwürdige Matronen, junge, schöne Damen sich.

Und dazwischen ziehn gemessen, schmuck im Glanze des Ornats,
Hier des Krieges rauhe Söhne, Friedensdiener dort des Staats;
Aber Einen seh ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
Doch nur wenig der Erkor'nen sind's, die's wagen, ihm zu nahn.

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
Er, der im Congreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
Doch seht jetzt ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen Alle, höflich gegen Groß und Klein!

Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt ihm stets um's Angesicht,
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt.

Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt er preist,
Oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;
Ja fast dünkt's mich Himmelswonne, die den sel'gen Mann beglückt,
Den sein Wort auf Elba's Felsen, den's in Munkats' Kerker schickt!

Könnt' Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,
Wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,
Wie des Staats besternter Diener ganz von seiner Huld beglückt,
Und die Damen, alt' und junge, erst bezaubert und entzückt!

Anastasius Grün.

Mann des Staates, Mann des Rathes! da du just bei Laune bist,
Da du gegen Alle gnädig überaus zu dieser Frist;
Sieh vor deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Client,
Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
Oestreich's Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh, es fleht ganz artig: Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?

Sein Bild.

Sein Lob ist nicht ein Loblein!
Walther v. d. Vogelweide.

Dicht umwogt von Volkesmenge ragt ein luftig, farbig Zelt;
Ei, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?
Birgt sie nicht die schönste Perle, Muscheln gleich, in schlichtem Schrein?
Hüllt sie nicht das schönste Antlitz, wie ein neid'scher Schleier ein?

Glockenklang, Kanonendonner! — Sieh, des Zeltes Hülle sank,
Und enthüllt' ein riesig Standbild, erzgegossen, hell und blank,
Wie zur Huld'gung, trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelflor!
Jauchzend, daß die Sterne bebten, schlug des Volkes Ruf empor!

Ruhig auf granitnem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfen keine Krone, nur den selbsterrungnen Kranz!
Hoch zu Roß, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

Ja, du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft, und Mark, und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie dein Leben all' entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel du erkannt,
Und an deinem großen Werke bauend fest mit ehrner Hand!

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher, wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag.

Anastasius Grün.

Der zu dunklen Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch, fürwahr, ein solcher bloß,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Drum mit Recht gab dir der Bildner Brust und Stirn' und Hand von Erz!
Aber küssen, brünstig küssen möcht' ich diese Hand von Erz! —
Doch ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand,
Aber eine Rose gerne säh' ich in der ehrnen Hand!

All dein Ringen nach dem Lichte, all dein Thun in ernster Zeit,
Glich's nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land!
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte, ehrne Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Bote nicht?
Drum im Kampf er ausgedauert, stammt' es nicht aus Morgenlicht?
Drauf einst unverrückt sein Auge, war's nicht ros'ger Freiheit Pfand?
Drum die Rose allzugerne säh' ich in der ehrnen Hand!

Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeihn!
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erzkoloß, sein Bild du sein!
Nur ein Bildniß unsrer Zeiten dünkst du mir zu dieser Frist,
Dem die ehrne Hand geblieben, doch die Ros' entfallen ist.

Einem auswandernden Freunde.*)

Lebe wohl, du lieber Pilger, grüße mir den fernen Strand,
Wo einst Franklin Weisheit säte, Washington einst fechtend stand;
Deine Seele, rein und edel, bleibe drüben so wie hier,
Nur der Blick, der trübe, werde heitrer über'm Meere dir!

Lebe wohl! — Dein schönes Auge, ach, nie sah ich's freudenhell,
Nur, gleich schwarzer Wolke, schüttelnd einzle Blitze lustiggrell;

*) Vergl. N. Lenau's Gedicht: „An mein Vaterland" Seite 31.

Anastasius Grün.

Doch gesenkt sonst immer neigte wehmuthvoll und feierlich,
Eine schwarze Trauerfahne, über's Vaterland es sich.

Lebwohl! — Ha, weiße Segel, seh' ich schon im Wind sich blähn,
Seh', umglänzt vom Meeresspiegel, dich am Bord des Schiffes stehn,
Das, statt Perlen fremder Meere uns zu zollen, jetzt verkehrt
Wohl der schönsten, hellsten eine raubend uns, von dannen fährt.

Lebewohl! — Gleich Liebesboten tragen flink noch durch das Meer
Zwischen Schiff und Land die Wellen Abschiedsküsse hin und her,
Doch es schifft vom Heimathboden nichts mit dir durch Meeresflut
Als Erinnerung im Herzen und ein grüner Strauß am Hut.

Und es ist, so will's mich mahnen, dieser Strauß gleich mir und dir:
Frische Zweige, festgewunden in den Kranz der Frühlingszier,
Und entkeimt dem Heimathboden, der ihm Trieb und Blüthen bot,
Und aus dem auch wir gesogen Jugendmuth und Wangenroth.

Lebewohl! — Die Mörser donnern! Stolz entschwebt das Schiff gen West,
Wimpel all' und Flaggen deuten, Fingern gleich, die Bahn gen West;
Mit verschränkten Armen seh' ich an den Mast gelehnt dich stehn,
Aber gegen Ost dein Auge nach der Heimath Küsten spähn.

Mich bedünkt, es mag das Auge wohl des Herzens Flagge sein,
Und dein Herz, dies edle Schifflein, darf des Augs Verrath nicht scheu'n,
Schwer wohl riß es los die Anker, eingebohrt an's Vaterland,
Und vielleicht noch blieb manch einer hangen fest am heim'schen Strand.

Drum, o sprich, was lockt dich drüben, das die Heimath dir versagt?
Ist's des Rechts erhabner Leuchtthurm, der dir hell herübertagt?
Ist's der Gnadenort der Freiheit, der Madonna unsrer Zeit?
Hast auch du der großen Wallfahrt gläub'gen Volks dich angereiht?

Wie der Kreuzespilger Schaaren einst gen Zions Trümmerrest,
Wälzt sich jetzt der Völker Heerzug in's gelobte Land gen West;
Ach, wohl wird's auch euch ergehen, wie sich's jenen einst begab;
Euer Heiland ist erstanden und ihr trefft ein leeres Grab!

Anastasius Grün.

Freund, ich weiß, daß allzuüppig uns der Freiheit Baum nicht sprießt
Und nur wen'ge der Erkornen mit dem breiten Schirm umschließt,
Daß bei uns des Rechtes Wage eben andern Wagen gleicht
Und, nebst Recht und Unrecht, manches Andre wägt, was schwer und leicht.

Aber soll dein Leid dir sänft'gen heulender Huronensang,
Wenn's dem Feuerlied der Freunde nicht beim deutschen Wein gelang?
Soll den Schmerz dir übertäuben Niagara's Donnerhall,
Wenn's bei sanftem Donaurauschen nicht vermocht die Nachtigall?

Traun, ich fürcht', an keinem Baume in des Urwalds Nachtverließ,
Unmuthvoller Argonaute, hängt dir dort dein goldnes Vließ!
Und wenn, was du suchst, du fändest, — kannst du schwelgen im Genuß,
Eingedenk der Schaar der Freunde, die daheim noch darben muß?

Eins doch weiß ich, und dieß Eine gibt mir Kraft und Zuversicht:
Keine Nacht war noch so dunkel, der nicht obgesiegt das Licht,
Keines Winters Eis so feste, daß der Lenz es nicht durchhieb,
Keines Kerkers Wand so ewig, daß die Zeit sie nicht zerrieb!

Ja, ich weiß es, — denn uns Allen quillt im Herzen manch ein Quell
Jenes urgewalt'gen Stromes unversiegbar, bronnenhell, —
Segelreich und breit und mächtig durch die Gau'n des Vaterlands
Wird der Strom der Freiheit rauschen einst voll Majestät und Glanz;

Ja, ich weiß es, — denn uns Allen, tief und stillverborgen, sprüht
Manch ein lichter Funke jenes Morgenrothes im Gemüth, —
Ja, des Rechtes klaren Morgen werden wir noch tagend sehn
Liederreich im ew'gen Frühroth über unsern Häuptern stehn!

Dann wallst drüben du am Meere; deiner Sehnsucht schwanker Kahn,
Gleitet auf und ab die Wellen, sucht und flieht der Heimath Bahn;
Horch, da klingt's wie Glockenläuten über's Meer von Osten fern:
Das sind unsrer Dome Glocken, grüßend laut den Morgenstern!

Sieh, da wogt zu deinen Füßen roth und röther stets das Meer,
Und im Rosenglanze glühen Flur und Himmel rings umher,

Anastasius Grün.

Urwald selbst und Steppe wollen jetzt ein Rosengarten sein:
Das ist unsrer Morgenröthe übersee'scher Widerschein!

Und was will dieß weiße Segel, schwebend auf der glühnden Flut,
Wie ein Fürstenbrief der Gnade, der auf rothem Kissen ruht?
Ja es ist ein Brief der Liebe, freud'ger Kunde voll, fürwahr,
Auf des Meeres Purpurkissen reicht der Ost dem West ihn dar!

Und du wirst die Kunde lesen. Mit entwölktem, hellem Blick
Nach dem Vaterland, dem freien, steuerst wieder du zurück;
Aber statt des schwarzgelockten Jünglingshauptes spiegelt dann
Im Krystalle sich des Meeres ein gebeugter greiser Mann.

Doch was ist dir dann die Heimath, deren Leiden du nicht littst,
Deren Losung du vergessen, deren Kämpfe du nicht strittst,
Deren Banner du nicht schirmtest, deren Reihn du miedest längst
Und zu deren Siegesmahlen du, ein fremder Gast, dich drängst?

Und woran soll dann die Heimath dich erkennen noch als Sohn,
Fremder Mann, der ihre Sprache spricht entwöhnt, in fremdem Ton?
Welch ein Zeichen deiner Abkunft bringst du über Meeresfluth?
Ist's vielleicht der fahle, dürre Strauß auf deinem Pilgerhut?

Dieser Strauß, so will mir's ahnen, wird dann sein gleich mir und dir:
Altes Reisig, nimmer taugend in des neuen Lenzes Zier,
Längst verdorrt in jener Sonne, die im Ost und West sich gleicht,
Mir und dir gefurcht das Antlitz, mir und dir das Haupt gebleicht! —

Drum, ein schöner Fruchtbaum, wurzle du im heim'schen Boden fest,
Bringt er dir auch Frost und Stürme, bringt er doch auch Lenz und West;
Kreis' ein Schwan der Hoffnung ruhig auf bewegtem, heim'schen Strom,
Trage mit als schmucker Pfeiler an des Vaterlandes Dom!

Weiche nicht von uns, o Jüngling! Laß uns All' in festen Reihn,
Hand in Hand und Herz am Herzen, stehn ein Wall von Marmelstein! —
Ach, wohl längst schon sieht er nimmer meines Tuches Abschiedswehn,
Mählich dunkelt's, und dem Auge ist das Schiff nicht mehr zu sehn.

Der letzte Ritter.

(Fünfte Auflage. Leipzig 1847. Weidmann.)

Die Belagerung der Hofburg.

Dort wo die Burg der Kaiser aufragt in alter Pracht,
Dort lagert König Maxens gewalt'ge Heeresmacht;
Denn drinn hat der Magyare die letzte Kraft verschanzt
Und in die gewölbten Fenster sein Donnergeschütz gepflanzt.

Hier sandten Fürsten und Schranzen einst Gnadenblicke heraus,
Und wem solch einer gegolten, der eilte froher nach Haus;
Mit wem es jetzt liebäugelt aus diesen Fenstern nieder,
Auch der kehrt flugs zur Heimath mit pochendem Herzen wieder.

Wo seid ihr, Kaiseradler? was hat euch fortgeschreckt?
Nur einer blieb, — der oben am Stephansthurme heckt;
Auch dieser wär' entflogen, wenn nicht sein Leib von Stein,
Ha, oder ahnt er Frühroth nach nächtlichem Wetterschein?

Horch, Trommeln und Trompeten! wie Maxens Faust sich ballt!
„Hei, drauf und dran, ihr Brüder!" Wie's kracht und ras't und knallt!
Dicht an die Burg schlägt Feldruf und mordender Kugeln Macht;
Wenn drin ein Kaiser schliefe, jetzt wär' er wohl erwacht.

Auf Leitern klimmen aufwärts der Krieger kühnste Reihn.
Ei, meint ihr einzusteigen zu Liebchens Fensterlein?
Schon harrt das Schätzchen und windet aus Rosen purpurroth
Um euer Haupt ein Kränzlein; — wie läßt so schön das Roth!

Es kämpft an Maxens Seite ein Rittersmann, der spricht:
„Mein Fürst, ihr werdet plötzlich so bleich im Angesicht."

Anastasius Grün.

„Laß, Freund, und werd' ich blaß auch, wie könnt' es anders sein?
Von Schild und blanken Waffen ist's nur der Wiederschein."

„Sturm! drauf und dran, ihr Brüder!" — Staub hüllt die Mauern ein,
Von Schwertern und Feuerschlünden blitzt rother Flammenschein;
Heim treibt ein Hirt in der Ferne die Heerde rascher fort;
Von Wien her rückt ein Gewitter, schon wetterleuchtet's dort. —

Der Ritter an Maxens Seite, der sieht ihn an und spricht:
„Ihr seid so roth an den Schultern, mein Fürst, ist Blut dies nicht?"
„Ei guter Freund, laß roth sein; dich trügt der Augen Schein,
Es wird wohl nur ein Lappen vom Purpurmantel sein."

„Ha bravo, Brüder, vorwärts!" — Wie von den bebenden Mauern,
Gleich Blüthenflocken im Lenze, die Kugeln niederschauern!
Allmächt'ger Gott, laut krachend sinkt dort das Bollwerk ein,
Und niederpoltert donnernd das rauchende Gestein!

„Hinan! Hinan!" — Sie stürmen durch Schuttgeröll' empor,
Ha, lustig wirbeln die Trommeln, laut jauchzt der Siegeschor!
Den Todten Friede! — Jetzt stürzen vom Walle Ungarns Fahnen,
Und Habsburgs erstes Banner grüßt von der Burg der Ahnen.

Als eingestürmt die Sieger, sehn sie in weiten Hallen
Die Leichen magyar'scher Krieger, wie Hügel an Hügel sich ballen,
Die Lebenden stehn daneben, den Säbel im Arm gezückt,
Ein Seraphschor, der schützend auf theure Gräber blickt.

Max trat zu ihrem Führer und drückt' ihm sanft die Hand:
„Zieht hin, ihr edlen Streiter, in Frieden in euer Land,
Wenn Feinde gleich, doch ehr' ich solch kräftiges Geschlecht;
O kämpften einst vereint wir für ein Land und ein Recht!"

Er sprach's; da faßt ihn Fieber, Blut aus der Wunde bricht,
Er sinkt in Freundesarme mit bleichem Angesicht;
Auf einer Bahre trugen sie ihn ins stille Gemach,
Doch Preis dem Herrn! bald ward er aus schwerem Schlummer wach.

Anastasius Grün.

Bald stand an seinem Lager Genesung das schöne Weib,
Küßt ihn auf Aug' und Wange und feit ihm den wunden Leib.
Da klang einst eine Zither herauf beim Abendschein,
Und duft'ge Weste trugen die Klänge zu ihm herein:

„Vor manchem Pfeile schirmet das Weib des Geliebten Herz,
Erst wenn es ausgestürmet, weint sie dem eignen Schmerz;
Sie winkt zu Siegesbahnen dem Heer des Helden Hand,
Erst die ersiegten Fahnen sind seiner Wunden Verband.

„So gleichen Beide dem Baume, der, wenn es hagelt und stürmt,
In seinem schatt'gen Raume den bangen Wandrer schirmt;
Erst wenn die Stürme schweigen, die Lüfte wieder blau,
Dann schüttelt er von den Zweigen den eignen Thränenthau."

Held Theuerdank. *)

Schon strahlt auf alle Lande das Frühroth hell und warm,
Da lehnte Max im Sammtstuhl, ein Buch hielt er im Arm;
Das Buch war's seiner Thaten, genannt der Theuerdank,
Der Spiegel seines Lebens, sein eigner Schwanensang.

Er liest in seinen Thaten! — Der Engel, der gesandt,
Die Augen ihm zu schließen, schwebt schon gen Oestreichs Land.
Er liest in seinen Thaten! — Ihr Fürsten, blickt nun her,
Lernt, was kein Mönch euch lehret, zu sterben so wie der.

*) Der Theuerdank (Einer, der auf Abenteuer denkt) ist ein allegorisches Epos, dessen Held (Maximilian selbst, unter dem Namen Theuerdank), von dreien feindseligen allegorischen Personen, nämlich Fürwittig (Vorwitz, jugendliche Unbesonnenheit), Onfallo (Unfall, feindliche Elementarereignisse) und Neydelhart (Neid, Mißgunst, Haß der Menschen) in die verschiedenartigsten gefahrvollen Abenteuer verwickelt, dieselben siegreich besteht und endlich die schöne Prinzessin Ehrenreich (Maria von Burgund) als Braut erringt. Dieses Gedicht erschien zuerst in Nürnberg 1517, in Folio, mit vielen Holzschnitten geschmückt. Auf dem Titel ist Melchior Pfinzing als Verfasser genannt, doch ist nur die Ausführung von ihm, Plan und Anlage gehören ganz dem Kaiser selbst.

Anastasius Grün.

Er liest, wie Junker Fürwitz oft an des Abgrunds Rand,
In Flammen und in Fluten zur Kurzweil ihn gesandt,
Und wie der Meuchler Unfall aufs Sturmmeer ihn gesetzt,
Den Fels auf ihn geschleudert, den Leu auf ihn gehetzt.

Er liest es, sieht nach oben, und preist der Gottheit Kraft,
Die Noth, Gefahr und Drangsal so siegreich weggerafft,
Die ihn aus hartem Kampfe mit Element und Natur
Gesund und glorreich führte, ja doppelt kräftig nur!

Er liest nun fort, wie Neidhart, der arge, böse Greis,
Ihm gern vom Haupt gerissen so Kron' als Lorberreis,
Und Heere gen ihn sandte, gewaltig zu Roß und Schiff,
Den Gifttrank für ihn mischte und Meucheldolche schliff.

Er liest's, greift an den Busen und preist des Menschen Kraft,
Die herrlich sich bewährte im Kampf der Leidenschaft,
Sie, die im Streit der Herzen sein großes Herz ließ siegen
Und in dem Streit der Schwerter sein Schwert nicht unterliegen.

Fort liest er; blühend liegt nun vor ihm die ferne Zeit,
Es nahn der Jugend Bilder in Schaaren dicht gereiht,
Die alten Kampfgenossen entsteigen froh der Gruft,
Und Morgenroth umhaucht sie, Freiheit und Bergesluft!

Im weißen Brautgewande, mit grünem Myrtenzweig,
Steht vor dem Kaiserjüngling Prinzessin Ehrenreich;
Da glänzt das Antlitz Maxens hell wie des Morgens Strahl,
„Maria!" schluchzt' er leise, — „Maria!" verhallt's im Saal.

Es glüht ein mildes Lächeln auf seiner Wang' empor,
Und eine helle Thräne bricht aus dem Aug' hervor;
Es hat sich still zum Busen sein Haupt herabgebeugt,
Und zu den Knieen mählich nun Buch und Hand geneigt.

So fanden ihn die Seinen; so saß er regungslos,
Das Denkbuch seiner Thaten lag offen in seinem Schooß;

Anastasius Grün.

Mild glomm das letzte Lächeln, das um den Mund ihm stand,
Klar hing die letzte Thräne an seiner Wimpern Rand.

Und feuchten Auges knieten jetzt nieder All' im Kreis,
In feierlichem Schweigen, um den entseelten Greis! — —
Seht, wie ein Fürstenleichnam so herrlich sich verkärt,
Und leicht des Schlachtentodes und Trauerpomps entbehrt!

Der Tag, da Max gestorben, ist Nacht für Oesterreich,
Gebrochen alle Herzen, jed' Aug' an Thränen reich!
Und doch glüht kein Komete, kein Sturm verheert das Land,
Kein Todtenvogel wimmert, kein Städtchen steht in Brand.

Nein! glänzend strahlt der Himmel, und Frühlingslüfte wehn,
Voll Reben glühn die Hügel, voll Segen die Thäler stehn,
Frisch grünen Wald und Wiese, die Quellen sprudeln klar,
Im Aether jubeln Lerchen, zur Sonne steigt der Aar!

Anastasius Grün.

Schutt.

(Achte Auflage. Leipzig, 1847. Weidmann.)

Im Orient, wo — wie aus blühndem Hage
Ein spielend Kinderpaar rothwangig grüßt —
Das heitre Mährchen und die sinn'ge Sage
In Rosenwäldern zwischen Blumen sprießt;

Dort gibt manch rauher Hirte dir die Kunde:
Es walle Jesus Christus, ungesehn,
Zu Ostern jährlich um die Morgenstunde
Im Auferstehungskleid auf Oelbergs Höhn,

Und seh' hinab nach seines Wandelns Thale,
Das ihm ein Kreuz und Leichentuch einst wies;
Wo Zion stolz geprangt im goldnen Strahle,
Granitnes Bollwerk, das sein Fluch zerblies! — —

Und Ostern war es einst; der Herr sah nieder
Zur kahlen Flur, verödet und ergraut,
Rings Trümmer, Asch' und Staub, und Trümmer wieder,
Und Schutt auf Schutt, so weit das Auge schaut!

Er weiß, es sind dieß nur die wirren Schollen
Durchwühlten, neugepflügten Ackerlands,
Wo einst die Saatenwogen fluten sollen,
Und winden sich der goldne Garbenkranz!

Er sieht daraus den Baum der neuen Lehre
Mit tiefer Wurzel, ries'gem Säulenschaft,
Sich steigend wölben über Land und Meere
Und weithin streuen Schatten, Früchte, Kraft!

Anastasius Grün.

Des Tod's Triumphzug ging durch diese Gründe,
Rings keine Spur von eines Menschen Pfad!
Kein Vogel singt, es rauscht kein Blatt im Winde,
Es weht kein Halm, es grünet keine Saat!

Und wieder Ostern war's, vom Oelberg wieder
Sah Christus in das Thal zur Stadt hinab;
Das Kreuz, gestürzt ist's von den Zinnen nieder,
Nur eins steht schüchtern noch ob seinem Grab.

Hoch von Moscheenkuppeln, Minareten
Prangt goldnen Strahls der Halbmond über's Land;
Der Ruf des Muessins gebeut zu beten,
Wo stolz einst Salomonis Tempel stand.

Dem Stein gilt's gleich, welch' Zeichen man ihm wählte,
Ob er als Tempel, Dom, Moschee euch dien'!
Vom Menschen lernt' er's ab, daß gleich ihm's gelte,
Tritt Mönch, Levite oder Derwisch ihn.

Der Moslim riß herab aus Himmelsfernen
Den Mond, zu schmücken seinen Erdenraum;
Der Christ hob von der Erde zu den Sternen
Sein Kreuz, gezimmert nur aus ird'schem Baum,

Zerstäubt, vermodert längst des Kreuzes Fechter!
Kein Psalm, kein Glockenklang in weiter Luft!
Nur Mönche blieben, hütend noch als Wächter,
Wie treue Doggen, ihres Herren Gruft.

Dieß leere Grab, sie kauften es mit Golde,
Krambuden schlug der Heide drinnen auf!
Dem müden Pilger beut um schnöde Solde
Er Platz für seine beiden Kniee zu Kauf.

Anastasius Grün.

Der Ostern Fest ist heut! Auf allen Bahnen
Ziehn fromme Christenpilger wohl heran?
Durch alle Lande reiche Karavanen?
Und rüst'ge Schiff' auf aller Meere Plan?

Nein! Oed' und leer sind noch des Domes Hallen,
Darin zerstreut nur einzle Beter knien!
Vielleicht, daß draußen noch vor'm Thor sie wallen?
Blick' um dich, Auge, wo die Wandrer ziehn?

Kein Pilger hier! Nur Beduinen jagen
Auf flinken Rossen durch das Haideland!
Kein Pilger dort! Die Christenschiffe tragen
Des Kaufherrn Gold und Ballen nur zum Strand.

Sieh dort bemoost vier Trümmerwände ragen,
Längst eingebrochen ist Gewölb und Dach;
Ein Kirchlein Gottes war's in alten Tagen,
Jetzt stürzt es mählich seinem Bauherrn nach.

Es sprießen grüne Terebinthen drinnen,
Sie stehn die letzten treuen Beter hier;
Es wölbt ihr Laub zu Kuppeln sich und Zinnen,
Es ragen ihre Stämm' als Säulenzier.

In ihrem Schatten ruht ein müder Waller,
Olivenfarbe trägt sein Angesicht,
Wahrzeichen trägt auch er der Pilger aller:
Den Stab und Staub, — doch Christi Zeichen nicht!

Er ist ein Körnlein jener Handvoll Saamen,
Die einst der Sturm von diesem Boden hob,
Und in die Länder sä'te aller Namen,
Und weit hinaus in alle Winde stob!

Ein Jude ist's, ein Ast vom Wunderstamme
Gefällt, zerschmettert längst, doch nicht verdorrt!

Anastasius Grün.

Des Markes Kern versenkt von Blitzesflamme,
Des Wipfels Zweige grünend fort und fort!

Und wie um's Haupt bei'm Laubeswehn ihm schwanken
Bald Sonnenlichter, bald die Schatten dicht,
So gaukeln drin die Bilder und Gedanken,
Bald mitternächtig schwarz, bald sonnenlicht:

„Die Lerche steuert pilgernd in den Lüften
Dem Lenze nach und seiner Blüthenspur;
Der Hirte wandert von enthalmten Triften
Zu frischem Weideplatz auf reichrer Flur.

„Nicht, gleich der Lerche, folg' ich Frühlingsspuren,
Und doch wie sie, so wandr' ich fort und fort!
Nicht, gleich dem Hirten, such' ich schönre Fluren,
Und doch wie er bin ich bald hier, bald dort!

„Der Hirsch, den ihr mit Hunden ließet hetzen,
Der rennt durch Büsch' und Felder fort und fort;
Er rennt noch immer fort in scheuen Sätzen,
Wenn Treibers Hand und Ruthe längst verdorrt!

„Ich säe nicht, ich pflüge keinen Boden,
Mich schreckt kein Hagel, denn ich ernte nicht!
Doch beut mir jedes Land von seinen Broden,
Und meinem Durste nie der Quell gebricht!

„Des Nordens Eiche und des Südens Palme
Hat um das Haupt schon Schatten mir gestreut;
Der Wüste Sand, der Alpen duft'ge Halme,
Sie halten mir des Schlummers Bett bereit.

„Ich wohn' in engen Gassen, dunklen Schlüften,
Wohin der Christ uns aus den Städten stieß;
Er ahnt es nicht, wie selbst in Drachenklüften
Des Weibes Kuß, des Kindes Lächeln süß!

Anastasius Grün.

„Ich lerne keine von den Sprachen allen,
Nur meine trag' ich durch die ganze Welt!
Natur der Staare ist's, die Sprache lallen
Des Peinigers, der sie gefangen hält!

„Mir blüht kein Vaterland! Die Brüder ringen
Durch's Leben sich, zerstreut, im Wandrerkleid!
Und doch sind wir ein Volk! In Eins verschlingen
Gemeinsam Elend uns, gemeinsam Leid!

„Vom Manne, der nicht sterben kann, die Sage
Lallt manch ein Christenkind, vom Ahasver!
Es wallt vorbei der Völker Sarkophage
Mein Volk, unsterblich, thränenlos, wie er!

„Nicht weiß ich's, dämmern uns des Fluchs Gerichte,
Strahlt Segen uns aus der Geschicke Buch?
Auf unsrer Töchter schönem Angesichte
Les' ich sogar den leisen Hauch von Fluch!

„Pflanzt in den Süd ein Reis von Nordens Tannen,
Wenn's nicht verdorrt, sprießt's doppelt grün und groß!
Wollt in den Nord ihr Südens Lorbeer bannen,
Erfriert er nicht, verkrüppelt doch sein Sproß.

„In allen Zonen doch, Gepräg' aus Steine,
In Farb' und Bildung bleibt mein Antlitz gleich!
So heiß ist Südens Brand nicht, daß er's bräune,
So kalt kein Norden, daß er's tünche bleich!

„Die Christen sahn's, da mocht' es ihnen dünken,
Es sei wohl eisenfest auch unser Leib,
Daß unser Blut ihr Schwert sie ließen trinken,
Uns niederdolchten Greis und Kind und Weib!

„Die Christen sahn's; und unsres Leibes Glieder
Hielt da wohl auch für feuerfest ihr Wahn,

Anastasius Grün.

Daß sie uns Haus und Hütten brannten nieder,
Und unter uns den Holzstoß schürten an!

„Was zürnen sie? Weil einst, was sie noch üben,
Gerichtet einen Sünder wir nach Fug!
Wenn das er lehrte, was sie thun und trieben,
Traun, war's kein Unrecht, was an's Kreuz ihn schlug!

„Ihr schmäht, daß wir den Blick zum Mammon wenden;
Wie wir ihn suchen, suchet ihn auch ihr!
Nur tappt ihr plump nach ihm mit schweren Händen,
Mit leichter Wünschelruthe winken wir!

„Verachtet mich, doch will Triumph ich stimmen!
Zertritt mich, Christ, wie einen Wurm der Flur!
Muß ich mich unter deinen Sohlen krümmen,
Ist's doch vor Schmerz nicht, nein, vor Wollust nur!

„Voll Lust ja denk' ich's unter deinen Füßen,
Wie deines Priesters halb du bist, halb mein;
Wie wir uns beid' in dich zu theilen wissen!
Sein soll das Jenseits, mein das Diesseits sein!

„Ich denk's, daß meines Volks ein Mann darf winken,
Und Demant und Juwel, entfärbend sich,
Aus deines Königs stolzer Krone sinken,
Der dich auch treten kann, so wie du mich!

„Braus't hoch zu Roß dahin, im Goldesschimmer,
In Purpur wallend, schwingend das Panier!
Ich lieg' im Koth, und weiß, ihr seid nicht immer
So stolz, und bückt euch noch herab zu mir!

„Entfalt', o Christenstaat, dein Prunkgefieder
Und schlag' dein schimmernd Farbenrad als Pfau!
Des Regenbogens Leuchten spiegle wieder,
Des Sternenhimmels Funkeln gib zur Schau!

Anastasius Grün.

„Gern mag der Pfau im Sonnenglanz sich blähen,
Doch schämt er seines eklen Fußes sich!
Ich bin der Fuß, magst ihn mit Scham besehen,
Doch trägt er nur dein Prunkgebäud' und dich!

„Und beugt der Unsern Einer auch dem Quelle
Sein Haupt, zur Weih' in Eures Glaubens Bund;
Meint ihr, ihn lockt des Paktol's reinre Welle?
Ich mein', er ahnt das Körnlein Gold am Grund!

„Ha, jauchze nur, o Petrus, wenn gelungen
Solch Fischzug oft dem Netz in deiner Hand!
Denk' an das Krokodil und seine Jungen,
Die heimisch auch zu Wasser und zu Land!

„Und gönnst du, Christ, uns einst auch deine Fluren,
Gibst du uns Freiheit, Recht, Gesetz zurück,
Ein Krieg, den die Jahrtausende sich schwuren,
Den endigt nicht ein Friedensaugenblick!

„Hier ist mir wohl! Hier sind wir gleich, wir beiden,
Verschmäht, getreten gleich, in diesem Land!
Doch unterm Tritte selbst des schnöden Heiden
Reich' ich dir nicht zum Frieden meine Hand! — — —

„Genug der Rast! Wie labt des Schlummers Bronnen!
Laßt sehn, wie die Geschäft' am Grab dort stehn! —
Kauft Goldmonstranzen, Rosenkranz, Madonnen!
Kauft Kreuze, schmucke Kreuze, blank und schön!"

Nibelungen im Frack.

(Leipzig, 1843. Weidmann.)

Wo ist in deutschen Landen ein Reich, ein Völkerherz
So arg gedrückt, geknechtet, daß es aufschrei' vor Schmerz?
Nur eines kenn' ich! Schweigend übt's Thaten, wie es soll,
Zum Siegeslied sein Schweigen, zum Märtyrthume wird sein Groll.

Doch vorwärts geht's allüb'rall, wo's sonst noch rückwärts wich,
Und geht's auch etwas langsam, so geht's doch, wo's erst schlich;
Und geht's nicht zum Entzücken, ist doch zu zagen nimmer,
Und geht's auch nicht mit Dampfkraft, gibt's doch nicht Explosion und Trümmer — —

Es kreucht Gewürm: Notizen, und spinnt das Blatt entlang;
Spinnt weiche Seide die Raupe! Nein, blanken Namen den Strang!
Nun schwingt sie als Lied die Flügel. Will's nicht zu Ohr recht schallen,
Und du gehest seitab schweigend, — hui, bist eidbrüchig, abgefallen!

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durch's Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sondrer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverei'n!
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit selbst kein Sclav' ich sein.

Ihr wollt, der Freiheit Sänger, die eigne Mutter knechten,
Die Poesie, im Feldrock der Politik zu fechten!
Im Mondlichttraum des Waldes, o laßt die Jägerin schweifen,
Ist's Zeit, wird die Amazone nach Schwert und Chlamys zürnend greifen.

Ist's Zeit, wird Speere säen der Sämann goldner Saaten,
Unmündige Kinder nur spielen in Friedenszeit Soldaten!
Ein Tellgeschoß gilt besser, das, muß es sein, trifft Herzen,
Als Perserpfeile tausend, — Heuschrecken, die den Tag nur schwärzen!

Anastasius Grün.

Das Wort, das deutsche, freie, wir nimmer missen können!
Doch lernt auch Fürstenlippen ihr freies Wort zu gönnen.
Die Zeit will euch mißfallen; gefallt wohl ihr der Zeit,
Die, was sie baut, zertrümmern, und die entweih'n, was sie geweiht?

Was nennt ihr heilig? Schützen vor Eurem Hohn die Narben,
Der Kranz den greisen Fechter? das Leichentuch, die starben?
Ihr grollt mit Gott! — der Herrgott wird wohl abmagern vor Weh!
Entsetzt es dich, Hyäne, dein Spiegelbild zu schauen im See?

Erlösen wollt ihr die schöne, verzauberte Prinzeß,
Das rechte Wort nicht wißt ihr, und Unke bleibt sie indeß:
Ihr schleppt Gebirge Reisigs zum Feuer, — frommt es auch?
Es strahlt als Licht in Nächten, bei hellem Tage gibt's nur Rauch.

Der grüne Baum der Freude, ist er denn umgerissen,
Daß nur von der Trauerweide Feldzeichen wir pflücken müssen!
Weh' uns, erkrankten Adlern, daß unsre matten Augen
Nur durch geschwärzte Gläser in's Sonnenauge zu schauen taugen!

Du aber, Neubekränzter, wenn deines Liedes Galeere
Die höchste Wogenspitze krönt in dem stürmischen Meere
Der Volksgunst, — meinst du, sie wolle dich nun in die Sterne heben!
Von deiner Schwindelhöhe sieh dort das Riff, und lerne beben!

Und hat des Riffs Gekose dein Schiffsgebälk zerschlagen,
Nur Muth! — Ein Bret wird landwärts dich und den Lorbeer tragen;
Ein neues Floß dir zimmre, kühn kreuze durch die Meere,
Doch steure besser, wahre getreuer deiner Flaggen Ehre! —

Anastasius Grün.

Drei Walhalla-Richtgenossen.

(Grenzbothen, 1847, Nr. 49.)

— — Dann wird der Bayerfürst seinen Wappenschild daran aufhängen und Niemand wissen, was es zu bedeuten hat.
Grimm, deutsche Sagen.

O deutscher Ruhm, wärst du die Glocke rein,
Am Thurm der Eintracht hängend hoch im Frei'n,
Glücksel'ge Hand, die diese Glocke rührt!
O deutsche Kunst, wärst du die Muse frei,
Dein schöner Leib entstellt nicht von Livrei,
Von Banden deine Flügel nicht umschnürt!

Die deutsche Kunst hat jüngst am deutschen Strom
Dem deutschen Ruhm gebaut den griech'schen Dom,
Walhalla! Große Todte hat gesellig
Ein deutscher Fürst in's Haus am Stauf geladen,
Deß Marmorsäulen jetzt im Mondlicht baden
Und sich im Strome spiegeln selbstgefällig;
Kein Schmeichler ist der Strom, im Spiegel schimmert
Der stolze Bau zerschwankend und zertrümmert. —
Wer deutsche Größen richtend wägt und mißt,
Deß Herz sei groß und stark wie Deutschland ist,
Den Strahlenkranz des Ruhmes zu ertragen
Auch jener Größen, die ihm Wunden schlagen!.

Ha Mitternacht! Fernher verhallen träge
Vom Thurm der alten Stadt zwölf Glockenschläge.
In langem Zug gespenstig, feierlich
Empor die breiten Tempelstufen schreiten
Des Fürsten Gäste, Trachten aller Zeiten;
Die Einen strecken, Andre bücken sich,
Daß Kleinheit dreist zur Größe sich bequeme,
Daß höh'rer Wuchs die Niedern nicht beschäme.
Der Zug ist eingetreten in die Hallen
Und rasselnd sind die Pforten zugefallen.

Anastasius Grün.

Vorm Thor drei Männer blieben ausgeschlossen:
Wer rief sie her, wenn sie nicht Ruhmgenossen?

Der Erste ist ein Mönch, aufrecht von Gang,
Breitschultrig, kerngesund, von ehrnen Knochen,
Ein Recke, der zum Mummenschanz gekrochen
In's Klosterkleid; er trägt es wohl nicht lang.
Erstarkt zum Waffenspiel schwingt seine Hand
Die Bibel wie ein Schwert, hält sie umfahn
Wie ein Panier, auf dessen Fahnenband
Sein Spruch: „Das Wort sie sollen lassen stahn!“
Mit seinem Buche klopft er an die Pforten
Und läßt vernehmen sich in solchen Worten:
„Die schlimmsten Ketten, die mein Volk getragen,
Wahnglaubens Ketten hab' ich stolz zerschlagen,
Dreiköpf'gen Höllendrachen kühn zertreten,
Der sich in dreifach Kronenband vermummt;
Dem deutschen Wort, dem Seraph gramverstummt,
Löst' ich die Zung' und lehrt' ihn singen, beten
Und reden treu die Sprache der Propheten.
Nur halbes Ernten gab der reiche Same,
Zerspalten hat mein Volk der Streit um Garben,
Der Riß ging durch mein Herz, noch trägts die Narben!
Thut auf! Martinus Luther ist mein Name!“

Der Zweite ist ein Fürst im Kronenglanz,
Durch seine Adern rollt gemischtes Blut,
Die Zähheit Habsburgs und französ'sche Glut,
Jedoch das große Herz blieb deutsch und ganz.
Mit seinem Scepter klopft er an die Pforten
Und läßt vernehmen sich in solchen Worten:
„Was jener Mönch begann, wollt' ich vollenden
Und selbst beginnen, was er noch nicht ahnte;
Manch Wundmal noch an alte Ketten mahnte,
Ich wollt' es heilen mit barmherz'gen Händen,
Wie Christ hab' ich vom Kreuze meiner Throne
Gepredigt Duldung, daß die Spaltung weiche;
Geweckt die Todten, des Gedankens Leiche,
Und ihn bestellt zum Hüter meiner Krone

Anastasius Grün.

Und ihn zum Herold deutschen Ruhms berufen;
Den Pflug, den ält'sten Siegeswagen, lenkte,
Befreit, bekränzt, ich durch des Landmanns Hufen,
Drauf gern ein volles Segensmeer ich senkte.
O klein und schwach Gefäß, durch das ich's leite,
O kurzes Leben, ich erfuhr's mit Schmerzen!
Thut auf! Ich bin genannt Joseph der Zweite,
Der Erste doch in meines Volkes Herzen!

Ein Bauer ist der Dritte, derb und feist,
Gutmüth'gen Mund von schwarzem Bart umkreist,
Die Büchse auf sein Lodenwamms geladen;
Sah man ihn so vor sich, man glaubte dreist
Sein Werth und größt' Verdienst lieg' in den Waden.
Doch trägt ein Banner er, ich kenn' es wohl,
Das ist der Felsenadler von Tirol.
Mit seinem Kolben klopft er an die Pforten
Und läßt vernehmen sich in solchen Worten:
„Sah ich nicht dort die Rütlimänner gehn?
Ich that wie sie, bei ihnen will ich stehn!
Ich bin kein beßrer Mann als alle Andern,
Doch Einer muß für alle Brüder wandern;
So wird ein schlichter Stein Schlußstein der Halle,
Ein einfach Blatt zum Wipfel über alle.
Kein Einzler komm' ich, nein, ein Heldentausend,
Ein Heer von Männern, angeschwollen brausend,
Das rettend in sein Felsenschloß getragen
Den deutschen Ruhm in schmachvoll düstern Tagen,
Und leuchtend ihn bewahrt in Ungewittern
Als Deutschlands Odem nur ein knechtisch Zittern.
Hat unser Rohr manch' Deutschen hingebrannt,
Was trug der Schelm französisch Knechtgewand!
Wie hier ich steh', stand ich auf Mantuas Walle,
Und bot dem Blei die Brust, Einer für Alle.
Thut auf! Es pocht Tirol, das Heldenland,
Statt aller Einer nur, der Wirth vom Sand!"

Unfern ragt ein Gerüst von seltnem Bau,
Ein Richtmaß scheint's, Rekrutenwuchs zu proben;
Der Pfahl trägt Landesfarben, weiß und blau

Anastasius Grün.

Und Aufschrift gothisch auf der Tafel oben:
„Allhier Walhallagrößen seiend Messung,
Doch bayrisch-deutschen Maßstabs Nichtvergessung!“

Es winkt ein Mann, gutdeutsch genannt Gensdarm,
Den Drei'n zu treten an des Maßstabs Arm.
Der Ordensmann will, ein bescheidner Weiser,
Den Vortritt gönnen gern dem großen Kaiser;
„Ecclesia praecedit!“ spricht galant
Der Fürst, ihm freundlich winkend an den Stand.

An's Maß tritt Luther, ha, es wankt dem Schritt,
Doch eine Stimme ruft: „Zu groß, zu groß!“
Die Pforte fest in Riegel ruht und Schloß.
Da kehrt der Mönch gen Nord mit festem Tritt:
„Lebt wohl! Gen Wittenberg zur Grabeszelle,
Für die ich klein genug, will heim ich kehren,
Und meditiren in Gedankenhelle,
Und beten heiß für meines Volkes Ehren.“

An's Maß Josephus jetzt, der Kaiser, tritt,
Doch eine Stimme ruft: „Zu fein, zu klein!“
Da lenkt der Kaiser ostwärts seinen Schritt:
„Für Völkergröße, traun, macht' ich mich klein.
Lebt wohl! Zu Wien, in meines Volkes Mitten,
Die Klostergruft will ich mit Heimweh grüßen
Und wieder ruhn zu meiner Mutter Füßen,
Lauschend, wie sie mir jetzt im Bild abbitten.“

Dem Maß beugt Hofer nun sein starr Genick,
Doch eine Stimme ruft: „Zu dick, zu dick!“
Da kehrt der Sandwirth um auf Südens Wegen:
„Schier etwas dick war's, doch nicht dick genug,
Die Feind' und Gleißner alle wegzufegen!
Dick aufgetragne Farben: Felsenflug,
Und Pulvernebel, Hiebe, Kugelregen!
Ade! Auf's Neu' bezieh' ich heimathfroh
Mein alt Quartier: derzeit unwissend wo.“







Franz Grillparzer.



Franz Grillparzer.

„Edle zahlen mit dem, was sie sind" sagt Schiller; in diesem Sinne bringen wir unsern Lesern nicht so sehr biographische Notizen über den ersten dramatischen Dichter unsers Vaterlandes, als vielmehr eine Charakterskizze seiner Werke und seines Herzens, und glauben, daß der Mit- und Nachwelt das unendlich höher stehen werde, was der Dichter aus den Begebenheiten seines innern Lebens gemacht hat, als die äußeren Begebenheiten selbst, die bei ihm nie das Reich des Ungewöhnlichen, der Romantik, berührten.

Grillparzer wurde am 15. Jänner 1791 zu Wien geboren, vollendete 1811 seine Rechtsstudien, trat bei der k. k. allgemeinen Hofkammer im Jahre 1813 in Staatsdienste, wurde im J. 1824 Hofconcipist und ist seit 1833 Archivsdirector der Hofkammer (jetzt Finanzministerium). Der Dichter der Sappho blieb und ist unverehlicht, hat aber seine Jugendliebe im „Ottokar" in dem Bürgermädchen Katharina Fröhlich verewigt. Wer das eben so geist- als gemüthvolle Original kannte, wird bekennen müssen: „Sie war des Dichters werth!" In seinem fünfundzwanzigsten Jahre (1816) trat er zuerst mit seiner Schicksalstragödie „die Ahnfrau" hervor, die im Theater an der Wien mit ungeheuerem Erfolg in die Scene ging. War diese phantasie- und glutvolle Dichtung auch mehr oder minder ein Echo der damahls sieghaften Schicksalsideen, die in Werner, Müllner, Houwald *rc.* ihre glänzende, aber bald gebrochene Spitze fanden, so war doch die Manifestation eines großen, zukunftverheißenden Talentes im Bereiche der dramatischen Literatur zu glorreich und zündend, um nicht alle Hoffnungen des kunstsinnigen Wiener Publicums in dem edlen Geiste Grillparzers zu concentriren. Es ist damahls und später viel Tolles und Gelehrtes, Absurdes und Schönes über das erste Werk unsers Lands-

manns allerorten geschrieben worden. — Eins steht fest, „die Ahnfrau" des Dichters aus dem „Phäakenlande" hat sich in ganz Deutschland eingebürgert, jedermann kennt sie (auch jene, die sie nicht kennen wollen), selbst der mystische Norden, das verstandesklare Schweden hat diese süddeutsche Dichtung liebgewonnen, und jetzt noch wandelt das seelenbannende Gespenst an den Ufern des Mälar über die weltbedeutenden Breter, indeß sich im schauerlosen Italien die brennende Seele einer reizenden Venetianerin in die ungewöhnten und unbekannten Gefühle der schwärmerischen Bertha versenkt.

Und bald wäre dieses hochpoetische Werk für immer, der Verfasser desselben aber vielleicht für lange noch der Welt fremd geblieben, wenn nicht das Auge des rechten Mannes beide fast zufällig erkannt hätte. Dieser Mann war der treffliche Dramaturg des kaiserlichen Hofburgtheaters Jos. Schreyvogel (pseudonym: Thomas und C. A. West), dessen Namen und Wirksamkeit die Kunstgeschichte bleibend bewahren wird. Schreyvogel beschäftigte sich eben damahls mit einer Bearbeitung des Calderon'schen Schauspieles: „Das Leben — ein Traum," als ihm ein Amtsgenosse, ebenfalls Literat und als dramatischer Schriftsteller nicht unbekannt, bemerkte, daß ein ihm verwandter junger Mann gleichzeitig an jenem Meisterwerke Calderons sich versuche. Schreyvogel durch die mitgetheilten Proben freudig überrascht, ließ den schüchternen jungen Mann — es war Grillparzer — sich vorstellen und fragte ihn, ob er denn nicht vielleicht ein Original-Product in seinem Pulte verschlossen habe. Der schüchterne Jüngling wollte anfangs mit der Sprache nicht heraus, endlich aber gestand er, daß er wohl ein Stück geschrieben und auch seinem Verwandten, seinem einzigen Vertrauten und Berather, es gezeigt, allein aus dessen Munde das niederschlagende Urtheil vernommen habe: „Franz, laß' das gut seyn, — du bist kein Dichter!" — Schreyvogel's ermunternde Zusprache überwand Grillparzer's Schüchternheit; dieser brachte ihm sein Manuscript; es war die „Ahnfrau," in der ursprünglichen Form. Schreyvogel war außer sich vor Freuden über diesen glücklichen Fund. Das Stück enthielt, trotz bedeutender Mängel, trotz mancher abenteuerlicher Auswüchse, bizarrer Grellheiten, untheatralischer Längen und Mißgriffe, dennoch einen solchen Fond von wahrer Poesie und echtem dramatischen Leben, daß er es für seine angenehme Pflicht hielt, dem Dichter mit Rath und That an die Hand zu geben, um sein Erstlingsproduct, das den Stämpel der Genialität so unverkennbar an der Stirne

trug, zur Darstellung zu bringen. Mit freudestrahlendem Gesichte übergab er dem ängstlich einem zweiten Verdammungsurtheile entgegenharrenden Poeten sein Werk zur Ueberarbeitung mit den Worten: „Junger Freund, wär' ich ihr Verwandter, so würde ich zu Ihnen sagen: Franz, fahre so fort, — denn bei Gott! du bist ein Dichter!" — Von diesem Augenblick an blieb Schreyvogel dem edlen G. ein liebevoller Lehrer, Freund und Mäcen im reinsten Sinne des Wortes.

Als erste reifere Frucht dieser geistigen Berührung erschien im J. 1818 das Trauerspiel „Sappho," das im Hoftheater einen beispiellosen Succeß erlebte. Grillparzer's Genius entfaltete in diesem poetischen Mysterium des Liebe- und Ruhmeslebens seine schwanenweißen Fittiche und knüpfte das fabelhafte Hellas an die wirkliche Welt des Herzens an, — des Geistesschmerzes, der allewigen Großheit erhabener Naturen, seien sie nun vor tausend Jahren in der lebensfrohen Hellas oder an den Ufern unserer heimischen Ströme zu Hause gewesen. Der Vorwurf, den die gelehrte und übergelehrte Kritik dieser inhaltschweren und formschönen Dichtung zu machen sich herausnahm, dürfte in seiner Tragweite sehr nahe an die Grenze streifen, wo Unmögliches und Lächerliches sich berühren. Man nannte die Denk- und Sprechweise der „Sappho" zu modern; etwa weil die griechische Dichterin liebte, wie ein Weib liebt, weil sie zu schön sprach, etwa weil sie sogar — deutsch sprach. Eines jedoch steht fest: — daß die „Sappho" den Ruhm des Dichters so recht eigentlich begründete; und was auch norddeutsche Schulweisheit daran mäkeln mochte, um diese reine, schöne dramatische Dichtung nicht für ruhmfähig erklären zu dürfen, — die norddeutsche dramatische Poesie der letzten 40 Jahre hat kein ähnliches Drama aufzuweisen, das diesem an innerem Gehalte und wahrer Formschönheit gleich käme.

Ein Jahr darauf (1819) wallfahrtete der Dichter nach dem Sehnsuchtslande aller Dichter und Künstler: nach dem herrlichen Italien. Das Taschenbuch „Aglaja" brachte manche der schönen, lyrischen Blüthen, die er auf dieser Sängerfahrt gepflückt hat. Das eben so erhabener als poetischer Gedanken volle Gedicht „die Ruinen des Campo Vaccino" erweckte die größte Sensation in der ganzen gebildeten Welt, dagegen aber mehrseitiges Mißfallen in den Allerhöchsten Kreisen, wo man das geniale Product von einem andern Standpuncte aus, als dem poetischen, beurtheilen zu müssen glaubte. Grillparzer hatte für das „Kreuz auf dem Colosseum" lange Zeit das Kreuz

manns allerorten geschrieben worden. — Eins steht fest, „die Ahnfrau“ des Dichters aus dem „Phäakenlande“ hat sich in ganz Deutschland eingebürgert, jedermann kennt sie (auch jene, die sie nicht kennen wollen), selbst der mystische Norden, das verstandesklare Schweden hat diese süddeutsche Dichtung liebgewonnen, und jetzt noch wandelt das seelenbannende Gespenst an den Ufern des Mälar über die weltbedeutenden Breter, indeß sich im schauerlosen Italien die brennende Seele einer reizenden Venetianerin in die ungewöhnten und unbekannten Gefühle der schwärmerischen Bertha versenkt.

Und bald wäre dieses hochpoetische Werk für immer, der Verfasser desselben aber vielleicht für lange noch der Welt fremd geblieben, wenn nicht das Auge des rechten Mannes beide fast zufällig erkannt hätte. Dieser Mann war der treffliche Dramaturg des kaiserlichen Hofburgtheaters Jos. Schreyvogel (pseudonym: Thomas und C. A. West), dessen Namen und Wirksamkeit die Kunstgeschichte bleibend bewahren wird. Schreyvogel beschäftigte sich eben damahls mit einer Bearbeitung des Calderon'schen Schauspieles: „Das Leben — ein Traum,“ als ihm ein Amtsgenosse, ebenfalls Literat und als dramatischer Schriftsteller nicht unbekannt, bemerkte, daß ein ihm verwandter junger Mann gleichzeitig an jenem Meisterwerke Calderons sich versuche. Schreyvogel durch die mitgetheilten Proben freudig überrascht, ließ den schüchternen jungen Mann — es war Grillparzer — sich vorstellen und fragte ihn, ob er denn nicht vielleicht ein Original-Product in seinem Pulte verschlossen habe. Der schüchterne Jüngling wollte anfangs mit der Sprache nicht heraus, endlich aber gestand er, daß er wohl ein Stück geschrieben und auch seinem Verwandten, seinem einzigen Vertrauten und Berather, es gezeigt, allein aus dessen Munde das niederschlagende Urtheil vernommen habe: „Franz, laß' das gut seyn, — du bist kein Dichter!“ — Schreyvogel's ermunternde Zusprache überwand Grillparzer's Schüchternheit; dieser brachte ihm sein Manuscript; es war die „Ahnfrau,“ in der ursprünglichen Form. Schreyvogel war außer sich vor Freuden über diesen glücklichen Fund. Das Stück enthielt, trotz bedeutender Mängel, trotz mancher abenteuerlicher Auswüchse, bizarrer Grellheiten, untheatralischer Längen und Mißgriffe, dennoch einen solchen Fond von wahrer Poesie und echtem dramatischen Leben, daß er es für seine angenehme Pflicht hielt, dem Dichter mit Rath und That an die Hand zu gehen, um sein Erstlingsproduct, das den Stämpel der Genialität so unverkennbar an der Stirne

trug, zur Darstellung zu bringen. Mit freudestrahlendem Gesichte übergab er dem ängstlich einem zweiten Verdammungsurtheile entgegenharrenden Poeten sein Werk zur Ueberarbeitung mit den Worten: „Junger Freund, wär' ich ihr Verwandter, so würde ich zu Ihnen sagen: Franz, fahre so fort, — denn bei Gott! du bist ein Dichter!" — Von diesem Augenblick an blieb Schreyvogel dem edlen G. ein liebevoller Lehrer, Freund und Mäcen im reinsten Sinne des Wortes.

Als erste reifere Frucht dieser geistigen Berührung erschien im J. 1818 das Trauerspiel „Sappho," das im Hoftheater einen beispiellosen Succeß erlebte. Grillparzer's Genius entfaltete in diesem poetischen Mysterium des Liebe- und Ruhmeslebens seine schwanenweißen Fittiche und knüpfte das fabelhafte Hellas an die wirkliche Welt des Herzens an, — des Geistesschmerzes, der allewigen Großheit erhabener Naturen, seien sie nun vor tausend Jahren in der lebensfrohen Hellas oder an den Ufern unserer heimischen Ströme zu Hause gewesen. Der Vorwurf, den die gelehrte und übergelehrte Kritik dieser inhaltschweren und formschönen Dichtung zu machen sich herausnahm, dürfte in seiner Tragweite sehr nahe an die Grenze streifen, wo Unmögliches und Lächerliches sich berühren. Man nannte die Denk- und Sprechweise der „Sappho" zu modern; etwa weil die griechische Dichterin liebte, wie ein Weib liebt, weil sie zu schön sprach, etwa weil sie sogar — deutsch sprach. Eines jedoch steht fest: — daß die „Sappho" den Ruhm des Dichters so recht eigentlich begründete; und was auch norddeutsche Schulweisheit daran mäkeln mochte, um diese reine, schöne dramatische Dichtung nicht für ruhmfähig erklären zu dürfen, — die norddeutsche dramatische Poesie der letzten 40 Jahre hat kein ähnliches Drama aufzuweisen, das diesem an innerem Gehalte und wahrer Formschönheit gleich käme.

Ein Jahr darauf (1819) wallfahrtete der Dichter nach dem Sehnsuchtslande aller Dichter und Künstler: nach dem herrlichen Italien. Das Taschenbuch „Aglaja" brachte manche der schönen, lyrischen Blüthen, die er auf dieser Sängerfahrt gepflückt hat. Das eben so erhabener als poetischer Gedanken volle Gedicht „die Ruinen des Campo Vaccino" erweckte die größte Sensation in der ganzen gebildeten Welt, dagegen aber mehrseitiges Mißfallen in den Allerhöchsten Kreisen, wo man das geniale Product von einem andern Standpuncte aus, als dem poetischen, beurtheilen zu müssen glaubte. Grillparzer hatte für das „Kreuz auf dem Colosseum" lange Zeit das Kreuz

Franz Grillparzer.

der Ungnade zu tragen, bis — (gewissermaßen als Ersatz) — er in neuester Zeit (1849) ein anderes Kreuz erhielt: das Ritterkreuz des kais. Leopoldordens, gleich ehrenvoll durch den Anlaß, bei dem, als durch die anerkennende Weise, wie es ihm geboten wurde.

Im Jahre 1822 erschien seine dramatische Trilogie „Das goldene Vließ," die bekannte Geschichte der Medea behandelnd. Die Gediegenheit dieser großartigen Dichtung, durch die geniale Darstellung der unvergeßlichen Sophie Schröder wie eine zündende Flamme in's Leben hinausgeschleudert, flocht neue Lorbeern um das Haupt des edlen, dem Großen und Erhabenen zugewendeten Dichters, der mit diesem Werke völlig mündig geworden, eine Bewältigung des Stoffes, eine psychologische Tiefe der Charakteristik, eine Erhabenheit der Ideen und namentlich in den vier ersten Akten der Medea eine classische Vollendung manifestirt, wie sie nur den größten Dramatikern eigen ist.

Mit dem historischen Trauerspiele „König Ottokar's Glück und Ende" betrat Grillparzer im J. 1824 den Boden der vaterländischen Geschichte, auf dem ihm die unvergänglichsten Lorbeern geblüht hätten, wenn nicht das mimosengleiche Gemüth des besten der Menschen von Einflüssen unfreundlicher und schwer zu besprechender Art sich in die Einsamkeit seiner innern Welt, leidend und liebend, verzeihend und grollend, denkend und schweigend zurückgezogen und den ehernen Griffel der Geschichte, wie Moses die Gesetztafeln am Sinai, im Angesichte der Kalbsanbeter hinweggeschleudert hätte. Viel — sehr viel wurde über Ottokar geschrieben; die einen, „die da gekauert sitzen im verjährten Wust" schrien Zeter über Verletzung der historischen Wahrheit und über parteiische Charakteristik; die schon damahls antidynastische Secte österreichischer Ultra's protestirte gegen die Vortrefflichkeit des guten Grafen von Habsburg und wollte durchaus keine poetische, keine historische Verherrlichung des deutschen Kaisers von anno so und so anerkennen; Grillparzer aber „dachte sich sein Theil und ließ die andern reden," obwohl diesmahl die beiden extremen Parteien sich darin vereinigten, daß sie dem für Recht und Wahrheit begeisterten Dichter gemeinschaftlich grollten. „Jerusalem! die du steinigest deine Propheten!"

Nach vierjähriger Pause brachte das Hofburgtheater Grillparzer's neues Trauerspiel: „Ein treuer Diener seines Herrn." Dieses durch seinen widerhaarigen Stoff nicht allgemein zugängliche Drama, dessen herrliche Einzelnheiten und virtuose Mache von der

Bühne herab große Wirkung hervorbrachten, konnte sich für länger auf den Bretern nicht behaupten; das selbst gutmüthige Wiener Publicum wollte sich mit der, auf die Spitze gestellten Gutmüthigkeit des treuen Bancban nicht zufrieden stellen lassen. Auch anderwärts hat diese edle dramatische Dichtung von der Bühne herab keinen bleibenden Erfolg errungen.

Ein Jahr darauf erschien das dramatische Gedicht: „Des Meeres und der Liebe Wellen" nach der Sage von Hero und Leander. Dieses Gedicht Grillparzer's, in dem sich antike Schönheit mit dem Zauber der Romantik auf eine liebliche Weise vermählt; dieses wunderbare Gemälde eines weiblichen Herzens, in das der erste Keim der Liebe fällt, der dann zur todverlangenden Leidenschaft anwächst; dieses an Gedankenfülle und reizender Gemüthstiefe überreiche Gedicht hat von der Bühne herab keine große, ja eher eine gleichgiltige Stimmung hervorgerufen —! Lag es an der Aufführung überhaupt, an der Besetzung der Rollen, an einzelnen Fehlern des Stückes? — man sagt, die Leiche des Leander habe die zarten Nerven unangenehm afficirt. (Was braucht man jetzt, um die Nerven nur etwas zu afficiren!?) Genug — das Stück hielt sich nicht und Grillparzer wurde durch diese Gleichgiltigkeit des Publicums schmerzlicher berührt, als durch das Mißfallen, das eine späteres Werk „Weh' dem, der lügt!" erfahren mußte.

Das Jahr 1834 brachte uns sein hochpoetisches Mährchen: „Der Traum — ein Leben;" der Erfolg war ein außerordentlicher, das Wiener Publicum jubelte; — ich jubelte mit und ging die ganze Nacht wie ein Träumender herum:

„Miltiadis tropaea me dormire non sinunt."

Grillparzer selbst, den ich vor der Aufführung besucht hatte, war sehr ungewiß über den Erfolg dieses in der Form etwas abnormen Stückes und äußerte unter anderem: „Ein Dichter, der ein zweites Stück dieser Art schriebe, verdiente Züchtigung; dieß eine gewagt zu haben, verdiene, daß es gefiele; er liebe übrigens eben diese Dichtung, wiewohl der Erfolg durch die Form, die Aufführung und das Publicum selbst, wenn es zu weit voraus denke, auf die Spitze gestellt bleibe." Dieses dramatische Mährchen hat sich auf dem Repertoire des Wiener Hoftheaters bis jetzt erhalten und findet jederzeit ein großes Publicum und gewaltigen Anklang.

Im März 1838 kündigte der Zettel des Burgtheaters unerwartet

Franz Grillparzer.

ein Lustspiel von Grillparzer an, betitelt: „Weh' dem, der lügt!" So sehr das Wiener Publicum auf dies Product einer neuen Richtung seines Lieblinges gespannt war, so leicht ließ es sich schon vor der Darstellung von dem hergebrachtem Vorurtheile übermannen, daß ein Trauerspieldichter unmöglich ein gutes Lustspiel schreiben könne. Und in der That, als das Lustspiel in die Scene ging, ward es eben so wenig verstanden, als günstig aufgenommen. Man hatte ein Lustspiel im Gewande des beliebten Bauernfeld erwartet — und siehe da, der Humor, die Satire, die geistreiche Idee konnten im historischen Gewande des vorzeitlichen Germaniens in den duftenden Logen und in dem bureaukratischen Parterre der Hofbühne keinen Eingang finden. Mit einem Worte: das Publicum nahm dieß vortreffliche Werk, vielleicht Grillparzer's geistreichstes, als Lustspiel nicht an, wozu auch die unzweckmäßige Besetzung ihr böses Theil beigetragen haben mochte.

Auf diese theatralische Niederlage folgte ein hartnäckiges, bis jetzt noch nicht unterbrochenes Schweigen des Dichters, das leichter zu bekritteln, zu verdammen, oder auch zu billigen, als zu enträthseln und gerecht zu beurtheilen ist. Wir wollen nicht rechten mit dem grollenden Dichter, — aber beklagen müssen wie sein Schweigen in einer Zeit, die eben seines Genius am meisten bedurft hätte und bedarf. —

Als Bruchstück eines fast vollendeten Drama's wurde ausnahmsweise das Vorspiel zur „Libussa" aufgeführt; ob wir das vollendete Werk zu sehen bekommen, steht zu bezweifeln, so lange die jetzigen Theaterverhältnisse sich nicht ändern und bessern.

Auch ein historisches Drama: „Rudolph II." scheint vollendet im Pulte des Dichters zu liegen, das meines Wissens auch die theilweise ausgeführten Pläne zu „Esther" — „Der letzte König der Juden" „Scipio und Hannibal" ꝛc. enthält.

Ein Opernbuch, das Mährchen von der „Melusina" behandelnd, wohl mehr geistreich und poetisch als textlich dankbar, ursprünglich für Beethoven geschrieben (für den der Dichter, selbst ein ausgezeichneter Musikkenner und fertiger Clavierspieler, stets eine besondere Verehrung hegte, wie er es durch seine ihm gewidmete Grabrede und sein Gedicht „Beethoven" bewies), wurde nach dem Tode desselben später von Conradin Kreutzer componirt und im Josephstädter Theater aufgeführt. Kreutzer, so trefflich und populär sein „Nachtlager" ist, war kein Ersatz für Beethoven und kein Componist für eine Dichtung Grillparzer's.

Franz Grillparzer.

Von Grillparzer's lyrischen Gedichten ist bis nun noch keine ganze Sammlung erschienen; G. wollte in der vormärzlichen Zeit nicht die interessantesten und besten Gedichte unter dem Beile des Wiener Alba fallen sehen; und nun — ist nicht die Zeit, wo vernünftige Gedichte gesucht, gehört und geliebt werden. — Von seinen einzelnen Gedichten sind eben alle einzelnen berühmt geworden; wir nennen hier, außer dem schon erwähnten „Colosseum," den herrlichen Cyclus „Tristia ex ponto," — „Abschied von Gastein," (das Gedicht aller Dichter für alle Dichter), „Incubus" „Bann," Abschied von Wien," „Stabat mater" ꝛc. In neuerer Zeit hat sein Wort an „Radetzky" ein wahres Pfingstfest gefeiert; es flog in tausend feuerigen Zungen durch alle Gaue unsers geliebten, unglücklichen Vaterlandes. G. ließ dies Gedicht in einer Periode erscheinen, die wir als die Flegeljahre der Revolution bezeichnen möchten; er konnte auf keine Tribunensympathien rechnen, aber diese Weise blieb nicht eine „Stimme des Rufenden in der Wüste" sie hat in Italien Wunder gewirkt, wie jedes echte, wahre, große Wort! — Es gehörte mehr Freiheitssinn und Mannesmuth dazu, damahls gegen den wilden Strom zu schwimmen, als es manchem Volksmanne bedünken mag, der gegen die terrorisirende Masse servil zu seyn, für klüger und sicherer hält. —

Wenn wir noch anführen, daß G. im Jahre 1843 eine große Reise nach dem Orient und durch Griechenland machte, welcher jedoch durch die Revolution in Athen etwas Abbruch geschah, so hätten wir das Wirken des Dichters, der in den letzten Jahren seine Geistesflammen in epigrammatischen Funken zu zersetzen liebte, im Allgemeinen berührt und wir wenden uns nun zu dem Menschen, dessen unbefleckter und wahrer Charakter, dessen reine Seele, dessen von Milde und Güte erfülltes Herz so ganz den edlen Sohn des in seiner Kraft so herrlichen, in seiner Schwäche so liebenswürdigen Oesterreichs bezeichnen.

Grillparzer ist ein Mann des Rechtes, — des moralischen Rechtes, — also der wahren Freiheit, die das Recht jedes Menschen achtet und schützt, es nie verletzt, es nie verletzen läßt; Grillparzer ist ein Mann der Wissenschaft, wie wenige im Vaterlande ihm gleichen; das Studium der Alten, das Verständniß der neueren Classiker aller Nationen ist ihm Bedürfniß und Eigenthum geworden, und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat sich nur selbst geehrt, indem sie ihn unter ihre ersten wirklichen Mitglieder aufnahm. — Grillparzer ist ein Mann der Liebe und der Anerkennung jedes Talentes; ein

Franz Grillparzer.

Vorzug, dessen sich wenige Größen rühmen können. Ein Feind aller genialen (?) Formlosigkeit und titanischen Ungebundenheit achtet und liebt er das Gemäße, Schöne, Klare auch in den Producten kleinerer Talente, die er ermuntert, durch seine Theilnahme begeistert und mit Rath und That edelmüthig unterstützt, und als er in Erwiederung der vielfachen Huldigungen, die ihm an seinem drei und fünfzigsten Geburtstage (1844) von einer Gesellschaft von Künstlern aus allen Fächern, bekannt unter dem Namen „Concordia," dargebracht wurden, das Glas leerte auf „das Wohl aller derer, die Freunde der Dichtkunst und des Vaterlandes nicht scheinen, sondern sind!" — hat er sich selbst am besten charakterisirt*).

*) Schon drei Jahre vorher (1841) erschien zur Feier des fünfzigsten Geburtsfestes unseres Dichters eine von J. Schön geprägte Medaille; sie zeigt auf dem Avers die Büste des Dichters mit der Umschrift: „FRANZ GRILLPARZER GEB. D. 15. JÄNNER 1791 IN WIEN." auf dem Revers — eine mit einem Lorbeerkranz umwundene Harfe, mit der Legende: VON SEINEN VEREHRERN ZUR FEIER DES 15. JÄNNER 1841." — Das Fest am 15. Jänner 1844 war daher nur eine Nachfeier, bei welcher ihm, nebst anderen dichterischen Spenden von Halm, Bauernfeld, Castelli, u. m. a. auch folgende geistreiche Zeilen von dem edlen Fr. Witthauer, dem wackeren Redacteur der Wiener Zeitschrift, vorgelesen wurden:

Die Sternlein am Himmel künden laut,
Wie prächtig die Welt, die der Herr gebaut,
Und blickt ihr mit gläubigen Sinnen hinan,
So leset in Flammen ihr, was er gethan.

Auf Erden da flimmert's von Sternen wohl auch,
Doch herrscht noch mitunter der alte Brauch:
Daß den rechten Ort und den rechten Mann
Das Erdensternlein nicht finden kann.

Wer am hellsten hier unten zu leuchten gewußt,
Trägt selten ein Sternlein dafür auf der Brust,
Und wer sich verdient, wie Keiner gethan,
Dem hängt nur das Leben sein Kreuzlein an.

Du, den wir hier feiern und lieben zugleich,
Du suche dein Sternlein im Himmelreich;
Denn was kein König Dir geben kann,
Das triffst Du im Herzen der Deinen an.

Nicht was am Rock und im Knopfloch sitzt,
Was aus tausend Augen entgegen dir blitzt:
Die Thräne für dein unsterblich Lied —
Das ist dein Orden pour le mérite!

Franz Grillparzer.

Die Zurückgezogenheit seiner einfachen, immer gleichen Lebensweise, die Abneigung gegen Vereine und Clubbs jeder Art, die Unlust, Besuche zu machen, hat G. in den Ruf eines mürrischen Hypochonders gebracht; wer ihn aber näher kennt und mit ihm länger verkehrt (ich habe das Glück, bereits 18 Jahre mit ihm in steter Berührung zu sein), muß dieser Meinung entschieden widersprechen. Grillparzer's Conversation ist eben so lebhaft als geistreich, (ja höchst originell durch die treffenden palpablen Ausdrücke, durch die er in Bildern aus dem gewöhnlichen Leben das Bedeutendste auf die schlagendste Weise zu bezeichnen liebt); seine Theilnahme an dem Geschick Anderer wahr und warm; mit einem Worte: es ist etwas in ihm, was zugleich Ehrfurcht und Liebe zu ihm erweckt; ich glaube fest, daß noch kein guter Mensch ohne diese Empfindungen von ihm gegangen sei.

Grillparzer's Charakter als Dichter, als Bürger seines geliebten Vaterlandes und in seiner Stellung zur Gesellschaft steht so rein, unbefleckt und in allen Stürmen so bewährt da, daß selbst seine Gegner (und welcher bedeutende Mann hätte deren nicht?) ihm den Zoll der Achtung weder im Stillen, noch öffentlich versagen können. Zwar hat G. in der großen, glücklichen und unglücklichen neuen Zeit wenig sich in das Licht gedrängt; allein freisinnig in jeder Faser, wenn er auch nicht dafür sprach, das oberste gewaltsam nach unterst zu kehren, klar und ruhig, schmerzlich und grollend, wie jeder wahre Dichter die zerklüftete Welt von oben beschauend, lebte er seiner Pflicht, es den Berufenen überlassend, ihn an jene Stelle zu berufen, wo sein Genius segenbringend in seiner Sphäre wirken könnte. Ob jene, die es gesollt und gekonnt hätten, es erkannt haben, welch bedeutenden, geistvollen, ehrlichen Mann sie unter den begabten Söhnen des Vaterlandes zählen, — ist eine Frage, die sie sich selbst aufrichtig beantworten mögen; ich glaube, das Vaterland hat an den Dichter der Sappho überhaupt eine große Schuld noch abzutragen, — der freisinnige Grillparzer, der nie um die Gunst der Hohen buhlte, ist kaum je vollends gewürdigt, dafür aber oft übergangen worden. —

Es sei mir vergönnt, zum Schlusse einige der eigenthümlichen Aussprüche Grillparzer's mitzutheilen, welche, großentheils Kunstgegenstände berührend, den Nagel stets auf den Kopf treffen, indem sie in der prägnanten Form des improvisirten Epigramm's, wofür G. über-

haupt großes Talent verräth, manche Frage kurz erledigen, über die Andere ganze Broschüren schreiben.

Allgemein wird die sinnreiche Definition der „Eifersucht," daß sie nämlich „eine Leidenschaft sei, die mit Eifer sucht was Leiden schafft" ihm zugeschrieben, wozu vielleicht sein Epigramm: „Beruhigung" Anlaß gab.

Ueber die literarischen Anläufe des jungen Deutschlands, denen er eben so wenig hold war, als der radicalen Poesie, äußerte sich einst Gr.: „Sie haben das Reich der Poesie erweitert, indem sie nämlich die Prosa mit hinein zogen; dadurch ist aber die Poesie nicht reicher, sondern prosaischer geworden."

Ueber die triste Gelehrsamkeit mancher neuer deutscher Componisten, sprach G. das erschöpfende und witzige Urtheil: „Sie fürchten sich, angenehm zu werden und verirren sich aus Angst in Spitalmusik."

Gegen die versfeindlichen neueren Dramatiker spricht sich G. mit wenigen, aber gewichtigen Worten aus: „In Versen denken ist eben dichten! Mit dem Verse entstand die Dichtkunst!"

Ueber Mozart bemerkte G. bei Aufführung der G-moll-Symphonie: „Die hat Mozart sicher vor der Erbsünde componirt."

In einem Gespräche über Göthe's Iphigenia, betreffend den Stil des Thoas, als eines wilden Scythenköniges, machte G. die scherzhafte Aeußerung: „Der Thoas spricht wie ein taurischer Hofrath." —

Das etwas kühle nordische Wesen der Jenny Lind, die er als Sängerin der Poesie unendlich hoch schätzte, bezeichnete er mit dem originellen und treffendem Ausdrucke: „Zugeknöpft bis an die Zähne."

In Bezug auf die angestrebten Reformen der Dichtkunst, und „die Erschaffung einer neuen Poesie," zu welchem Behufe sich einige literarische Revolutionsmänner zum Gotte anschwellen, sprach Gr.: „Ich kenne keine andere Poesie, als die von Ewigkeit; das Neue ist Auswuchs; das Schöne und sein Begriff sind unwandelbar; da läßt sich nichts reformiren. — „Was machst du die Welt, sie ist schon gemacht," sagt Göthe, und ich sag' es auch; — Genialität ohne Talent ist der Teufel der neueren Kunst."

Franz Grillparzer.

Indem wir diesen Aussprüchen für unsere Person vollkommen beipflichten, schließen wir diese Zeilen mit der Schlußstrophe eines jüngeren Grillparzer'schen Gedichtes, das ihn selbst am reinsten spiegelt:

„Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als Höchstes wird er finden:
Gesund natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden!"

Otto Prechtler.

Die Herausgeber haben zu diesen Zeilen des Biographen nichts hinzuzufügen, als daß sie eben nichts weiter hinzuzufügen wagten, weil sie die Bescheidenheit Grillparzer's kennen, der, wenn gleich nicht unempfindlich für ein Wort freundlicher Anerkennung, das ihm unerwartet aus fremdem Munde zufließt, nichts weniger vertragen kann, als das öffentliche Lob aus dem Munde eines Freundes, insofern dasselbe auch nur möglicher Weise für parteiisch oder unlauter gehalten werden könnte. Wir beschränken uns also, jedes Zusatzes, so schwer uns dies auch fallen mag, uns begebend, nur darauf, die in den nachfolgenden Gedichten getroffene Auswahl zu rechtfertigen. Obwohl nämlich G. am größten als Dramatiker ist, so haben wir doch auf eine Zusammenstellung von Probescenen aus seinen dramatischen Werken verzichtet, theils weil sie so allgemein bekannt und in so vielfach wiederholten Auflagen (die Ahnfrau, sechste Auflage. — Sappho, dritte Auflage u. s. w.) verbreitet sind, theils weil solche aus einem künstlerisch abgeschlossenen Ganzen herausgerissene Fragmente nie zum klaren Verständnisse dieses letzteren führen, sondern immer an jenen Sonderling erinnern, der als Musterstück für die Schönheit seines Hauses einen Ziegelstein davon zur Schau umhertrug. Wir zogen es daher vor, einige der schönsten, den Dichter vorzugsweise charakterisirenden, lyrischen Gedichte hier zusammenzustellen, und zum Beweise, daß wir über den Lyriker des Dramatikers nicht vergessen haben, eine weniger bekannte Scene aus einem Trauerspiele beizufügen, dessen baldiger Vollendung und endlicher Darstellung alle Freunde der Grillparzer'schen Muse seit Jahren mit Ungeduld entgegensehen.



haupt großes Talent verräth, manche Frage kurz erledigen, über die Andere ganze Broschüren schreiben.

Allgemein wird die sinnreiche Definition der „Eifersucht," daß sie nämlich „eine Leidenschaft sei, die mit Eifer sucht was Leiden schafft" ihm zugeschrieben, wozu vielleicht sein Epigramm: „Beruhigung" Anlaß gab.

Ueber die literarischen Anläufe des jungen Deutschlands, denen er eben so wenig hold war, als der radicalen Poesie, äußerte sich einst Gr.: „Sie haben das Reich der Poesie erweitert, indem sie nämlich die Prosa mit hinein zogen; dadurch ist aber die Poesie nicht reicher, sondern prosaischer geworden."

Ueber die triste Gelehrsamkeit mancher neuer deutscher Componisten, sprach G. das erschöpfende und witzige Urtheil: „Sie fürchten sich, angenehm zu werden und verirren sich aus Angst in Spitalmusik."

Gegen die versfeindlichen neueren Dramatiker spricht sich G. mit wenigen, aber gewichtigen Worten aus: „In Versen denken ist eben dichten! Mit dem Verse entstand die Dichtkunst!"

Ueber Mozart bemerkte G. bei Aufführung der G-moll-Symphonie: „Die hat Mozart sicher vor der Erbsünde componirt."

In einem Gespräche über Göthe's Iphigenia, betreffend den Stil des Thoas, als eines wilden Scythenköniges, machte G. die scherzhafte Aeußerung: „Der Thoas spricht wie ein taurischer Hofrath." —

Das etwas kühle nordische Wesen der Jenny Lind, die er als Sängerin der Poesie unendlich hoch schätzte, bezeichnete er mit dem originellen und treffendem Ausdrucke: „Zugeknöpft bis an die Zähne."

In Bezug auf die angestrebten Reformen der Dichtkunst, und „die Erschaffung einer neuen Poesie," zu welchem Behufe sich einige literarische Revolutionsmänner zum Gotte anschwellen, sprach Gr.: „Ich kenne keine andere Poesie, als die von Ewigkeit; das Neue ist Auswuchs; das Schöne und sein Begriff sind unwandelbar; da läßt sich nichts reformiren. — „Was machst du die Welt, sie ist schon gemacht," sagt Göthe, und ich sag' es auch; — Genialität ohne Talent ist der Teufel der neueren Kunst."

Franz Grillparzer.

Indem wir diesen Aussprüchen für unsere Person vollkommen beipflichten, schließen wir diese Zeilen mit der Schlußstrophe eines jüngeren Grillparzer'schen Gedichtes, das ihn selbst am reinsten spiegelt:

„Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als Höchstes wird er finden:
Gesund natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden!“

Otto Prechtler.

Die Herausgeber haben zu diesen Zeilen des Biographen nichts hinzuzufügen, als daß sie eben nichts weiter hinzuzufügen wagten, weil sie die Bescheidenheit Grillparzer's kennen, der, wenn gleich nicht unempfindlich für ein Wort freundlicher Anerkennung, das ihm unerwartet aus fremdem Munde zufließt, nichts weniger vertragen kann, als das öffentliche Lob aus dem Munde eines Freundes, insofern dasselbe auch nur möglicher Weise für parteiisch oder unlauter gehalten werden könnte. Wir beschränken uns also, jedes Zusatzes, so schwer uns dies auch fallen mag, uns begebend, nur darauf, die in den nachfolgenden Gedichten getroffene Auswahl zu rechtfertigen. Obwohl nämlich G. am größten als Dramatiker ist, so haben wir doch auf eine Zusammenstellung von Probescenen aus seinen dramatischen Werken verzichtet, theils weil sie so allgemein bekannt und in so vielfach wiederholten Auflagen (die Ahnfrau, sechste Auflage. — Sappho, dritte Auflage u. s. w.) verbreitet sind, theils weil solche aus einem künstlerisch abgeschlossenen Ganzen herausgerissene Fragmente nie zum klaren Verständnisse dieses letzteren führen, sondern immer an jenen Sonderling erinnern, der als Musterstück für die Schönheit seines Hauses einen Ziegelstein davon zur Schau umhertrug. Wir zogen es daher vor, einige der schönsten, den Dichter vorzugsweise charakterisirenden, lyrischen Gedichte hier zusammenzustellen, und zum Beweise, daß wir über den Lyriker des Dramatikers nicht vergessen haben, eine weniger bekannte Scene aus einem Trauerspiele beizufügen, dessen baldiger Vollendung und endlicher Darstellung alle Freunde der Grillparzer'schen Muse seit Jahren mit Ungeduld entgegensehen.



Gedichte.

Abschied von Gastein.

(1818.)

Die Trennungsstunde schlägt, und ich muß scheiden;
So leb' denn wohl, mein freundliches Gastein!
Du Trösterin so mancher bittern Leiden,
Auch meine Leiden lulltest du mir ein.
Was Gott mir gab, warum sie mich beneiden,
Und was der Quell doch ist von meiner Pein,
Der Qualen Grund, von Wenigen ermessen,
Du ließest mich's auf kurze Zeit vergessen.

Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
Mit einem Mahle strahlend sich verklärt,
Rings hörst du der Verwundrung Ruf erschallen,
Und jedes Aug' ist staunend hingekehrt;
Indeß in dieser Flammen glühndem Wallen
Des Stammes Mark und Leben sich verzehrt,
Der, wie die Lohe steigt vom glühnden Herde,
Um desto tiefer niedersinkt zur Erde;

Und wie die Perlen, die die Schönheit schmücken,
Des Wasserreiches wasserhelle Zier,
Den Finder, nicht die Geberin beglücken,
Das freudenlose, stille Muschelthier;
Denn Krankheit nur und langer Schmerz entdrücken
Das heißgesuchte, traur'ge Kleinod ihr,
Und was euch so entzückt mit seinen Strahlen,
Es ward erzeugt in Todesnoth und Qualen;

Franz Grillparzer.

Und wie der Wasserfall, deß lautes Wogen
Die Gegend füllt mit Nebel und Getos,
Auf seinem Busen ruht der Regenbogen
Und Diamanten schütteln rings sich los;
Er wäre gern im stillen Thal gezogen,
Gleich seinen Brüdern in der Wiesen Schoos,
Die Klippen, die sich ihm entgegen setzen,
Verschönen ihn, indem sie ihn verletzen;

Der Dichter so, wenn auch vom Glück getragen,
Umjubelt von des Beifalls lautem Schall,
Er ist der welke Baum, vom Blitz geschlagen,
Das arme Muschelthier, der Wasserfall;
Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen,
Gesprochen in ein freudenleeres All,
Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umschweben,
Gelös'te Theile sind's von seinem Leben.

Der Bann.

Leb' wohl, Geliebte! ich muß scheiden;
Es treibt mich fort in Angst und Qual,
Fort von der Wohnstatt meiner Freuden,
Fort von dem Weibe meiner Wahl.

Nicht diesen Blick und diese Zähren,
Verbirg dein holdes Angesicht!
Du kannst das Scheiden mir erschweren,
Doch mir ersparen kannst du's nicht!

Denn wisse, wenn du mich umschlungen,
Umschlangst du keinen freien Mann,
Der Abgott deiner Huldigungen
Er ist belegt mit Acht und Bann.

Franz Grillparzer.

Der Fürstin, der die Welt zu eigen,
Der Alles huldigt, was da lebt,
Vor der sich alle Wesen beugen,
Hab' ich im Wahnsinn widerstrebt.

Mit ihrer Schwester, sinnverwirret,
Die ohne Heimath, ohne Haus,
Durch Erd' und Luft, und Wellen irret,
Zog ich in wilder Jagd hinaus.

Im Mondenglanz, auf flücht'gem Fuße
Schlang ich mit ihr den Geisterreihn,
Und alles Wirklichen Genuße
Entsagt' ich um den holden Schein.

Da sprach die Fürstin zornentglommen:
„Verschmähst du so, was ich dir bot!
„So sei's auf immer dir genommen,
„Du vogelfrei bis an den Tod!

„Von Wunsch zu Wunsch in ew'ger Kette,
„Und rastlos wie du bist, so bleib'!
„Dir sei kein Haus und keine Stätte,
„Kein Freund, kein Bruder und kein Weib!

„Ein Büttel aber beigegeben,
„Um dich, in dir, laß' er dich nie:
„Er peitsche rastlos dich durchs Leben,
„Der wilde Dämon Phantasie!

„Er heiße dich nach Allem fassen,
„Was irdisch schön, mit raschem Geiz;
„Doch hältst du's, müssest du es hassen,
„Und Mängel seh' in jedem Reiz!

„Verdammet, Schatten nachzujagen,
„Buhl' doch um Augenblickes Kuß;
„Es fehle Kraft dir zum Entsagen,
„Und Selbstbegränzung zum Genuß!

Franz Grillparzer.

„Die Sprache will ich dir verwandeln,
„Dein Hörer sei der Mißverstand;
„Mißlingen sei mit deinem Handeln,
„Und ewig zwei sei Kopf und Hand!

„Die dich liebt, flieh; die du begehret,
„Sie schaudere zurück vor dir,
„Und sagt sie: Ja, hat sie gewähret,
„So tödt' ihr Ja, dir die Begier!

„Und daß der letzte Trost versaget,
„Verewigt Rache sei und Leid;
„So zweifle der, dem du's geklaget,
„An deines Leidens Wirklichkeit!

„Zieh hin, um all dein Glück betrogen,
„Und buhl' um meiner Schwester Gunst,
„Sieh, was das Leben dir entzogen,
„Ob dir's ersetzen kann die Kunst!"

Da fiel's mich an mit Nachtgewalten,
Und Wahrheit war es, was sie sprach:
Das Herz im Busen mir gespalten,
Und jener innre Dränger wach.

Seitdem irr' ich verbannt, alleine,
Betrüge Andre so wie mich:
Du aber, armes Weib, beweine,
Den du verloren, ewiglich!

Werbung.

Mädchen, willst du mir gehören,
So sprich ja und schlag' nur ein!
Kann nicht seufzen, kann nicht schwören:
Willst du? — Gut! Wenn nicht, — mag's seyn!

Franz Grillparzer.

Gold hab' ich nicht aufzuweisen,
Aber Lieder zählen auch;
Will dich loben, will dich preisen,
Wie's bei Dichtern heitrer Brauch.

Doch gefällt's dir, einst zu brechen,
Thu's mit Maß, und hüte dich!
Lied, das schmeichelt, kann auch stechen,
Dich verletzest du, nicht mich.

Dichters Gram ist bald verschlafen,
Seine Kunst ist trostesreich,
Und die Lieder, die dich strafen,
Trösten heilend ihn zugleich.

Kennst du das Land!

(März 1819.)

Gelobt sei Gott! die Stund' ist da!
Den Wanderstab in die Hand!
Zu dir hin geht's, Italia,
Du hochgelobtes Land!

Der Pilger zieht mit Hut und Stab
Zum heiligen Grabe weit,
So zieh' auch ich zu deinem Grab,
Du heil'ge, entschlafene Zeit!

Und wie der Pilger auf seiner Brust
Reliquien trägt nach Haus,
So trag' auch ich in meiner Brust
Mir heilige Reste heraus.

Die letzten Tropfen vom Wunderborn,
Der einst so reichlich quoll,
Ein Fünkchen von deinem Götterzorn,
Du göttlicher Apoll!

Franz Grillparzer.

Den Abdruck, Weltgebieter Zeus,
Von deiner Majestät;
Vom Dichterbaum ein Lorbeerreis,
Der Maro's Grab umwebt.

Dein Bild, so hehr und unbefleckt,
Du Hohe von Medici,
Die, wenn sie den Schauern die Schätze bedeckt,
Für sich nicht erröthet, für sie.

Ja, knieen will ich, Vergangenheit!
Vor deinen Gebilden aus Stein,
Der nackt die ernste Schönheit beut,
Verachtend des Reizes Schein,

Ihn lassend der frömmelnden Enkelwelt,
Die, von Gleisnersinn erfüllt,
Die Lüsternheit zu ergänzen quält,
Was der schlaue Bildner verhüllt.

Und lernen will ich auf deinen Laut,
Was der Mensch bewirkt und erschafft,
Wenn er dem Gott im Busen vertraut
Und der selbstgegebenen Kraft.

Dann kehr' ich heim mit stolzem Sinn,
Und schaff' in gesättigter Ruh,
Was jung soll sein, wie ich es bin,
Und alt soll werden, wie du.

Die Ruinen des Campo Vaccino.

Seid gegrüßt, ihr heil'gen Trümmer,
Auch als Trümmer mir gegrüßt,
Obgleich nur noch Mondesschimmer
Einer Sonn', die nicht mehr ist!

Franz Grillparzer.

Nennt euch mir, ich will euch kennen,
Ich will wissen, was ihr war't!
Was ihr seid, braucht's nicht zu nennen,
Da die Schmach euch gleich gepaart.

Eintrachtstempel! Du der erste,
Der sich meinem Blick enthüllt!
Deine letzte Säule berste,
Schlecht hast du dein Amt erfüllt!
Solltest deine Brüder hüten,
Warst als Wächter hingesetzt,
Und du ließest Zwietracht wüthen,
Die sie fällt' und dich zuletzt.

Jupiter, aus deinem Tempel,
Stator, der zu steh'n gebeut,
Brich des Schweigens Sclavenstempel,
Heiß sie steh'n die neue Zeit!
Doch umsonst ist hier dein Walten,
Du stehst selber nur mit Müh':
Unaufhaltsam geh'n die Alten,
Und das Neue über sie.

Warum in dies Feld der Leichen
Ist, Septimius Sever,
Eingang dies dein Siegeszeichen?
Ausgang dünkt es mich vielmehr.
Als dem letzten, der's zu fassen,
Wenn auch nicht zu thun verstand,
Sei ein Plätzchen dir gelassen,
Doch nicht hier, am äußern Rand.

Titus! Nicht dem Ruhm, dem Frieden
Bautest du dein Heiligthum;
Doch dir ward, was du vermieden,
Jeder Stein spricht deinen Ruhm.

Franz Grillparzer.

Auch den Frieden in dem Munde
Ging ein andrer drauf in's Haus*).
Doch der Friede zog zur Stunde
Aus dem Friedenstempel aus.

Curia, die aus ihren Thoren
Krieg der Welt und Frieden ließ,
Harrst du deiner Senatoren?
Einer doch ist dir gewiß.
Sieh ihn steh'n dort an den Stufen
Bei dem Mann im Priesterkleid,
Sieh, er kommt, wird er gerufen,
Und er geht, wenn man gebeut**).

Sieh des Purpurs reiche Falten,
Majestätisch steht er da!
Ja, du suchst nach deinen Alten,
Schließ die Pforten, Curia.
Unten such', die unten wohnen,
Wir sind oben leicht und froh:
Rom hat nur noch Ciceronen,
Aber keinen Cicero.

Hat der Bruder dich erstochen,
Remus mit dem weichen Sinn?
Sieh vom Schicksal ihn gerochen:
Er, sein Reich, gleich dir dahin!
Dort in seines Tempels Hallen,
Wie in deinem, — Mönchezug;
Horch des Küsters Glöcklein schallen,
Dünkt die Rache dir genug?

Roma, Venus! Schönheit, Stärke,
Pulse ihr der alten Welt!
Hier inmitten eurer Werke
Euer Tempel aufgestellt***).

*) Constantin.
**) Die Würde eines Senators besteht noch als Ehrenname, der Senator erscheint bei wichtigen Angelegenheiten im reichen Staate.
***) Ein einziger Tempel umschloß die Zellen der Venus und der Roma.

Franz Grillparzer.

In der stummen Schönheit Prangen,
Kalt in Trümmern, wank und schwach —
Was ihr zeugtet, ist vergangen,
Folget euren Kindern nach.

Dort der Bogen, klein und enge,
Schwach gestützt und schwer verletzt,
Wem von all' der Helden Menge
Ward so ärmlich Mahl gesetzt?
Titus! — O so laßt es fallen,
Denn ob's auch zusammen bricht,
So lang Menschenherzen wallen,
Brauchst du, Titus, Steine nicht!

Hoch vor allen sei verkläret,
Constantin, dein Siegesdom!
Mancher hat manch Reich zerstöret,
Aber du das größte, — Rom.
Ueber Roma's Heldentrümmern
Hobst du deiner Kirche Thron;
In der Kirche magst du schimmern,
Die Geschichte spricht dir Hohn!

Mit dem Raub von Trajans Ehren
Hast du plump dein Werk behängt*),
Trajan kann des Schmuck's entbehren,
Er lebt ewig, unverdrängt.
Aber eine Zeit wird kommen,
Da zerstäubt geraubte Zier,
Da erborgter Schein verglommen, —
Was spricht, Heuchler, dann von dir?

Colosseum, Riesenschatten
Von der Vorwelt Machtcoloß!
Liegst du da in Todesmatten,
Selber noch im Sterben groß!

*) Die schönen Basreliefs im Bogen Constantins sind von einem Siegesmahle Trajans genommen.

Franz Grillparzer.

Und damit verhöhnt, zerschlagen,
Du den Martertod erwarbst,
Mußtest du das Kreuz noch tragen,
An dem, herrliches, du starbst!

Thut es weg, dies heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir;
Ueb'rall, nur bei diesen Leichen,
Ueb'rall stehe, nur nicht hier!
Wenn ein Stamm sich losgerissen,
Und den Vater mir erschlug,
Soll ich wohl das Werkzeug küssen,
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

Colosseum, die dich bauten,
Die sich freuten um dich her,
Sprachen in bekannten Lauten,
Dich verstanden, — sind nicht mehr!
Deine Größe ist gefallen,
Und die Großen sind's mit ihr,
Eingestürzt sind deine Hallen,
Eingebrochen deine Thür'!

O so stürz' denn ganz zusammen,
Und ihr andern stürzet nach,
Decket, Erde, Fluten, Flammen,
Ihre Größe, ihre Schmach!
Hauch' ihn aus den letzten Odem,
Riesige Vergangenheit:
Flach dahin auf flachem Boden
Geht die neue flache Zeit!

Franz Grillparzer.

Am Morgen nach einem Sturm.

(Im Molo di Gaeta.)

Hast einmahl wieder gestürmt?
Wildes, tobendes Element!
Wider Erd' und Himmel
Feindlich kämpfend angerennt?
Thöricht! Fruchtlos!
Sieh', die Erde steht unbewegt,
Und der Himmel wölbt sich heiter glänzend,
Lächelnd über sie und dich:
Du aber bist trüb und düster,
Und warst doch schön wie sie.

Feinde nicht die Erde an,
Weil sie fest und grünend,
Beneide nicht den Himmel,
Weil er blau und hell.
Bist du minder fest als jene,
Bist du heller doch als sie;
Bist du minder hell als dieser,
Bist du fester doch als er.
Und beide — willst du ruhig quellen —
Spiegeln sich vereint in deinen Wellen.
Drum gib auf nur die Beschwerde!
Sei erst ruhig! und dann schau,
Ob du grün nicht wie die Erde,
Wie der Himmel blau.

Incubus.

Fragst du mich, wie er heißt,
Jener finstere Geist,
Der meine Brust hat zum Reich,
Davon ich so düster und bleich?

Franz Grillparzer.

Unfried' ist er genennt,
Weil er den Frieden nicht kennt,
Weil er den Frieden nicht gönnt
Jemahls der Brust, wo er brennt.

Der hat im Busen sein Reich,
Der macht mich düster und bleich,
Der läßt mir nimmermehr Rast,
Seit er mich einmahl gefaßt.

Schau' ich zum Himmel empor,
Lagert er brütend sich vor,
Zeigt mir Wolken zur Hand,
Wolken, — und keinen Bestand.

Alles der Menschen Gewühl
Nennt er Getrieb ohne Ziel;
Ob ich's auch anders gewußt,
Schwingt er das Haupt durch die Brust.

Flücht' ich zu ihr, die mein Glück,
Tadellos jeglichem Blick,
Er findet Tadel mir auf,
Wär's aus der Hölle herauf.

Und auf den Punct, den er meint,
Hält er die Lichter vereint,
Daß es dem Aug' nicht entging,
Wenn es auch Blindheit umfing.

Lacht sie, — so nennt er sie leicht,
Weint sie, — von Schuld wohl erweicht,
Spricht sie, — ein heuchelnder Muth,
Schweigt sie, — voll anderer Glut.

Und wenn's mir einmahl gelang,
Durchzubrechen den Drang,
Frei mit des Geistes Gewalt
Durch, bis zu Licht und Gestalt;

Franz Grillparzer.

Unter der Hand es sich bildet und hebt,
Lebendiges Leben das Todte belebt,
Und es nun dasteht, ein athmendes Bild,
Vom Geiste des All und des Bildners erfüllt;

Da stiehlt er hinein sich mit list'gem Bemerk,
Und grinset mich an aus dem eigenen Werk:
„Bin's, Meister, nur ich, dem die Wohnung du wölbst,
„Sieh! nichtig dein Werklein und nichtig du selbst!"

Und schaudernd seh' ich's, entsetzenbethört,
Wie mein eigenes Selbst g'en mich sich empört,
Verwünsche mein Werk und mich selber in's Grab —
Dann folgt er auch dahin wohl quälend hinab!?

Beethoven.

(1827.)

Abgestreift das Band der Grüfte,
Noch erschreckt, sich findend kaum,
Flog die Seele durch den Raum
Dünn und leicht gespannter Lüfte.
War das Blitzen? War's ein Laut? —
Ach, er hört, er hört den Laut! —
Stürmen jetzt, wie Windesbraut,
Weben nun, wie Engelsschwingen,
Klänge nun, wie Harfen klingen! —
Aufwärts! Aufwärts! — Kreis an Kreis,
Welt an Welt, vom Schwunge heiß,
Und der äußerste der Sterne
Zeigt noch gleichentfernt die Ferne.
Ward's Genuß schon, ist's noch Qual?
Sinne schwinden, Sinne bersten,
Denn das Letzte wird zum Ersten,
Und des Ganzen keine Zahl. —
Dunkel nun. Ha Todesnacht,
Uebst du zweimahl deine Macht?

Franz Grillparzer.

Aber nein, es führt nach oben.
Aus des Dunkels Schooß gehoben,
Strahlt der Tag in neuer Pracht.
Und ein Land streckt seine Weiten,
Gleich Oasen, die sich breiten
In des Sandmeers wüstem Grau'n,
Und durch seine Blumen schreiten
Männer, göttlich anzuschau'n.
Klarheit strahlt aus ihren Zügen,
Lächeln schwebt um ihren Mund,
Ein befriedigtes Genügen
Gibt die Erdentnomm'nen kund.
Doch der Angekomm'ne, düster,
Stehet fern und blickt nicht um.
Gält' es ihm, ihr leis' Geflüster?
Ihm ihr Winken still und stumm?
Aber plötzlich fällt's wie Schuppen,
Offnen Sinnes eilt er hin,
Er erkennt die Meister-Gruppen,
Und die Meister kennen ihn.
Einer aus der Schar der Sänger
Hebt den Finger, lächelt, droht.
„Bach, ich kenne dich, du Strenger!
Rächst du ein verletzt Gebot?“ —
Ritter ohne Furcht und Tadel,
Auf der Stirn den Geisteradel,
Geht vorüber Gluck und weilt,
Nickt im Schreiten und enteilt. —
„Hayden, Hayden! alter Vater!
Sei mein Schützer, mein Berather
In dem neuen, fremden Land!“
Und der Alte faßt die Hand,
Küßt ihn auf die Stirn und weinet,
Doch war fröhlich, was er meinet:
„Bravo! Scherzo, Alegretto!
Hie und da hätt' ich ein Veto,
Doch ist's Blut von meinem Blut.
Ach, sie nennen's, glaub' ich Laune,

Franz Grillparzer.

Nun, ich war auch heit'rer Laune,
Und das Ganze, wie so gut!" —
Cimarosa will noch zaudern,
Paesiello wagt sich nicht,
Wenn sie je und dann auch schaudern,
Zeigt doch Neigung ihr Gesicht.
Höher fast um Kopfeslänge
Drängt sich Händel durch's Gedränge; —
Da theilt plötzlich sich die Menge,
Und der Glanz wird doppelt Glanz,
Mozart kommt im Siegeskranz.
Und der Fremdling will entweichen:
„Ach, was soll ich unter euch?
Als ich stand bei meines Gleichen,
Schien ich bis hierher zu reichen,
Aber hier? den Besten gleich?
Wo ich irrte, was ich fehlte,
Bald zu rasch, bald grübelnd wählte,
Kühn gewagt, zu leicht erlaubt,
Hat mir Muth und Kranz geraubt."
Und der Meister wiegt das Haupt.
„Frage hier die Siegsgefährten,
Sie auch trog oft rascher Muth;
Doch kein Tadel folgt Verklärten,
Und der letzte Schritt auf Erden
Macht den letzten Fehler gut.
Geister können ja nicht sünd'gen!
Wenn's die Schüler breit verkünd'gen,
Nach es ahmen in Geduld,
Ihnen ist, nicht uns die Schuld.
Knaben lehrt man Sylben scheiden,
Da genügt wohl Meister Duns;
Lernt von Andern Fehler meiden,
Großes schaffen lernt von uns.
Denn selbst Gift, an rechter Stelle,
Wird der Heilung frohe Quelle;
Rechtes, ohne Maß und Wahl,
Zeugt verderbenschwang're Qual.

Franz Grillparzer.

Wer auch Richter über dir?
Starke Könige der Seelen,
Lassen wir vom Volk uns wählen,
Doch, gewählt, gebieten wir;
Und das Kunstwerk, wie der Glauben,
Ob man klügelt, was man lehrt,
Läßt es sich kein Jota rauben,
Hat's durch Wunder sich bewährt.
Drum tritt ein, sei nicht beklommen!
Gleich den Besten sei geehrt!
Es ist dein, was du genommen,
Und dein Wagen ist dein Werth." —
Ausgesprochen hat der Meister,
Endlos wächst der Chor der Geister,
Um den Aufgenomm'nen her
Wird's von Grüßenden nicht leer.
Shakspeare winkt ihm mit den Händen,
Zeigt Lope de Vega ihn,
Klopstock, Dante, Tasso wenden
Ihre Blicke freundlich hin. —
Einer nur steht noch im weiten,
Wartet, bis die Flut verrinnt,
Kommt jetzt näher, hinkt im Schreiten,
Kräftig sonst und hochgesinnt.
Byron ist's, der Feind der Knechte,
Mißt ihn jetzt mit stolzem Blick,
Beut ihm schüttelnd dann die Rechte,
Wirft das Auge scheu zurück:
„Bist du gern in dem Gedränge?
Magst du gern bei Vielen steh'n?
Sieh dort dunkle Buchengänge,
Laß uns mit einander geh'n!"

Franz Grillparzer.

Trennung.

(Aus dem Cyclus: „Tristia ex Ponto.“)

So laß uns scheiden denn, thut's Noth zu scheiden,
Allein als Freunde, ohne Groll und Haß.
Ein unerklärtes Etwas zwischen beiden
Stört den Erguß und hemmt ohn' Unterlaß.

Ob ich dieß Etwas, ewig störend, kenne?
O gebe Gott, daß ich es nicht erkannt!
Denn ist es, was ich denk', obgleich nicht nenne,
So bist du, Weib, in einer furchtbarn Hand;

In einer Hand, die einmahl schon die Klauen
Nach deiner Jugend Blüten ausgestreckt,
Und die, zum zweitenmahl genaht in Grauen,
Ihr Opfer hält, bis es die Erde deckt.

Doch ob es ist? Ich weiß nicht, mag's nicht wissen!
Und so, beim Scheiden, das, wie schwer! verletzt,
Nimm das Geständniß, mir zuletzt entrissen:
Nie kannt' ich dich, noch kenn' ich selbst dich jetzt.

Ein Räthsel warst du mir, wie man beim Spiele,
Den Nachbar neckend, wohl zusammenflicht,
Jetzt los' und leicht, leichtfertig selbst, wie viele,
Drauf wieder ernst und streng, wie viele nicht.

Bald sah ich Hohn durch deine Züge schweifen,
Drauf sie verklärt von warmer Thränen Hauch;
Nun mühsam dich das Leicht'ste nicht begreifen,
Dann selbst das Tiefste wieder fassen auch.

Was offen mir auch stand, dein inn'res Wesen,
Es blieb verschlossen mir bis diesen Tag,
Und so geb' ich, ein Räthsel, noch zu lösen,
Dem Weisern dich, der's lösen darf und mag.

War mir's vergönnt, in ungestörter Fülle
Dir nah zu sein, vielleicht that es sich auf,
Doch war's, ob unser, nicht des Schicksals Wille,
So habe denn, was Noth thut, seinen Lauf.

Franz Grillparzer.

Du bist nun frei, und doch nicht ungebunden,
Denn Eines ist, was nimmer dich entläßt:
Erinnerung der letztverfloßnen Stunden, —
Und halt' sie immer nur im Herzen fest!

Denn wie du jetzt bemühst dich, halb vergebens,
Zu malen dir dies Band als schwere Last,
Es bleibt denn doch die Krone deines Lebens,
Für alle Zeit das Beste, was du hast.

Du wirst dein Herz zu dem, zu jenem neigen,
Doch wie er fühlt und was er sich vermißt,
Wird er dir doch zuletzt den Abstand zeigen,
Der zwischen ihm und mir befestigt ist.

Und immer wird's dich wieder übereilen,
So oft Zerstreuung der Besinnung weicht,
Wenn man mich nennt, bei jeder meiner Zeilen,
Denkst du: Er war's! Verlor ich ihn so leicht?

Und sollt' es einst dir ganz vergessen scheinen,
Dann ist's das Zeichen einer furchtbarn Zeit,
Du bist umstellt vom Niedern und Gemeinen,
Dann hat es dich, dann bist du ihm geweiht.

Und selber dann noch, suchend, spät im Schranke,
Halb achtlos, müßig, fändest du dies Blatt,
Und plötzlich stünd' er vor dir, der Gedanke
An das was war, und ist an seiner Statt;

Weit ob dem Zwischenraum der dunkeln Jahre
Trüg' es dich hin ins früh're Blumenreich,
Die Hand gedrückt in deine schönen Haare
Stünd'st du ein Marmorbild, erstarrend, bleich.

Und wie aus Wolken, lauten Stürmen weichend,
Der Mond hervortritt in verklärter Pracht,
So käme blaß dein Bild, nun nicht mehr gleichend,
Entgegen dir aus des Vergang'nen Nacht;

Franz Grillparzer.

Der stille Reiz der unschuldsvollen Züge,
Die klare Stirn, von keiner Schuld gedrückt,
Der Mund, noch wahr bei halb bewußter Lüge,
Das Aug' ein Adler, der zur Sonne blickt;

Und weinend — Doch wozu uns jetzt erweichen?
Der Augenblick scheint viel, die Zukunft hohl:
Laß uns die Hand zum letzten Abschied reichen,
Und so, für alle Zukunft, lebe wohl.

Abschied von Wien.

(1843.)

Lebwohl, du stolze Kaiserstadt,
Zwar nicht auf lange, denk' ich;
Zu andern Gränzen, lebensmatt,
Die irren Schritte lenk' ich.

Schön bist du, doch gefährlich auch,
Dem Schüler, wie dem Meister,
Entnervend weht dein Sommerhauch,
Du Capua der Geister!

Auf deinen Fluren geht sich's weich,
Und Berg' und Wälder breiten
Rings um dich her ein Zauberreich,
Durch das die Ströme gleiten.

Weithin Musik, wie wenn im Baum
Der Vögel Chor erwachte,
Man spricht nicht, denkt wohl etwa kaum
Und fühlt das Halbgedachte.

Dazu ein Volk, ein wackres Herz,
Verstand, und vom gesunden,
Das sich mit Mährchen und mit Scherz
Der Wahrheit Bild umwunden.

Franz Grillparzer.

Man lebt in halber Poesie,
Gefährlich für die ganze,
Und ist ein Dichter, ob man nie
An Vers gedacht und Stanze.

Doch weil, von so viel Schönheit voll,
Wir nur zu athmen brauchen,
Vergißt man, was zum Herzen quoll,
Auch wieder auszuhauchen.

Die Tafel bleibt, die Leinwand leer,
Drum fort aus diesen Gründen!
Ob von der Reiselust Beschwer
Sich fest're Bilder ründen.

Mein Vaterland.

(März 1848.)

Sei mir gegrüßt, mein Oesterreich!
Auf deinen neuen Wegen,
Es schlägt mein Herz, wie immer gleich,
Auch heute dir entgegen.

Was dir gefehlt zu deiner Zier,
Du hast es dir errungen,
Halb kindlich fromm erbeten dir,
Und halb durch Muth erzwungen.

Die Freiheit strahlt ob deinem Haupt,
Wie längst in deinem Herzen,
Denn freier warst du als man glaubt,
Es zeigten's deine Schmerzen.

Nun aber, Oestreich, sieh' dich vor,
Es gilt die höchsten Güter,
Leih' nicht dem Schmeichellaut dein Ohr,
Und sei dein eigner Hüter!

Franz Grillparzer.

Geh' nicht zur Schule da und dort,
Wo laute Redner lärmen,
Wo der Gedanke nur im Wort,
Zu leuchten statt zu wärmen;

Wo längst die Wege abgebracht,
Die Kopf und Herz vereinen,
Und, statt der Ueberzeugung Macht,
Der Mensch ein grübelnd Meinen;

Wo Falsch und Wahr und Schlimm und Gut
Sie längst auf Formeln brachten,
Rasch wechselnd die erlog'ne Glut
Gleich bunten Kleidertrachten;

Wo selbst die Freiheit, die zur Zeit
Hinjauchzt in tausend Stimmen,
Halb großgesäugt von Eitelkeit
Und von der Lust am Schlimmen.

Bleib' du das Land, das stets du warst,
Nur Morgen, wie sonst Abend,
Die Unschuld, die du noch bewahrst,
An heiterm Sinn erlabend.

Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als Höchstes wird er finden:
Gesund natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden.

Feldmarschall Radetzky.

(Juni 1848.)

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht blos um des Ruhmes Schimmer:
In Deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer.

Franz Grillparzer.

Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die Du führst zum Streit,
Lebt noch Ein Geist in allen.

Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt
Es besser als Du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen.

Und Deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein auch bewacht und beschirmet,
Sie hat nicht der eigenen Sicherheit Acht,
Wenn nachts die Trommel stürmet.

Der Bürger Deiner wandernden Stadt,
Er weiß, diese Stadt ist sein Alles,
Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.

Und Deine Minister, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Zu strafen, wenn's irgend nöthig wär':
Gehorsam ist Frieden im Streite.

Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch,
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn „Vorwärts!" ist ung'risch und böhmisch.

Gemeinsame Hilf' in gemeinsamer Noth
Hat Reiche und Staaten gegründet,
Der Mensch ist ein Einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beispiel Dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände!
Im Anschluß von Allen liegt der Sieg,
Im Glück eines Jeden das Ende.

Epigrammatisches.

An eine wälsche Sängerin,

als sie das Volkslied: „Gott erhalte" mit Variationen sang.

Mit Opernliedern treibe deinen Scherz;
Wer fragt da viel nach Wahrheit, Herz und Seele?
Zum „Gott erhalte" ist ein deutsches Herz
Weit nöthiger, als eine wälsche Kehle.

Beruhigung.

Weil dein Betragen mich verdroß,
Räthst du auf Eifersucht? — Ei, schwerlich!
's ist weder, Kind, mein Eifer groß,
Noch meine Sucht gefährlich.

Der radicale Dichter

Wer Liebe singt und Wein,
Mag Weiberfeind und Wassertrinker sein;
Wer singt, was allen nützt und keinen kränkt,
Dem sei die Ueberzeugung vorn herein geschenkt;
Doch wer, was zweifelhaft, ob Glück es bringt, ob Schmerzen,
Der ist ein Schuft, fühlt er die Wahrheit nicht im eignen Herzen.

Pöbelliteratur.

Glaubt Ihr, man könne lassen vom Gemeinen?
Man muß es hassen, oder ihm sich einen.

Franz Grillparzer.

Und tränkst du heute Götterwein, —
Jüngst noch Genosse schmutz'ger Zecher, —
Du schenkst ihn auf die Hefen ein,
Die dir dein Gestern ließ im Becher.

Gleich und gleich gesellt sich gern,
Wer du bist, zeigt dein Begleiter;
Aus dem Knecht kennt man den Herrn,
Aus der Fahne ihre Streiter.
Was du billigst, ob nur fern,
Ist nach Tagen oder Wochen
Dein, als ob du's selbst gesprochen!

Jenny Lind.

Sie nennen dich die Nachtigall
Mit dürft'gem Bilderraube;
So süß auch deiner Lieder Schall,
Doch nenn' ich dich die Taube.

Und bist du Rose, wie du's bist,
Sei's denn die Alpenrose,
Die, wo sich Schnee und Leben küßt,
Aufglüht aus dunklem Moose.

Du bist nicht Farbe, bist das Licht,
Das Farbe erst verkündet,
Das, wenn sein Weiß am Fremden bricht,
Die bunte Pracht entzündet.

Und spenden sie des Beifall's Lohn
Den Wundern deiner Kehle:
Hier ist nicht Körper, kaum noch Ton,
Ich höre deine Seele.

Dramatisches.

Hannibal und Scipio.

Scene aus einem unvollendeten Trauerspiele.

Hannibal.

Dies also ist der Platz, den man ersehen
Zur Unterredung?

Mago.

Dieser ist's mein Feldherr.

Hannibal.

So so. Nun, wir sind hier. Der Römer zaudert.
Er fühlt sich, scheint es, schon als Herrn.

Mago.

Der Thor!
Kennt er den Hannibal und seinen Arm?

Hannibal.

Und seinen Arm; das heißt: sein Heer! Wo ist das?
Allein auch so wird sich's wohl fügen, denk' ich.
Sieh dort: wie übermüthig! Einen Theil
Des Römerheer's, wie hingestellt zur Schau. —
Die Reiter dort, dort vorne bei dem Berge,
Die schneid' ich ab mit einer handvoll Macht.
Ich will dich Reiter stellen lehren, Fant!
Denn Scipio sieht wie ein Varro aus,
Und Zama klingt viel anders nicht als Cannä.
Nun, nun, wir wollen seh'n. Zwar sonst, fürwahr!
Die Ordnung nicht ganz übel! Gut! — Dort sieh!
Dort in der Mitte! — Wer hat ihn's gelehrt?
Er hat nicht gegen mich gedient. In Spanien
Wächst derlei an den Bäumen nicht. — Sehr gut! —
Mein Freund, das ist kein Varro; auch kein Fabius zwar,
Der hätte nimmermehr die Reiter hingestellt —

Franz Grillparzer.

Kein Schild vielleicht, allein gewiß ein Schwert,
Und Hannibal allein, zu seiner Zeit,
War Schild und Schwert zugleich, — zu seiner Zeit!

Mago.

Ist doch die Zeit, wozu der Mann sie macht,
Und jede Zeit ist Hannibal'n die seine.

Hannibal.

Schreib' dir das auf, und sag' es deinen Kindern,
Das hört sich fein, und macht zum Anfang Muth,
Das Ende findet sich ja doch zuletzt von selbst. —
Ja, wie gesagt, bis auf die Reiter dort
Und bis auf das, daß er mich warten läßt —
Ein rechter Mann ehrt sich in andern auch;
Das hätte nimmer Hannibal gethan.

Mago.

Dort sprengt ein Mann, weithin vor den Begleitern —
's ist Scipio!

Hannibal.

Nun endlich, endlich denn!
Gält's nicht mein Vaterland, beim Hercules!
Er fände sich allein, wie ich mich früher.

Scipio, (der rasch auftritt, zu Mago.)

Verzeih', mein Feldherr, wenn ich zögerte —

Mago, (auf Hannibal zeigend.)

Der dort ist Hannibal.

Scipio.

Der dort?

Hannibal.

Ich bin's.
So glaubtest du den Hannibal so jung?

Scipio.

Weil Hannibal den Scipio sprechen wollte,
Und dieser mir entgegenkam, indeß
Du selbst dich ab von meinem Anschau'n wandtest,
Hielt ich den Suchenden für den, der mich gesucht.
Sei mir willkommen denn!

Franz Grillparzer.

Hannibal.

Und du!

Scipio.

Dein Wunsch?
Mich sprechen wolltest du: sieh' mich bereit.

Hannibal.

Theils eig'ner Antrieb, theils Carthago's Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergoß'nen Blut's —

Scipio.

Fühlt' es das Mitleid auch bei Cannä schon?
Am Trasimen und—? Doch verzeih' die Unterbrechung.

Hannibal.

Theils eig'ner Wille, theils Carthago's Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergoß'nen Bluts,
Bestimmt mich, dich zu seh'n, mit dir zu sprechen,
Eh' noch der Schlag gescheh'n, den wir bereitet.
Die Welt hat Krieg und braucht den Frieden,
Der Pflug will auch sein Recht, nicht bloß das Schwert.
Rom und Carthago haben sich gemessen,
Und beiderseits zu stark gefunden; drum
Laß uns die Kämpfer trennen, eh' der Athem,
Im Streit entgehend, beide niederstreckt.
Will Rom den Frieden, wohl, so sprech' es nun.

Scipio.

Den Anbot thut sonst, wer die Waare bietet.
Es ist der Friede gut, und Gutes nimmt man
Wohl auch aus Feindes Hand. Sag' an den Preis!

Hannibal.

Der Zufall, der denn auch sein Recht verlangt,
Und feiger Menschen Rath und — was weiß ich! —
Genug, es hat für einen Augenblick
Gewendet sich des Krieges Loos und Glück,
Und, wie einst Hannibal im Römerland,
So stehet jetzt, nur minder vorbedacht
Und minder nachbedacht und nachgesichert auch,
Vom Ostwind hergeweht, ein Römerheer
An Africa's zu spät verschloss'ner Pforte.

Franz Grillparzer.

Scipio.
Sprich immer zu, ich bin nicht eitel! Nun?
Hannibal.
Da gält' es nun, die Thüre zuzuschlagen,
Dem Feinde zuzusperren vor den Augen;
Allein, wie du gehört, um Blut zu schonen,
Hat man den Weg der Güte fürgewählt,
Und weil Ihr für den Augenblick im Vortheil,
Ist's billig, daß ein Fried' Euch Vortheil gönnt.
Italien sei geräumt, und Asdrubal zieht ab.
Scipio.
Und das gewährt Ihr uns? Zieht jener ab,
So schenken wir Carthago den Gefang'nen,
Den Eingeschloss'nen, den Vernichteten.
Hannibal.
Wer sagt das?
Scipio.
Ich! Und du weißt, ob ich irre!
Hannibal.
Sicilien sei Rom's. Mäht ab die Ernten,
Die römisch und carthagisch Blut gedüngt.
Der Punier holt sich Korn auch anders her.
Scipio.
Du gibst uns unser Eigenthum!
Hannibal.
Noch habt
Ihr Hannibal'n den Kaufpreis nicht gelös't.
Scipio.
Wozu der Streit? Nun gut, Ihr gebt Sicilien!
Hannibal.
Doch Spanien bleibt unser, bleibt Carthago's,
Und Tod dem Römer, der im Handelsschiff,
Der sich aus Gallien schleicht, in unser Land!
Das lass' uns unterzeichnen, und dann gut.
Scipio.
Sprichst du im Ernst?
Hannibal.
Mit Römern scherzt' ich nie.

Franz Grillparzer.

Scipio.

Spricht so Carthago?

Hannibal.

So spricht Hannibal.
Es ist mein Land mir dankt es, was es ist.
Da ist kein Berg, an dem ich nicht gesiegt,
Da ist kein Strom, der nicht mein Heer getragen,
Kein Feld, das meiner Sorge Spur entbehrt,
Kein Mensch, der zitternd oder hoffend mich nicht kennt.
Hispanien war meines Geistes Wiege,
Von dort her zog ich aus, um Rom zu fällen,
Dort dacht' ich meine Siege, meinen Ruhm,
Hispanien muß bleiben, wem es ist.

Scipio.

Denkt auch Carthago so?

Hannibal, (auf die Brust schlagend.)

Hier ist Carthago.

Scipio, (auf seine Brust zeigend.)

Hier ist nicht Rom, sonst gönnte Scipio wohl
Dem alten Helden, was ihm Rom verweigert.
Hispanien ist unser, oder Krieg!

Hannibal.

So sei's! Geh' zu den Deinen.

Scipio.

Lebe wohl!

Hannibal.

Du gehst? du gehst so ruhig? Junger Mann,
Dünkt Hannibal dir denn so wenig,
Daß du mit Ruhe gehst zum Streit g'en ihn.

Scipio.

Nicht Hannibal so wenig — Rom so viel!

Hannibal.

Und doch hat er dein Rom so oft besiegt.

Scipio.

Er — Rom? Der Römer Feldherrn doch wohl nur!

Hannibal.

Die Männer machen doch, so scheint's, die Stadt.

Franz Grillparzer.

Scipio.

Die Männer, nicht der Mann, der einzelne!
Du schlugst den Varro und erschlugest Römer,
Doch Rom blieb auch bei Cannä unbesiegt.
Hat es sich dir gebeugt, dir Wort gegönnt?
Wenn nicht, so rühme keines Siegs dich über sie.

Hannibal.

Doch war's ja Rom, das jene Feldherrn wählte,
Und also seine Besten fielen mir.

Scipio.

Rom's Beste glaubst du jene Feldherrn? Kaum!
Zum mindesten die besten Krieger nicht.
Sie waren Consuln, und zu anderm noch,
Als bloß zum Fechten, werden die erwählt.
Vom Wechsel frei und unaufhaltsam, wie
Der Wesen Kreis im Umschwung der Natur,
Geht unser's Staates immer kreisend Rad;
Das Einzelne wird wohl erwägt, das Ganze, —
Wie Winter sich und Sommer, Herbst und Lenz
Mit Sturm und Sonne, Frucht und Blüte folgen —
Bleibt sich in ewig gleichen Bahnen gleich!
Auch schwache Führer liebt mein Staat zu haben,
Damit der starke nicht zum stärksten werde,
Und lieber sei ein Varro selbst besiegt,
Als daß ein Consul mit der Siegerfaust
An seinen Busen schlag', und rufe: Hier ist Rom! —
Leb' wohl!

Hannibal.

Bleib' noch, und laß uns weiter sehen!

Scipio.

Die Römer hättest du besiegt? Das waren —
Die du besiegt, sie waren keine Römer,
Selbstsüchtig eitle Thoren waren sie,
Nach Kränzen trachtend für ihr eigen Haupt.
Ein Römer aber sieht in sich nur Rom.
Rom will er heben, Rom verherrlichen,
Rom dienen, sterben nur für Rom!

Als einen solchen siehst du mich; ein solcher
Bin ich des Sieg's für morgen so gewiß,
Als diese Hand gewiß ist meinem Arm.
Und wär's, daß ich erläge — sieh', ich glaub's nicht,
Wenn ich auch wollte, kann ich es nicht denken —
Wenn ich erläge, wird ein and'rer Römer
Vollenden, was der erstere begann.
Wenn Hannibal erliegt, erliegt Carthago —
Wenn Scipio fällt, doch triumphiret Rom!

Hannibal.

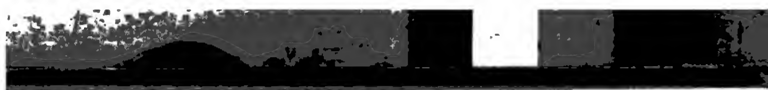
Ich seh', daß du ein Mann; daß du ein Feldherr,
Hat mir die Stellung deines Heer's gezeigt.

Scipio.

Siehst du, das ist's! Du glaubst das Scipio's Werk?
Rom's Werk allein nur ist es, Rom's Verdienst,
So stellte Rom sein Heer in ält'ster Zeit:
Hier die Hastaten, dort die Legion,
Die Schleud'rer vorn, die Reiter an den Flügeln,
Und in der Nachhut die Triarier,
Die noch gewinnen selbst nach dem Verlust.
So stellte schon Posthumius seine Krieger,
Im ersten Keime unsr'er Republik;
Camillus so, als er den Gallier
Mit schwerem Eisen zahlte, statt mit Gold.
Am Trasimen und am Ticin, beim blut'gen Cannä
Ging thöricht man von alter Übung ab,
Und schnell war auch der alte Sieg entwandt.
Ich habe hergestellt und nicht erfunden —
Nicht mich hast du gelobt, du lobtest Rom!











Friedrich Halm,

mit seinem wahren Namen Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen, wurde am 2. April 1806 zu Krakau geboren, das damahls unter österreichischer Herrschaft stand, wie jetzt wieder. Sein Vater, Cajetan Freiherr von Münch-Bellinghausen, war zu jener Zeit dort Appellationsrath, und nahm, späterhin zum Staats- und Conferenzrathe befördert und von Kaiser Franz I. des vollsten Vertrauens und besonderer Gunst gewürdiget, auf das Justizwesen der ganzen Monarchie entschiedenen und äußerst wohlthätigen Einfluß. Der Sohn eines so ausgezeichneten Staatsmannes schien vorzugsweise zum künftigen Staatsdienste berufen, für den er auch mit Sorgfalt und Erfolg herangebildet wurde. Allein in dem Knaben stak noch ein anderes Talent, das sich in manchen jener Aeußerungen kund gab, die man bei ihrem ersten Erscheinen gewöhnlich unbeachtet läßt, und auf die man erst dann wieder zurückkommt, wenn der Geisteslenz, dessen Vorläufer sie waren, schon dem Sommer gewichen ist. Der junge Eligius kannte in seinen Mußestunden kein größeres Vergnügen, als sein kleines Theater, wozu ihm damahls (wo noch kein Trentsensky für Verbesserung des Geschmackes der bilderlustigen Jugend thätig war) die altbekannte J. Eder'sche Kunsthandlung am Graben Decorationen und Schauspieler im Roccoco-Stile und seine eigene jugendliche Phantasie das Repertoire lieferte. Uebrigens war dies schon das zweite Stadium seiner theatralischen Thätigkeit, denn im ersten hatte er, als noch weit bescheidenerer Thespis, mit einem einfachen Schachbret als Podium sich begnügt, über dessen Felder er selbst Schiller'sche Helden schreiten ließ. Dramatisirung des Gelesenen, lebhafte Declamation memorirter Lieblingsstellen aus Dichtern, vorzugsweise aus dramatischen, und eine leidenschaftliche Vorliebe für alles, was die Bühne betraf, beurkundeten so schon in seiner frühen Jugend den Poeten, der sich oft auf die seltsamste Weise Luft machte. Nach zurückgelegten Gymnasialstudien, während welcher ein Mann, auf den wir später zurückkommen werden, entscheidenden Einfluß auf die

Richtung seines Geistes nahm, trat er, im J. 1819, als öffentlicher Zuhörer, in die philosophischen Studien an der Wiener Hochschule. Nicht als „laudator temporis acti," sondern um der Wahrheit ihr Recht zu geben, wiederhole ich es hier: Es war eine schöne Zeit, dies Triennium von 1819 — 1821, das letzte, das der Reduction des philosophischen Lehrcurses auf zwei Jahrgänge voranging! — Nicht bald dürften auf dem schmalen Gange vor den unfreundlichen, fast stallähnlichen Hörsälen des alten Jesuiten-Klosters so viele Jünglinge, aus denen nachher Männer von weitverbreitetem Rufe geworden sind, umhergewandelt sein, als eben damahls. Abgesehen von jenen, die im Staats- und Geschäftsleben verdienstlich gewirkt haben und zum Theile noch wirken, will ich hier nur einige erwähnen, die auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft mitunter noch jetzt allenthalben mit Auszeichnung genannt werden. Der geistreiche Philosoph Franz Exner, der tüchtige Mathematiker Leop. Schulz v. Strasznicki, der unglückliche Lenau, bis nun Oesterreich's größter Lyriker, der wackere Ludw. Halirsch, der treffliche Pfleger serbischer Poesie Eugen Wesselv, der sarkastische Lustspieldichter Ed. v. Bauernfeld, der edle Franz Hermann v. Hermannsthal, der fruchtbare Romanschriftsteller Carl Georg Reginald Herloßsohn, der sprachenkundige C. W. Huber (jetzt Consul in Bukarest), der vielseitige Adolph Schmidl, der oft verkannte, gesinnungstüchtige Eduard v. Badenfeld (Eduard Silesius), der ämsige J. A. Moshamer, der geschmackvolle Componist Hoven (Joh. Vesque v. Püttlingen) u. v. a. reiften heran aus jener Schaar junger Leute, die damahls, obwohl noch eingeengt von den pedantischen Schranken eines vielverschrieenen Schulzwanges, dennoch lebensfrisch und geistesthätig sich bewegten, wohl selbst noch nicht ahnend, daß sie dereinst zu den Genannten des Vaterlandes gehören würden. Und unter diesen Jünglingen saß auch, und zwar geraume Zeit hindurch an meiner Herzensseite, einer der jüngsten, ein schmächtiger, ziemlich stark aufgeschossener, stiller Jüngling, mit sprechenden, aber auffallend schwachen Augen, straffem Haare, etwas gedämpfter Stimme, einfach, in sich verschlossen, wortkarg, aber einnehmend in seinem anspruchslosen Äußeren, das ein desto regsameres Leben im Inneren zu verbergen schien. Es war unser — Münch. Unter einer so großen Anzahl verschieden gearteter, von allen Gymnasien der Monarchie zusammenströmender, Schulcameraden tritt ein schüchternes Brandfüchslein, wie ich es war, anfänglich behutsam auf,

Friedrich Halm.

eh' es an den oder jenen inniger sich anschließt. So verlor ich auch mit meinem Nachbar zur Linken vor der Hand nur wenig Worte, bis ein komischer Zufall zu näherem Bekanntwerden den unerwarteten Anstoß (im buchstäblichsten Sinne des Wortes) gab. Es war an einem etwas dunstigen Nachmittag, in der Vorlesung des Religionsprofessors Vincenz Weintridt (der späterhin nebst seinem biederen Collegen, dem Professor der Philosophie, Leop. Rembold, sein edelmüthiges Benehmen gegen den heftig angefeindeten Bernh. Bolzano in Prag durch Amtsentsetzung büßen mußte), — als die dumpfige Sommerschwüle über den klangvollen, beredten Vortrag dieses ausgezeichneten, echt humanen Lehrers den Sieg davontrug, und ich, sanft einnickend, mit langausgestreckten Beinen, das Kinn fast bis auf die gekreuzten Arme herabgepreßt, dasaß, oder vielmehr am äußersten Saume der Bank nur klebte. Plötzlich wurde Münch vom Professor, der die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer durch einzelne, an sie gerichtete Fragen zu erhalten liebte, beim Namen gerufen. Rasch stand er auf, allein in dem Augenblick, als er sich erhob, stieß er unversehens an mich an, und wie, während der eine Eimer am Brunnen emporschnellt, der andere rasselnd hinabrollt, so fuhr ich, meines schwachen Stützpunctes verlustig, mit Donnergepolter in die Tiefe. Dieser Anstoß, oder vielmehr die darauf folgenden Entschuldigungen brachten uns in's Gespräch und führten bald zu so herzlicher Verständigung, daß wir ungescheut einander das Feuermahl offenbarten, das wir beide trugen, nämlich — den wunden Fleck: Verse zu machen. Mit Freuden theilte ich ihm einige meiner schwachen Versuche mit, und zu meiner noch größeren Freude gab er mir einige Producte seiner Feder zum lesen. Um diese Zeit hatten sich mehrere Studenten zur gemeinschaftlichen Herausgabe ihrer Erstlinge vereiniget, die später auch wirklich in zwanglosen Heften, unter dem Titel: „Die Cicade," von einem gewissen C. Fr. Weiß redigirt, bei Felix Stöckholzer v. Hirschfeld, höchst dürftig ausgestattet an's Licht traten. Der Gedanke, mit Gleichgesinnten ein ähnliches Unternehmen zu begründen, tauchte immer lebhafter in mir auf; mein neugeworbener Freund bot mir Herz und Hand dazu und versicherte mich der thätigsten Unterstützung. Ich bewahre, nebst einem Blatte, worauf er sich, mit jener naiven, der Jugend so eigenthümlichen, Selbstüberschätzung ihrer geistigen Rührigkeit, zu diesem Zweck auf „romantische Erzählungen, pindarische Gedichte, Fabeln in Prosa, Anekdoten, anakreontische Oden, Idyllen u. s. w." fattirte, als werthes

Friedrich Halm.

Angedenken noch zwei Novelletten im Fouqué'schen Stile und ein paar Lieder des damahls dreizehnjährigen Poeten, in deren einem — vom 26. December 1819 — mir die Stelle:

„Dort wo um's Haus der Weg sich dreht,
Ein holdes Mädchen sittsam geht;
Den Leib umhüllt ein sanftes Grün,
Ein Flor bekämpft des Auges Feuer u. s. w."

ganz besonders wohl gefiel. Uebrigens zeigte schon der angehende Dichter seine Neigung zur Pseudonymität, indem er seine Producte, von denen dazumahl keines zum Drucke gelangte, bald mit El. Mayer, bald E. Belling unterfertigte.

Die raschgeknüpfte Freundschaft trat jedoch, ohne Bruch, allmählich in den Hintergrund, als ich in einen anderen Kreis hineingezogen wurde, dessen Mittelpunct Fr. Exner bildete, der, von strengeren Ansichten ausgehend, uns allen es zur Pflicht machte, das Horaz'sche „nonum prematur in annum" im Auge zu behalten, — ein Gebot, dem ich leider! vielleicht allzufrüh für mich und für die Lesewelt untreu wurde. Da Münch nicht zu diesem Kreise gehörte, so blieb mir auch der weitere Gang seiner Entwickelung völlig fremd.

Seine Verschlossenheit machte, daß wohl nur wenige seiner Collegen von der Richtung seines Gemüthes etwas ahnen mochten. Halb in seinen Büchern, halb in seinen dichterischen Träumen lebend, wuchs er in der stillen Einsamkeit, in der sein Vater theils aus Neigung, theils aus Grundsatz ihn erzog, zu so früher Selbstständigkeit des Geistes auf, daß er in seinem zwanzigsten Jahre bereits seine Studien zurückgelegt, sein erstes Trauerspiel vollendet, den Staatsdienst angetreten und sich verheiratet hatte. Allein obgleich diese gänzliche Umgestaltung aller seiner Verhältnisse, weit entfernt, seiner Neigung zur Poesie Eintrag zu thun, sie vielmehr beförderte: so hielt er doch, aus Mißtrauen gegen seine eigene Kraft, noch immer von der Öffentlichkeit sich fern, und theilte kaum seinen näheren Freunden etwas von den Früchten seines unbelauschten Fleißes mit. Endlich bewährte die Maxime: „daß wirkliches Talent jederzeit mit dem Drange nach Mittheilung verbunden ist" sich auch an ihm, und so glaubte er denn der dringenden Aufforderung eines Mannes, der auf seine Bildung den nambaftesten Einfluß genommen hatte, nachgeben und auf die Breter „die die Welt bedeuten" sich hinauswagen zu dürfen. Dieser Mann war sein ehemaliger Lehrer, der geistreiche und hochgebildete Professor

Friedrich Halm.

Michael Enk von der Burg, Capitular des Benedictinerstiftes zu Melk, den vor sechs Jahren seine Sehnsucht, die Fesseln eines Standes zu sprengen, in dem er sich nicht zurechtfinden konnte, in die Wellen der Donau trieb. Dieser Mann, minder selbst Poet, als Kenner und Schätzer der Poesie und voll tiefer Empfänglichkeit für das Schöne und Wahre, dabei gründlich gelehrt, belesen wie wenige, mit seltener Schärfe kritischer Urtheilskraft begabt, hatte vorzugsweise dem Studium der südlichen Sprachen, namentlich der spanischen, sich zugewendet und den Reichthum der dramatischen Literatur des Landes, das die geistigen Phänomene: Lope de Vega und Calderon hervorbrachte, so erschöpfend kennen gelernt, daß er nicht umhin konnte, seinen talentvollen Zögling und Freund auf den fast noch ungehobenen Schatz aufmerksam zu machen, der jenseits der Pyrenäen vergraben liegt. Wie gut Münch den Wink seines Rathgebers zu benützen wußte, sieht man aus seinen späteren Werken, deren Fabel zum Theile spanischen Mustern nachgebildet ist, obwohl man selbst seinen früheren an der Wärme der Empfindung, an der Pracht der Diction und mitunter auch an der Gliederung der Handlung den südlichen Einfluß abmerkt. Wir haben also, wenn wir an Halm's Talent uns erfreuen, jedenfalls an Enk dankbar uns zu erinnern, der dasselbe auf eine so sehr ihm zusagende Bahn zu leiten bemüht war; die weiteren Folgerungen, die die journalistische Klatschsucht eine Zeit lang daran zu knüpfen sich erdreistete, zeugen von eben so viel Unverschämtheit, als Unverstand, und wenn Halm dafür leiden müßte, daß er das Glück hatte, einen Lehrer und Kritiker, wie Enk zu finden, so müßte eben so gut auch ich fürchten, daß es einmahl irgend einem Journalisten beifalle, meine „Bifolien" und „Flinserln" meinem ehemaligen Lehrer und noch lebenden Freunde, dem wackeren Piaristen Anton Rößler, Präfect an Josephstädter Gymnasium, zuzuschreiben, weil er es war, der mein poetisches Talent zuerst geweckt und mich durch Rath und That väterlich unterstützt hat.

Seinem Freunde Enk hat es Halm vielleicht auch zu danken, daß er seine Kraft nicht in Journalen zersplitterte, wie wir jüngeren nur allzuwillfährig es thaten, sondern daß er sie nach einer Richtung hin concentrirte und all' sein Hab' und Gut, so zu sagen, auf die erste Karte setzte. Im J. 1835 lief durch in- und ausländische Tagesblätter die flüchtige Notiz hin: daß man auf dem k. k. Hofburgtheater ein dramatisches Gedicht von einem bisher noch unbekannten

Dichter zu erwarten habe, von dessen ungewöhnlichem Talente man das Schönste zu hoffen berechtiget sei. In Wien mochte man über den pseudonymen Verfasser wohl im Klaren sein, allein mir, der ich, im einsamen Winkel einer Provinz lebend, in die literarischen Mysterien der Residenz nur wenig mehr eingeweiht war, klang der Name Halm, der nun plötzlich wie ein neuer Stern verkündet wurde, eben so fremd und beziehungslos, wie ein paar Jahre vorher die Namen Grün und Lenau, die ich ebenfalls nach allen Seiten wendete und drehete und bald dem, bald jenem mir bekannten Dichter anzuklügeln versuchte, nicht ahnend, daß ich für einen Namen Männer suchte, die ich längst in meinem Herzen trug. Man kann sich daher mein Erstaunen denken, als ich erfuhr: der neunundzwanzigjährige Dichter, dessen Erstlingsproduct: „Griseldis" auf dem k. k. Hofburgtheater eine Wirkung hervorbrachte, die an Grillparzer's Triumphe erinnerte, heiße mit seinen wahren Namen — Eligius Freiher von Münch-Bellinghausen. Da tauchte plötzlich die schöne Studienzeit wieder vor mir auf; ich sah lebhaft ihn vor mir, den stillen, bescheidenen Jüngling, der vor sechzehn Jahren die ersten Eingebungen seiner Muse mir mitgetheilt und seither so hartnäckig geschwiegen hatte, ich suchte sie hervor die vergilbten Blättchen, mit Mayer und Belling bezeichnet, ich durchlas die beiden Novellchen: „das Messer" und „der starke Hallan," Bruchstücke aus einer Chronik von Bremen, und das „Kriegslied," die beiden anakreontischen Oden und die zwei erotischen Rhapsodien, und den Zuruf: „An die Dichter" nun aufmerksamer, mit Andacht, möcht' ich sagen, um den Keim dessen herauszufinden, was nun zur genußreichen Frucht gereift war, und freuete mich herzlich, als ich in dem „Zuruf" auf die Stelle stieß:

„Ja, wer die Dichterliebe
Erkennt in seinem Sinn,
Den tragen sel'ge Triebe
Bald fort zum Himmel hin!"

und von meinem alten Schulcollegen sagen konnte: „Wahrhaftig, du hast sie erkannt in deinem Sinne, die Dichterliebe, und nun hält sie, gepflegt von dir mit treuer Beharrlichkeit, auch treulich dir Wort und trägt dem leuchtenden Ziele dich entgegen, wonach dein Sehnen von Jugend auf gegangen war!" — Halm hatte wirklich mit der ersten Karte alles gewonnen. Seine „Griseldis" machte in kurzer Frist die Runde über alle großen und kleinen Bühnen Deutschlands. Der Pseudonym

Friedrich Halm.

Friedrich Halm wurde allgemein und mit Recht als ein echter Dichter begrüßt, der dazu berufen schien, des verwaisten deutschen Drama's sich anzunehmen und das Gebiet der wahren Poesie, von dem es durch die leidige politisch-sociale Tendenzhascherei immer mehr verdrängt wurde, ihm zurückerobern zu helfen. — Halm's zweites dramatisches Product: „Der Adept" (1836) rechtfertigte diese Hoffnung, und auch seine nachfolgenden Leistungen, als: „Camoens" (1837), „Imelda Lambertazzi" (1838), „Ein mildes Urtheil" (1840), hatten, wenn gleich keines so stürmischen, doch immer eines sehr ehrenvollen Beifalles sich zu erfreuen. Zwischen diese Productionen fällt die Bearbeitung eines dem Lope de Vega nachgebildeten dramatischen Gedichtes: „König Wamba," von dem jedoch nur ein Fragment durch den Druck bekannt wurde.

Im J. 1840 litt Halm an einer heftigen Augenkrankheit, die ihn dem Erblinden nahe brachte; nur die sorgsame Pflege, die seine liebevolle Gattin und deren Schwester ihm angedeihen ließen, wendete dieses entsetzliche Unglück von ihm ab. Er widmete ihnen zum Danke dafür die gemüthliche (bei einer Akademie zum Vortheile der barmherzigen Schwestern im k. k. Hofburgtheater dargestellte) dramatische Scene: „Die Pflegetochter" mit nachfolgendem Sonette:

Bewahrt Ihr das Gedächtniß noch der Stunden,
Die dunkle Binden mir um's Auge schlangen,
Die lähmend mich auf's Siechbett niederzwangen?
Entschwand es Euch, mir ist es nicht entschwunden!

Und als ich jenen jetzt den Kranz gewunden,
Die losgesagt sich von des Lebens Prangen,
Und Elend mit der Liebe Arm umfangen,
Noch tiefer fühlt' ich, was ich stets empfunden.

So nehmt denn, die an meinem Pfühl gesessen,
Die treu den Leidenskelch, mir zugemessen,
Mit mir geleert bis auf die letzten Neigen,

Nehmt diese Blätter hin; denn athmet Milde,
Geduld und frommer Sinn aus ihrem Bilde,
So kam's von Euch, und so sei's Euer eigen!

10

Friedrich Halm.

Einen fast noch glücklicheren Wurf, als mit seinen beiden ersten Stücken, that Halm mit dem romantischen Drama: „Der Sohn der Wildniß" (1842), das nicht nur im Sturmschritt über alle Bühnen Deutschlands ging, sondern auch über die Gränzen des deutschen Vaterlandes drang und in die meisten lebenden Sprachen, in einzelne sogar mehrfach, übersetzt wurde. Es ist unter Halm's Producten unbedingt dasjenige, das die Richtung und Tragweite seines poetischen Talentes am deutlichsten kundgibt, und, indem es einerseits den tiefen Fonds seines Gemüthes und die Lebenskräftigkeit seiner dramatischen Lyrik unwiderlegbar darthut, andererseits ihm selbst die Gränze vorzeichnet, über die hinaus ein weiteres Sichgehenlassen ihn auf einen Abweg führen würde. Daher auch die widersprechenden Urtheile, die dieses Drama erfahren mußte, das, obwohl zu einer Popularität gelangt, wie wenige Stücke der Neuzeit, bald Verhimmelung, bald Verketzerung fand, je nachdem man die überwiegenden Vorzüge desselben oder die möglichen Consequenzen in's Auge faßte, die man aus der sichtbaren Hinneigung des Dichters zu sentimentaler Weichheit ziehen zu müssen glaubte.

Das nächste Original-Product Halm's: „Sampiero" (1844) effectuirte mehr durch den Adel der Gesinnung und durch die Kraft der körnigen Prosa, in der es abgefaßt ist, als durch den Gang der Handlung. Es war das erste Stück, das in Oesterreich der Vergünstigung einer Tantieme genoß.

Inzwischen gab Halm auch Bearbeitungen fremder Meisterwerke, nämlich: „König und Bauer" (1841) nach Lope de Vega und „die Kinder Cymbelins" (1842) nach Shakespeare. Das erstere hat er bei der Drucklegung seinem Freund Enk gewidmet und bei dieser Gelegenheit sein Verhältniß zu diesem Manne besser und offener dargelegt, als es durch irgend eine Erklärung oder Widerlegung geschehen konnte, die, so böswilligen Neidern gegenüber, jedenfalls des Dichters unwürdig gewesen wäre.

Im J. 1845 trat Baron Münch, nachdem er schon fünf Jahre früher zum k. k. n. ö. Regierungsrathe vorgerückt war, in eine ämtliche Stellung, die sowohl seiner vielseitigen wissenschaftlichen Bildung und regsamen literarischen Thätigkeit, als auch seiner practischen Geschäftskenntniß vollkommen zusagte. Er wurde nämlich zum ersten Custos der k. k. Hofbibliothek mit dem Charakter und Range eines wirkl. k. k. Hofrathes ernannt, auf welchem ehrenvollen Posten er die erwünschte Ge-

legenheit fand, umgeben von den geistigen Schätzen aller Jahrhunderte und angeregt durch den steten Verkehr mit allen schriftstellerischen Notabilitäten der Jetztzeit, seiner angebornen Neigung für Kunst und Wissenschaft mit vollster Seele sich hinzugeben und in der dankbaren Anerkennung seiner Leistungen den Ersatz für eine äußerlich glänzendere Zukunft zu finden, die sich in anderer Richtung ohne Zweifel ihm eröffnet hätte.

So sehr diese neue Stellung Münch's Wirksamkeit fortwährend in Anspruch nahm, so vergaß er doch nicht, daß er auch als Halm der Welt zu einer Schuld verpflichtet sei und hörte daher nicht auf, seine Mußestunden, nach wie vor, der Poesie zu widmen. Sein nächstes Product war ein dramatisches Gedicht: „Donna Maria de Molina," eine selbstständige Bearbeitung, des von dem Spanier Gabriel Tellez (Tirso de Molina) in dem Stücke: „Prudencia en la muger" behandelten Stoffes. Der Dichter wollte darin, durch Darstellung des Kampf's einer Mutter, die schwankt, ob sie für ihr Kind sorgen oder dem Zuge ihres Herzens folgen solle, das rührende Bild einer großen weiblichen Natur zur Anschauung bringen. Die mehr epische, als dramatische Haltung that der Wirkung nach außen Eintrag, obwohl Einzelnheiten auch hier wieder den Meister beurkunden.

Das letzte Product, das Halm über die Breter der Hofbühne geben ließ, war ein fünfactiges dramatisches Gedicht: „Verbot und Befehl." Es gelangte am 29. März 1848 zur Darstellung. In der vormärzlichen Zeit geschrieben und in seinen Pointen die Schwächen und Verkehrtheiten dieser anspielungsweise berührend, konnte es, nach der plötzlichen Umstellung aller Verhältnisse, um so weniger durchdringen, je mehr noch das Publicum durch den Nachhall der kaum beschwichtigten politischen Stürme aufgeregt und für alle Poesie abgestumpft war. Ein mäßiger succès d'estime war alles, was sich das geistreich angelegte und meisterhaft durchgeführte Intriguenspiel unter solchen Umständen erringen konnte.

Außer den genannten dramatischen Arbeiten Halm's erhielten wir noch von einem dramatischen Mährchen: „Schwert, Hammer, Buch," wahrscheinlich einer früheren Arbeit, durch ein im Taschenbuche: „Gedenke Mein!" f. 1838 abgedrucktes Bruchstück Kenntniß.

Ohne mich in eine nähere Erörterung aller dieser Dichtungen einzulassen, glaube ich nur, ohne parteiisch zu scheinen, im Allgemeinen behaupten zu dürfen, daß Friedrich Halm die seltene Gabe besitzt:

10*

echt dichterische Conception mit der edelsten Form und der effectreichsten Darstellbarkeit zu verbinden, wodurch er ein praktisches Beispiel gibt, daß man bühnengerecht schreiben könne, ohne der ästhetischen Würde etwas zu vergeben und ohne durch moderne Schlagwörter oder massenhafte Abenteuerlichkeit eine Wirkung zu erstürmen, die von nichts ferner abliegt, als von der wahren Poesie.

Halm's kleinere lyrische und epische Spenden, mit denen er leider allzusehr an sich hält, zeichnen sich durch Wärme, Kraft, Rundung und vor allem durch schöne Klarheit des Gedankens aus. Da die meisten derselben in Taschenbüchern und Sammelwerken zerstreut sind und sie, trotz ihres geringeren Umfanges, das Talent Halm's doch hinlänglich bezeichnen, so entschieden sich die Herausgeber dieses Albums dafür, das Bild des Dichters lieber aus diesen einzelnen Steinchen zusammenzusetzen, als zu diesem Zwecke Bruchstücke aus seinen dramatischen Werken herauszureißen. Zu seiner Charakteristik als Dramatiker möge die so berühmt gewordene Schlußscene des zweiten Actes aus: „Der Sohn der Wildniß" genügen.

Daß Halm um die deutsche Bühne bedeutende Verdienste sich erworben habe, unterliegt keinem Zweifel; er fand dafür auch vielseitige Anerkennung. Im J. 1842 erhielt er das Ritterkreuz des kön. dän. Danebrog-Ordens, im J. 1843 jenes des kön. bayr. Verdienst-Ordens vom heil. Michael, und im J. 1845 den großherzogl. sächs. Hausorden vom weißen Falken erster Classe, — Auszeichnungen, die, wenn auch die mündig gewordene Welt als kindischen Flitter sie belächelt, doch dem Dichter immerhin für freundliche Erinnerungen gelten mögen. Im J. 1848 wurde Halm zum wirkl. Mitgliede der neugeschaffenen kais. Akademie der Wissenschaften ernannt.

In seiner ämtlichen Stellung entfaltete Münch, durch seine gelehrten und thätigen Mitbeamten auf's wirksamste unterstützt, von seinem Eintritt an und namentlich in der jüngsten Zeit, die löblichste Energie. Abgesehen von den Einrichtungen, die er zur zweckmäßigeren und allgemeineren Benutzung der kaiserlichen Büchersammlung traf, machte er sich es zur ersten Aufgabe, einen vollständigen Real-Katalog über die Schätze der Hofbibliothek anlegen zu lassen und dadurch einem lang und schmerzlich empfundenen Mangel abzuhelfen. Demnächst beabsichtiget er, sein besonderes Augenmerk auf die Sichtung, Sonderung und Untersuchung der vorhandenen Manuscripte zu richten, bei welcher Gelegenheit manches völlig vergessene Kleinod an's Licht kommen dürfte.

Friedrich Halm.

Desgleichen sorgt er, ohne Bevorzugung irgend eines nationalen oder wissenschaftlichen Faches, für gleichmäßige Vertheilung der ausgeworfenen Dotation auf alle Zweige der Literatur, für Ausfüllung der im Laufe der Zeit entstandenen Lücken und für genaue Evidenzhaltung der administrativen Geschäfte, die keinen Rückstand dulden, zu welchem Behuf er wöchentliche Besprechungen mit seinen Beamten eingeleitet hat. Wie wünschenswerth die Theilnahme des Vorstehers eines so großartigen literarischen Institutes an den Sitzungen der kais. Akademie sein müsse, selbst wenn dieser nicht, wie Halm, als vaterländischer Dichter, seinen Ehrenplatz in derselben einzunehmen berechtigt wäre, bedarf wohl keines Beweises.

In poetischer Beziehung scheint Halm vor der Hand im Stillen thätig zu sein. Die Zeit ist der Poesie nicht günstig. So lange der Maler, auf sturmbewegtem Schiff, an den Mast sich muß festbinden lassen, damit er nicht durch einen plötzlichen Stoß auf's Verdeck hingeschmettert werde, wird er umsonst Pinsel und Palette ergreifen, um den Aufruhr zu malen, der ihn umtos't; — erst wenn die Wogen sich geebnet haben, wenn die Sonne wieder aus friedlichblauem Himmel auf das Meer herablächelt, wenn das Schiff stolz und kräftig dem sicheren Ziele zusteuert, — mag er sein Malerzeug zur Hand nehmen und die empfangenen Eindrücke sammeln und, unter einem höheren Gesichtspuncte sie auffassend, ein getreues Bild des Erlebten auf die Leinwand hinwerfen. Dieß Gleichniß paßt auch auf den Dichter. Uebergangsperioden, wie die unserige, waren der Kunst nie fördersam. Die Stimme des Dichters kann in der unheimlichen Stille, die dem Sturme vorangeht, drohen oder warnen; sie kann in der ängstlichen Pause, die dem Sturme folgt, trösten und ermuthigen; — wollte sie aber hineinschreien in den Kampf der Elemente, so würde sie wirkungslos verhallen. Und hierin dürfte die Lösung des leichtbegreiflichen Räthsels liegen, warum die meisten Dichter des Vaterlandes ein langes Jahr schon schweigen, warum unter ihnen auch unser Friedrich Halm.

J. G. Seidl.

Gedichte.

An Grillparzer*).

(Jänner 1844.)

Es sind nun zwanzig Jahre,
Wohl auch noch mehr, da saß
In stiller Nacht ein Knabe
Bei seinem Buch und las.

Er las das Buch zu Ende,
Fing's wieder an von vorn,
Und schlägt's zusammen endlich
Und wirft es weg in Zorn.

Gleich drauf da holt er's wieder,
Und küßt's und drückt's und lies't,
Bis Thrän' auf Thräne glühend
Vom Aug' ihm niederfließt.

Da birgt er in die Hände
Sein Antlitz fieberheiß,
Und diese Worte wehen
Von seinen Lippen leis'.

Und tief für's ganze Leben
Prägt er die Worte sich ein:
„Der ist's, der ist der Rechte,
„Wie der, so möcht' ich sein!"

Und fragst du nach dem Buche,
In dem der Knabe las,
Und fragst du nach dem Knaben,
Der dort beim Buche saß,

Verehrter Mann, die „Ahnfrau"
War jenes Buch genannt,
Und ich — ich war der Knabe,
Der's wegwarf zornentbrannt.

Ich war's, der dich bewundernd
So hoch, den Sternen nah,
Und sich in kind'schem Neide
So tief im Staube sah,

Ich war's, den du entzündet,
Mit deines Liedes Strahl,
Ich war's dem deine Größe
Den Schlaf der Nächte stahl.

Und wenn mir's nun, nach Jahren
Voll Müh' und heißem Drang,
Auf deinem Pfad von ferne
Zu folgen dir gelang;

*) Vergl. Fr. Grillparzer's Biographie S. 104. (Anmerkung).

Friedrich Halm.

Wenn mir seitdem im Busen
Des Liedes Klang erwacht. —
Ich fühl' es noch, wie damahls
Der Knab' in stiller Nacht.

Noch spricht mir die Kinderstimme
Im Busen, denk' ich dein:
„Der ist's, der ist der Rechte,
„Wie der, so möcht' ich sein!“

O fühl' auch du es freudig,
Fühl's jeden Zweifels bar,
Du bist's! — Der Einfalt Stimme,
Des Kindes Mund spricht wahr!

Die Brautnacht.

Nach einer wahren Begebenheit.

Glück, Glück, du Goldfrucht hinterm Gitter!
Die Schranke sinkt, und du verlockst nicht mehr.
Glück, Glück, du goldnes Ährenbeer!
Schon rüstet sich zum Kampf mit dir der Schnitter,
Da zückt aus Nachtgewölk der Blitze Speer,
Und Ernte hält vernichtend das Gewitter.
Was bist du Glück? Ein Stern und Nacht umher!
Du bist ein Tropfen Süß im Meere Bitter;
Du bist dem Lebenskleide, schwarz und schwer,
Am Saume eingewebt ein goldner Flitter;
Leid ist des Lebens Stamm und du ein Splitter.
Was bist du, Glück? Ein Schatten und nicht mehr! —

Zu Genua war's in einer Frühlingsnacht,
So voll von Duft, so reich an Sternenpracht,
Als grüßten sehnsuchtsvoll aus ihrer Ferne
Mit Duft und Strahlen Blumen sich und Sterne,
In einer Nacht, wo durch Jasmin und Rosen
Rings säuselte so lauer Lüfte Kosen,
Daß träumend selbst das Meer, statt wild zu tosen,
Nur leise plätschernd spielte an der Küste,
Als ob es sie mit Serenaden grüßte,

Friedrich Halm.

In einer Nacht, so weich und wollustwarm,
Als lägen Erd' und Himmel sich im Arm,
Und das verlorne Eden senkte wieder
Einmahl nach Jahren sich zur Erde nieder;
In solcher Nacht einst gährt wie Flutgetose
Des Volkes wirrer Drang in Genua's Schooße,
Und dort wo der Pallast am Meeresstrand
In seiner Kerzen, seiner Fackeln Brand
Wetteifert mit der Sterne lichten Flammen,
Da rottet sich's zum Knäuel dicht zusammen,
Und donnerlaut schlägt Jubelruf empor,
„Das Brautpaar lebe!" tönt es rings im Chor;
Hier ruft's: „dem Kind Orsinis Heil und Glück!"
Und dorten schallt's: „Heil Doria's Sohn!" zurück;
Und da und dorthin wogt die bunte Menge,
Und Zitherschall erwacht und Liedesklänge;
Hier Spiel und Tanz; dort um des Weines Fülle
Gezänke, Messerzücken, Wuthgebrülle,
Und Weiberkreischen, Röcheln dumpf und schwer,
Drein Paukenwirbel vom Pallaste her,
Und wie verwundert schaut der Mond von oben
Kalt, blaß und ruhig in das wilde Toben.

Sie aber, sie, wo weilen die Beglückten,
Für die so reich sich Erd' und Himmel schmückten,
Für die aufflammen all' die hellen Kerzen,
Für die aufjubeln all' die wilden Herzen?
O sucht sie nicht im glanzerhellten Saal,
Im Tanzgewirr, beim fröhlich lauten Mahl;
Dort, seht, wo die Terrasse weit und frei
Hinausblickt auf des Gartens Schattengänge,
Dort, wo verhallt der Ruf der Flötenklänge,
Dort, wo erstirbt der Menge greller Schrei,
Dort sucht die beiden, die vor wenig Stunden
Zum Gang durch's Leben Priesterhand verbunden.
Er jung wie sie; Gold ihrer Locken Flut,
Er sonngebräunt, und sonnenheiß sein Blut;

Friedrich Halm.

Sie sechszehn kaum, und noch ein Kind im Herzen,
Wo reif sein Sinn den Jahren vorgeeilt,
Sie schelmenhaft, geneigt zu muntern Scherzen,
Die er nicht liebt und doch aus Liebe theilt;
Verwandt und Spielgenossen und vermählt,
Kein Band, sie innig zu verknüpfen, fehlt.
Dort lehnen sie, mit Strahlen hell umflossen
Vom Mondlicht, wie von ihrer Liebe Glück,
Und selig still, fest Hand in Hand geschlossen,
Scheint ihnen, stumm versenkend Blick in Blick,
Der Strom der Zeit versiegend abgeflossen,
Und grau in Nebel sinkt der Raum zurück.
„Francesco," ruft's, „Ginevra," hallt es wieder,
„Mein Leben," spricht er, Fieberbrand im Blick,
„Du meine Seele!" haucht es ihm zurück;
Und wonnetrunken sinkt er vor ihr nieder,
Springt wieder auf, umschlingt sie, hält sie fest
Und fester an sein pochend Herz gepreßt,
Und Küsse raubt er ihr von Mund und Wangen;
„Sei mein, Geliebte! fleht sein Glutverlangen,
„Du bist ja mein, vor Gott mir angetraut!
„Des Festes Glanz verlischt; der Morgen graut;
„Versage dich nicht länger meinem Glück."
Sie aber, sei's daß mädchenhafte Scham,
Sei's daß sie kind'scher Muthwill überkam,
Sie schelmisch lächelnd wirft das Haupt zurück.
„Glück," spricht sie, „Glück! Sie sagen oft sei Glück
„Nur süß von Außen, und von Innen bitter.
„Glück, heißt es, sei die Goldfrucht hinterm Gitter;
„Die Schranke sinkt und sie verlockt nicht mehr!
„Nein, rüttle, rüttle, mein Gemahl und Herr,
„Nur noch ein Weilchen an des Gitters Stäben!"
Und spricht es, und wie Elfen rasch entschweben,
Und flüchtig wie der Pfeil vom Bogen schnellt,
Entwindet sie dem Arm sich, der sie hält,
Entschlüpft sie des Verfolgers hast'gen Händen,
Weiß listig da und dorthin sich zu wenden,
Bis des Altanes Pforte sie gewinnt.

Friedrich Halm.

Und: „Nein, du fängst mich nicht so leichten Kaufes;
Gut Nacht, Francesco!“ ruft sie vollen Laufes
Muthwillig ihm zurücke und entrinnt!

Er will ihr folgen; doch er hemmt den Schritt:
Es ist sein Glück, die Fülle seiner Wonne,
Was plötzlich blendend, wie das Bild der Sonne,
Ihm überwält'gend vor die Seele tritt;
Er läßt sie fliehen, gönnt ihr sich zu letzen,
Der kindlichen, an kindischem Ergetzen,
Denn vor ihm liegt, ein Thalgrund grün und traut,
Das Bild der Zukunft lächelnd ausgebreitet,
Und Blumen sprießen rings, wohin er schreitet,
Und Früchte reifen rings, wohin er schaut;
Schon tritt ihm blühend Tag für Tag entgegen
Und Jahr für Jahr, und jedes bringt nur Segen,
Und fromm zum Himmel hebt er seinen Blick,
Als wollt' er seine heil'gen Sterne fragen,
Wie er verdient so überreiches Glück,
Und wie sein Herz es fassen soll und tragen! —
Thor, wacht kein Engel, warnend dir zu sagen:
Trau nicht dem Glück! Wohl reift sein Ährenmeer,
Und rüstig schon zur Sichel greift der Schnitter,
Da zuckt aus Nachtgewölk der Blitze Speer,
Und Ernte hält vernichtend das Gewitter! —

Verhallt war draußen längst der Menge Toben,
Erlöschend gehet in Orsini's Haus
Der Kerzen Glanz, des Festes Jubel aus,
In Dämmrung rings war schon die Nacht zerstoben,
Da lenkt Francesco traumerwacht den Sinn
Vom Kommenden zum Gegenwärt'gen hin;
Ihm winkt Ginevra's dunkler Strahlenblick;
Ihm blüht der Brautnacht stillverschwiegnes Glück,
Und er enteilt, zur Strafe sie zu ziehen,
Die ihm zu trotzen wagte, ihn zu fliehen.
Schon steht er an des Brautgemaches Schwelle;

Friedrich Halm.

Er pocht und pocht, doch niemand spricht: herein;
Und eingetreten sieht er sich allein
In seines Rosenlichtes Dämmerhelle. —
Wie, sollte im Closet wohl, ihn zu necken,
Orsini's holdes Kind sich ihm verstecken?
Doch es steht leer; nur vom Balcon her wehte
Berauschend süß, als wär's Ginevra's Hauch,
Der Duft herein von einem Rosenstrauch. —
„In der Capelle weilt sie im Gebete!"
Vertröstet er sein ungeduldig Herz,
Und steigt die Stufen hastig niederwärts
Und rasch betritt er die geweihten Hallen;
Doch schwarze Nacht umfängt ihn; feucht und kalt
Von Moderdüften fühlt er sich umwallt,
Als wär' er lebend schon der Gruft verfallen;
Und plötzlich durch die hohen Fenster bricht
Mondlicht herein, als sprach's: Hier ist sie nicht! —
Da stürzt er fort, stürzt Treppen auf und nieder,
Sucht da und dort durch Hallen und Gemach,
Orsini's Alter schreit vom Schlaf er wach,
Fragt, forscht, erzählt, und fort — fort treibt's ihn wieder,
Und angstgestachelt folgt ihm jener nach,
Und forscht wie er auf längst durchforschten Wegen.
Hier flüstert's — Nein — doch horch! Von dorther schallt
Geräusch von Schritten! — Halt, wer geht da? Halt!
Doch sie — die zwei nur stürzen sich entgegen!
„Ginevra? Rede! — Weißt du nicht zu sagen?" —
So kreuzen wie zwei Schwerter sie die Fragen,
Die Antwort wechseln sie in einem Blick,
Und wenden ruhlos beide sich zurück,
Zu forschen wieder in des Hauses Runde,
Und wieder sich zu treffen ohne Kunde.
„Ginevra" schallt es hier „Ginevra" dort,
Und höhnend wiederhallt die Wand das Wort,
Doch ihrer Stimme Klang wird nicht vernommen! —
Entfloh sie, lösend ein verhaßtes Band?
War bess'rer Rath ihr über Nacht gekommen?
Entführte sie bei Nacht dem Heimatstrand

Friedrich Halm.

Ein Kaperschiff nach Algier's fernen Buchten?
Wer möcht' es sagen! Rings zur See, zu Land,
Vergebens suchten alle, die sie suchten;
Ein Sonnenstrahl, der glänzte und entschwand,
Ein Liedesklang der tönte und verwehte,
Ein grünes Blatt, das heut im Wind sich drehte,
Und morgen führt der Sturm es über's Land,
Ward ihrer jemals eine Spur gefunden? —
Und so war sie, und so war sie verschwunden!
Und einsam sitzen Vater und Gemahl
Erloschnen Blick's, mit eingefallnen Wangen,
Und starren vor sich hin im weiten Saal,
Vom Fest her reich mit Kränzen noch behangen,
Rings Becher umgestürzt beim frohen Mahl,
Zerrissne Larven, ausgebrannte Kerzen;
Sie aber sitzen mit gebrochnen Herzen,
Und Wahnsinn wirbelnd kreis't um ihre Scheitel,
Und ihnen ist, als schriebe an die Wand
Mit Flammenzügen eine Geisterhand:
„Traut nicht dem Glück, denn alles Glück ist eitel!" —

Ein halb Jahrhundert war seitdem verstrichen;
Der alte Mann, der lange Tag für Tag,
Ob Frost, ob Sommerhitze draußen lag,
Durch Genua's Straßen mühvoll kam geschlichen,
Und lauernd stets das Auge stumpf und starr
Mit blödem Lächeln da und dorthin sandte,
Und niemahl fand und suchte immerdar
Und seufzend dann nach Haus sich wieder wandte:
Er lag gebettet längst in tiefem Frieden,
Und suchte nicht vergebens mehr hienieden. —
Francesco auch fand längst, was er begehrt,
Den Schlachtentod durch ein Osmanenschwert.
Sie schliefen alle fest in ihren Grüften,
Die einst geschwelgt in jener Nacht voll Düften,
Die einst geflüchtet vor des Morgens Jammer. —

Und wieder schmückt zu Festen froh und laut,
Zur Hochzeitsfeier einer holden Braut

Friedrich Halm.

Sich im Pallast Orsini Saal und Kammer.
Und froh begleitet von der Diener Schaar,
Durchmißt das Brautpaar musternd seine Hallen,
Vertheilet die Gemächer nach Gefallen,
Und nimmt des künft'gen Haushalts ordnend wahr.
Durchwandert war das Haus auf allen Wegen;
Der Prunksaal war, das Schlafgemach erwählt,
Nur ein Closet noch für die Herrin fehlt,
Ein heimlich Lauschversteck, der Ruh' zu pflegen.
Und jetzt betreten sie ein Kämmerlein,
Bestellt, unnützes Hausgeräth zu wahren,
Und uneröffnet, scheint's, seit vielen Jahren;
Nur matt und dämmernd dringt der Sonne Schein
Durch's spinngewebumflorte Fenster ein.
Doch draußen um die Scheiben spielen Ranken
Von frischem Epheu und von wildem Wein,
Und grüßen nickend in's Gemach hinein,
Wie hoffnungsgrüne, freundliche Gedanken!
„Gefunden!" ruft das Brautpaar jubelnd aus,
„Kein Ort so traut, so still im weiten Haus;
„Als ob er zum Closet geschaffen wäre!" —
„Nur Schade," setzt die Braut hinzu, „zu klein,
„Nimmt dort am Pfeiler doch der alte Schrein
„Wurmstichig, morsch, in unbeholfner Schwere
„Ein Drittheil fast des ganzen Raumes ein." —
„Mißfällt er dir, so soll er ohne Säumen,"
Versetzt der Bräutigam, „die Stelle räumen."
Und winkt den Dienern. „Weg dort mit dem Schrein!"
Doch als geschäftig jene nun ihn fassen,
Will seine Last von ihrem Platz nicht lassen,
Kreischt unter ihren Händen, ächzt und stöhnt,
Und plötzlich löst sich, laut wie Donner dröhnt,
Der Deckel aus den Fugen, birst entzwei,
Hoch auf wallt Staubgewölk, und jetzt — ein Schrei
Zuckt gellend laut ringsum von jeder Lippe —
Jetzt zeigt sich ihren Blicken ein Gerippe!
Hohläugig grins't sie all' der Schädel an,
Als lächelt' er, und zeigt den weißen Zahn;

Friedrich Halm.

Und auf der Scheitel ruht im blonden Haar
Ein Myrtenkranz, zerstiebend im Berühren;
Geschmeide, die Orsini's Wappen führen,
Nimmt funkelnd um den Knochenarm man wahr;
Was glänzt am Finger? Ist's des Trauring's Schimmern?
Er ist's; — und hier in ihres Sarges Trümmern
Der Rest von allem, was — Ginevra war.

Ja sie, sie ist es, und dies ist ihr Sarg;
Sie dachte nicht so lang darin zu liegen,
Als schelmisch lächelnd sie hineingestiegen
Und neckend drin sich vor dem Gatten barg;
Wie strebte sie, sich recht hineinzuschmiegen,
Zu schließen über sich des Deckels Rand;
Der aber, bleiern schwer, entschlüpft der Hand,
Die Feder fällt in's Schloß; ein Schlag, ein Schrei,
Vergebens Rufen, ängstliches Bestreben,
Die Wucht des Deckels wieder aufzuheben;
Gewimmer und Gestöhn — dann ist's vorbei,
Der Athem aufgezehrt, die Sinne schwinden —
Ein blühend Leben frisch und fromm und rein,
Ein liebetrunken Herz empfing der Schrein,
Und ließ ein Häufchen Asche wiederfinden!

Glück, was ist Glück? — Ein Schatten und nicht mehr! —

Am Brunnen.

Stumm ist die Stadt, und die Straßen leer;
Um des Marktes todtes Schweigen
Schläfrig stehen die Häuser her,
Scheinen müd' das Haupt zu neigen;
Schlummer drückt und tiefe Ruh'
Ringsum jedes Auge zu,
Nur eines, weit offen, hell und rein,
Schaut leuchtend der Mond in die Nacht hinein.

Friedrich Halm.

Rings selige Stille! — Kein Flüstern stört
Das Herz, das den eignen Pulsschlag hört;
Nur eine Stimme, klar und hell,
Tönt dorther vom Brunnen der plätschernde Quell;
Laut in des Beckens mächtige Schale
Sprudelt er nieder in funkelndem Strahle,
Und mich zwingt es zu weilen, mich zwingt es zu lauschen
Dem Kosen und Flüstern, dem Wogen und Rauschen,
Zu horchen der Wellen tönendem Reigen
In der Mondnacht seligem Schweigen!

Wie sie tönen, wie sie klingen,
Rauschend in's Becken niederspringen,
Wie sich in der Mondnacht Helle
Plaudernd Welle drängt an Welle,
Sich zu erzählen in sprudelndem Klang
Von grünen Matten und Bergeshang,
Vom Walde, wo sie zuerst entsprungen,
Aus Felsengeklüft an's Licht gedrungen,
Von Blätterflüstern und Wipfelrauschen,
Die ihre Kindheit durfte belauschen,
Eh' in der dunklen Röhren Haft
Der Mensch der Heimath sie entrafft!
Waldduft und Freiheit rauschen sie, hauchen sie,
Und in wehmüthiges Sehnen tauchen sie
Mir des Herzens schwellende Fülle
In der Mondnacht seliger Stille.

Seltsam! — So oft ich des Weges gekommen,
Nie hatt' ich die Stimme des Brunnens vernommen;
Erst jetzt in der stillen, verschwiegenen Nacht,
Jetzt zieht sie und hält mich mit Macht, mit Macht! —
Tönen deine heiligen Lieder
Mir aus der sprudelnden Quelle wieder?
Warum jetzt erst nur
Sprichst du mir im Drang der Quelle,
Mahnst du mich im Klang der Welle,
Stimme der Natur?

Friedrich Halm.

Oder mahntest und riefest du immerdar,
Ich aber nahm des Ruf's nicht wahr?
Bin in des Tages Gewirr und Gedränge,
Im Gewühl und Getreibe der wogenden Menge,
Träumend vielleicht ich vorbeigerannt
An des plätschernden Brunnens Rand?
Rauschte so stürmisch um mich her
Wildflutbend der Gedanken Meer,
Daß von Sinnen und Sorgen befangen
Vergebens die Wellen mir riefen und klangen,
Die jetzt in der stillen, verschwiegenen Nacht
Mich ziehen und halten mit Macht, mit Macht? —
Ja, ja das war's; darum, du Kind der grünen Flur,
Krystallne Quelle,
Tönt jetzt mir erst im Flüstern deiner Welle,
Die heil'ge Stimme der Natur!

Traurig, traurig, daß uns durch's Leben
Drängt und forttreibt ein zielles Streben,
Daß Stund' und Tag wir zu Tode hetzen,
Und wissen nicht Stunde noch Tag zu schätzen,
Daß nicht'ger Sorgen niemals frei
Uns stets umbraus't der Selbstsucht Schrei,
Des Tagewerk's Mühlräderknarren,
Des Pöbels Gebrüll, das Gezänke der Narren,
Und daß so selten, zufällig nur,
Wir dich vernehmen, du klares, helles,
Melodisches Sprudeln des Lebensquelles,
Dich, Friedensstimme der Natur!
Daß uns des Tages Gelärm und Gedränge
Euch abwehrt, heimathwinkende Klänge,
Die den müden, verwelkenden Seelen
Erquickend von Waldduft und Freiheit erzählen!
Traurig, traurig!

Italien.

Italien!
Dorn und Blüte in einem Worte,
Wonne und Qual in einem Gedanken,
Himmel und Hölle dies eine Land,
Italien!

Wann bargen je Unheil süßere Namen,
Herberen Kern hellglänzende Schalen?
Verführung im üppigsten Zauber,
Geistesarmuth in reizendster Blöße,
Kindesunschuld in rührendster Einfalt!
Zucht und Verderben, Größe und Stumpfheit,
Tollkirsche und Goldfrucht an einem Zweige.
Thränen ohne Reue, Drang ohne Kraft,
Erinnerungen ohne Zukunft!
Das ist Dein Name, das ist Dein Wesen,
Italien, das ist Dein Fluch!
O Du bist schön! Wie die Jungfrau
Im ländlichen Quell ihren Brautschmuck,
So in zwei Meeren spiegelst Du lächelnd
Unvergänglicher Anmuth blühenden Reiz!
O Du bist schön! Vom heiteren Como,
Von Isola-bella's duftenden Hainen
Von Genua's hochgethürmten Gestaden,
Von Venedig's marmornen Biberpallästen,
Von Florenz bis zum ewigen Rom;
Schön bist Du, schön in Neapels
Blühendem Golf, in Tasso's grünem Sorrent,
Schön in der Lava Deines Vesuv,
In Deines Aetna schneeigem Gipfel,
In deiner Scylla Geheul, Deines Tivoli Fall,
Schön bist Du, Italien!

Friedrich Halm.

Und sie strömen herbei die Pilger Europa's;
Der schweigsame Britte, Rußlands Gebietiger,
Zierliche Frankenknaben, gelassene Deutsche,
Israels kunstliebend Geschlecht,
Nordlands blondhaarige Söhne,
Und sie küssen Deine heilige Erde
Und staunen Dich an.
Begeisterung saugt der Dichter an Deinen Brüsten,
Farben der Maler von Deinen Fluren,
Formen der Bildner aus Deinen Gestalten.
Und ein Schrei steigt von allen Lippen:
Ein Himmel, ein Italien.

Ich aber in schweigender Zelle
Bei mitternächtiger Ampel, einsam
Adeptengleich brütend, zu finden
Der Wahrheit göttlich Geheimniß
Im Buch der Geschichte,
Ich wende schaudernd die Blätter
Deiner Vergangenheit! Blut trankst Du, Blut,
Wie kein Land der Erde getrunken;
Von Remus' Blut, Rom's Grundstein benetzend,
Bis zu Sulla's Aechtungen, Octavians Aechtungen,
Nero's Gräueln, Domitians Wüthen,
Ein Ocean rauchender Wellen,
Blut, nur Blut!

Hörst Du die Donner des Herrn?
Sündflut der Völker wälzet sich brausend
Ueber dein blühend Gefild,
Prasselnd stürzt der morsche Thron Deiner Kaiser.
Flehst Du zum Himmel? — Vergebens!
Fest steht das Urtheil Deiner Verdammniß;
Vergeltung! Thränen für Blut!
Und so geschah es! Thränen schwellen,
Bittre Thränen die Blätter Deiner Annalen

Friedrich Halm.

Und mitweinend sieht Dich mein Blick
Niedertauchen in ferner Zeiten Dämmerung;
Dich, die Herrscherin, dienstbar dem Fremden,
Unwillig dem Joche sich beugend,
Begierig die Herrschaft zu wechseln, keiner getreu;
Im Momente flüchtiger Freiheit
Dich selbst zerfleischend und wühlend
Im eigenen Eingeweide, seh' ich dich schaudernd,
Immer zersplittert, nie einig,
Nie ein Athem, ein Pulsschlag, ein Leben,
Nie ein Volk, ein Italien!

Dein Geschick ist erfüllt, Weltunterjocherin!
Büßend die Schuld Deiner Jugend,
Hat die eigene Hand Dich gerichtet;
Du bezwangst Dich, nicht des Deutschen,
Nicht des Spaniers Schwert, nicht des Franken;
An Deiner Zwietracht bist Du verblutet,
Und erschöpft und entnervt und entwürdigt
Liegst Du, ein üppiger Leichnam,
Mit Blumen bekränzt und unsterblichem Lorbeer,
Und der eherne Finger der Zeit
Grub Deinen Marmorruinen
Unauslöschlich die Grabschrift ein:
Weh' Dir, Italien! —

Heil Dir, Italien!
Warst Du nicht groß und warst du nicht herrlich?
Steht den Blättern voll Blut und Entsetzen
Nicht Segen am Rande geschrieben,
Strahlen nicht leuchtende Sterne
Aus dem Dunkel Deiner Geschicke,
Deine Römer, Dein Brutus, Dein Cäsar,
Deine ewigen Künstler, Dein kluger Horaz,
Dein mächtiger Dante, Dein heitrer Ariost,
Dein Raphael, Dein Buonarotti!

11*

Friedrich Halm.

Mag die Flut Dich verschlingen,
Dich verzehren die Lava Deiner Vulcane,
Dich decken des Himmels stürzend Gewölbe:
Kein Jahrhundert wird es vergessen,
Daß italischer Hauch verwehte,
Italische Glut verloderte,
Italischer Geist heimkehrte
Auf Helena's Felsen,
Großes Italien!

Alles verklungen!
Mächtige Namen, aber nur Namen,
Riesengestalten, aber nur Schatten!
Armes Italien!
Nicht mehr stark, denn du bist zersplittert,
Nicht mehr weise, denn Du bist unstät,
Nichts mehr von allem, was Du gewesen,
Was bist Du, Italien?

Du bist schön, Italien,
Schön in Deiner Wehmuth und Trauer,
Schön in den Trümmern Deiner ewigen Roma,
In Deines Pompeji rührenden Resten,
In Deinen Tempeln, Deinen Gemälden,
In Deiner Größe Erinnerung;
Schön im üppigen Grün Deiner Haine,
In Deines Himmels tiefblauer Wölbung,
In Deiner Fluren nie sterbendem Frühling;
Schön im Madonnenreiz Deiner Frauen,
In Deiner Jünglinge Antinousschönheit;
Schön bis zum Klang Deines Namens;
Du bist schön, Italien!

Du aber lächelst und sprichst:
Germanischer Träumer, was preisest Du mich,
Deß Aug' mich nie schaute? Was tadelst du mich,

Deß Fuß mich nie betreten? Schweige,
Bis mein Hauch Dich umwehte,
Bis Dein Aug' mich gesehen!

Italien! Ich hab' Dich gesehen!
Dein Athem umflüsterte,
Dein Lorbeer umrauschte mein Haupt!
Eherne Bande hielten den Leib,
Aber die ahnende Seele
Trug Adlerflug der Begeisterung
Auf des Traumes silbernem Fittich
In der Orangen duftendes Land!
Italien, ich hab' Dich gesehen!

Und ich stand und mein inneres Auge
Sah umwogt von des blauen Gewandes
Hinwallenden Azurfalten,
Sah auf Felsen gebettet, gelös't
Das goldene Haar, dem Brande der Sonne
Preisgegeben, den Dornen des Pfades
Die üppigen Glieder, Magdalena,
Büßend ihrer Jugend Verirrung, weinend
Nie versiegende Thränen ihren Vergehen,
Zu spät erkennend, fruchtlos bereuend,
Fluchend ihrer Schönheit unseligem Zauber:
Und zu mir sprach des Genius Stimme:
Das ist Italien!

Die Rast auf der Flucht.

Es sprengt ein Haufe Reiter daher beim Sternenschein;
Sie brausen wie Wind und Wetter hin über Stock und Stein,
Sie sausen wie Nachtgespenster vorüber am wirthlichen Dach,
Schaum deckt die müden Rosse, sie fragen nichts darnach.

Friedrich Halm.

Sie blicken nicht zurücke, sie wechseln kein flüchtig Wort,
Sie brauchen nur Sporn und Peitsche und reiten fort und fort;
Sie reiten, als käme gezogen des wilden Jägers Heer,
Sie reiten, als wenn's zur Wette mit Menschengedanken wär'!

Voran im Zug ritt Einer, deß Namen kennt ihr gut,
Ein Mann im grauen Röcklein, mit aufgestülptem Hut;
Es liegt eine Welt von Sorgen auf seiner Stirne Schnee,
Es zuckt um seine Lippen ein Meer von Gram und Weh!

Wohl ritt er in die Wette mit seiner Sorge Drang;
Doch ritt er sein Roß zu Tode, sie überholt' ihn lang;
Und wohl, wohl war's ein Jagen, wo aber war das Wild?
Er kam von Belle Alliance, von Waterloo's Gefild! —

Bei Charleroi am Wege auf grünem Wiesenplan
Da schwingt er sich vom Rosse, und alle halten an;
Ein Zelt wird aufgeschlagen, er aber auf moos'gem Stein,
Er sitzt und starrt in's Dunkel gedankenvoll hinein.

Stein, könntest du verrathen, was da sein Haupt umwebt,
Was da wie Fiebergluten des Geistes Mark durchbebt,
Was da wie Posaunenklänge in seiner Seele sprach;
Stein, könntest du's verrathen, welch Herz empfänd' es nach?

„Sire, kommt in's Zelt und ruhet!“ mahnt jetzt ihn Freundessinn;
Da springt er auf und schweigend zum Mahner tritt er hin,
Und zeiget gegen Norden: „Dort sollt' ich ruhen, dort!“
So sprach der Blick, die Lippe verbeißt das bitt're Wort.

Er tritt in's Haus von Linnen, er streckt sich hin zur Ruh';
Ein Sattel ist sein Kissen, ein Mantel deckt ihn zu;
Nicht bietet Siegesjubel, wie sonst ihm: Gute Nacht!
Ermattung ist sein Schlummer und sein Gedanke wacht.

Und Fieberbilder kreisen um ihn im Wirbeltanz:
„Was rauscht da? — Dürre Blätter aus meinem Siegeskranz? —
„Was zürnst du, Montebello? — Dir fiel ein Heldenloos!
„Enghien! Weg! Weg! Versinke in deines Grabes Schooß!“

Friedrich Halm.

Und seine Pulse fliegen, aufächzt er dumpf und schwer,
Und über ihn zieht's dunkel wie Wetterwolken her,
Und näher dringt's und näher, und jetzt erfaßt es ihn:
Es faßt ihn mit tausend Armen und schwebend trägt's ihn hin.

Es trägt ihn durch der Lüfte nachtdüst'res Nebelmeer,
Und unter ihm in der Tiefe da kämpft der Wolken Heer,
Und unter ihm in der Tiefe da schallt es hohl und bang
Herauf wie Flutgebrause, herauf wie Wellenklang.

Und sieh, es weicht der Schleier; mattgrauer Dämmerschein
Bricht rings durch Wolkenrisse unheimlich fahl herein,
Und rings im wilden Aufruhr gährt dunkle Meeresflut,
Die endlos ausgebreitet vor seinen Blicken ruht.

Und sieh, ein Eiland tauchet empor aus der Wogen Schaum,
Ein Klippenpanzer starrend umgürtet seinen Raum:
Drin war ein Thal zu schauen, das rings Gehölz umschloß,
Und eine Quelle rauschte in seinem grünen Schooß.

Und ihn trägt's nah und näher, hinschwebend überm Land,
Und Trauerweiden grünen an jener Quelle Rand! —
Frost rinnt durch seine Nerven, und ahnend ringt sein Blick,
Das Furchtbare zu meiden, und doch zieht's ihn zurück.

Und unter den Trauerweiden, hart an der Quelle Rand,
Da liegt ein Stein behauen, ein Werk der Menschenhand,
Und auf dem Steine flimmert's goldhell, wie Sonnenlicht:
Da drängt's ihn hin: „Hier ruhet —" und weiter las er nicht! —

Ein Schrei gellt markerschütternd von seiner Lippen Rand,
Krampf zuckt durch seine Glieder, da faßt's ihn bei der Hand:
„Auf, Sire! Zu Roß! Schon dämmert im Osten Morgenschein!"
Da war der Traum vorüber — doch nachher traf er ein!

Nachher in jenen Meeren, die träumend er geschaut,
Hat oft er dem Sturm sein Sehnen, der Brandung sein Leid vertraut;
Nachher auf jenem Eiland, da saß er krank und bleich,
Und dacht' an seinen Knaben und an sein stolzes Reich.

Friedrich Halm.

Nachher aus jener Felsen unbeugsam strenger Hut
Floh heimwärts zu den Sternen des großen Geistes Glut;
Die Welt war ihm zu enge, der Erde Rund zu klein —
Nachher schloß jener Hügel all' seine Länder ein.

Stern und Lampe.

Ich saß bei meiner Ampel
Und las begeistert fort,
Denn Gold war jede Zeile
Und Demant jedes Wort.

Es war ein ächter Dichter,
Voll Feuer, Geist und Kraft,
Ein Werk, wie Kokusnüsse,
Voll Duft und Kern und Saft.

Da starb der Ampel Flamme! —
Öl hatt' ich nicht im Haus,
Da schritt ich in meinem Unmuth
In's Freie trüb hinaus.

Ich warf mich auf den Rasen,
Und blickte zum Himmel auf,
Da gehen im hellen Reigen
Die Sterne ihren Lauf.

Im grünen Busche schmettert
Die Nachtigall ihr Lied;
Indeß im klaren Weiher
Der Schwan die Kreise zieht.

Und ringsum Duft und Blumen
Und ringsum stille Luft,
Da wogten diese Gedanken
In meiner tiefsten Brust:

„Du dachtest, mit dem Lesen
„Wär's aus für diese Nacht; —
„Wie hat es sich ganz anders
„Nun wunderbar gemacht!

„Sieh, gold'ne Sterne leuchten
„Dir statt der Ampel Schein;
„In's off'ne Buch des Himmels
„Blickst ahnend du hinein!

„Spricht nicht mit Klang und Düften
„Zu dir die Mondennacht? —
„O welches Buch der Bücher
„Ward dir nicht aufgemacht!

„Und steht nicht auf jedem Blatte:
„O lernet bescheiden sein!
„Gott schafft beim Sternenschimmer,
„Die Kunst beim Ampelschein."

Dramatisches.

Der Sohn der Wildniß.

(Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 4. Auflage. Wien, C. Gerold. 1845. Zweiter Act. Schlußscene.)

Ingomar

(plötzlich innehaltend und ohne Parthenia zu bemerken, langsam in den Vordergrund zurückkehrend).

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ein trotzig Ding! Und das behagt mir eben!
Ich mag es leiden, wenn ein Roß sich bäumt:
Des Bergstrom's Tosen lieb' ich, und das Meer,
Wenn seinen Schaum es schleudert an die Sterne:
Denn zahme Trägheit ist lebend'ger Tod,
Und Leben athmet nur der Kampf der Kräfte.
Doch sieh, da ist sie!

(Er nähert sich Parthenia, und beugt sich dann an den Fels gelehnt zu ihr hinab.)

Ei, was schaffst du da?

Parthenia.

Ich? — Kränze flecht' ich —

Ingomar.

Kränze! — Ist mir doch
Als hätt' ich sonst im Traum sie schon gesehen!
Doch ja — Mein Bruder, der als Knabe starb,
Mein kleiner Folko — ja ganz recht — das ist's!

Friedrich Halm.

Sie hat sein dunkles Haar, und seine Augen,
Und selbst die Stimme spricht bekannt zu mir.

Dieß also nennt ihr Kränze, und wofür
Denn flichtst du sie?

Parthenia.

Für diese Krüge.

Ingomar.

Wie?
Was sagst du?

Parthenia.

Ist's bei euch nicht Sitte? Wir
Daheim, wir lieben's, wenn um Schalen, Becher,
Und andres Trinkgeschirr sich Blumen schlingen.

Ingomar.

Wir aber, Mädchen, achten nur darauf,
Daß Meth die Krüge bis zum Rande fülle;
Drum laß' und müh' dich nicht mit deinem Kranze;
Was nützt das Spielwerk!

Parthenia.

Spielwerk! Nützen! Wie,
Muß Alles nützen denn, selbst Kränze? Sie
Sind schön, das nützen sie. Ihr Glanz erfreut
Das Aug', ihr Duft erfrischt die Seele! Da,
Sieh her! —

(Aufspringend und den halbfertigen Kranz um einen der Krüge schlingend, den sie ihm dann hinhält.)

Läßt das nicht schön?

Ingomar.

Beim Strahl der Sonne,
Das Ding gefällt mir! Dieses dunkle Grün,
Die hellen Blumen! — Ei, du mußt daheim
Auch uns're Weiber Kränze winden lehren!

Friedrich Halm.

Parthenia.

Das lernt sich leicht! Bald flicht dein Weib dir Kränze,
So schön, wie ich! —

Ingomar.

Mein Weib! Ich und ein Weib!

Parthenia.

So hast du nicht gefreit?

Ingomar

(auf sein Schwert schlagend).

Das ist mein Weib;
Mein gutes Schild, mein Speer ist's! Mag, wer will,
Hinwerfen, was ihm gutes Glück erwarb,
Den Vätern ihre Töchter abzufeilschen
Um Sclaven, Rinder oder rothes Gold,
Und Tags darauf des Kaufes Hast bereuen,
Ich weiß mir bessern Rath und bess're Waare!

Parthenia.

Ihr großen Götter!

Ingomar.

Ei, was starrst du mich
Verwundert an? Was hast du?

Parthenia.

Wie? Ihr werbt
Mit Gold, mit schnödem Gold um eure Bräute;
Ihr kauft sie, tauscht sie ein, sie selber Sclaven,
Um Sclaven so wie sie! Ihr ew'gen Götter,
Sind Weiber Waaren?

Ingomar.

Wie gehabst du dich?
Ich denke, Weiber dienen allerwegen,
Und wir fürwahr, wir halten sie nicht streng!

Parthenia.

Nicht? Thut ihr's nicht, ihr gnädigen Gebieter?
O lebte nur mein Geist in euren Frauen,
Nur einen Tag —

Friedrich Halm.

Ingomar.

Gemach, was schmäbst du uns?
Wir folgen unserm Brauch, wie ihr dem euren;
Denn ihr, ihr, scheint es, freit nach eigner Wahl;
Und achtet nicht auf eurer Väter Willen!

Parthenia.

Wir hören ihn, und folgen unsern Herzen,
Wir fallen nicht dem besten Anbot heim;
Uns all', Massalia's freigeborne Töchter,
Uns bindet Neigung nur mit leichtem Band,
So duftig als der Kranz in meinen Händen;
Uns führt dem Freier nur die Liebe zu!

Ingomar.

Die Liebe! Wie? Ihr freit aus Liebe? Ei,
Wie macht ihr das?

Parthenia.

Aus Liebe freien?

Ingomar.

Ja;
Ich hab' so manchen treuen Kampfgenossen,
Und herzlich lieb' ich manchen wackern Freund,
Doch freien, sagst du, und aus Liebe? Liebe —
Was ist das?

Parthenia.

Was das ist? Die Mutter sagt,
Es sei das süßeste von allen Dingen,
Des Lebens Himmel; ich erfuhr es nie!

Ingomar.

Du nicht? Gewiß nicht?

Parthenia.

Nein, gewiß nicht!
(Den Kranz, an dem sie windet, wohlgefällig betrachtend.)
Doch
Sieh her! Wie schön! — Hier, hätt' ich sie, hier sollten
Hochrothe Blumen her!

Friedrich Halm.

Ingomar.

Dort flammen Blüten
Wie Purpur im Gebüsch!

Parthenia.

Was sagst du? Dort!
Ach ja! — Welch' brennend Roth — die stünden herrlich!
Ach geh' doch, bitte, pflück' mir welche ab.

Ingomar

(macht eine rasche Bewegung abzugehen, hält aber plötzlich inne).

Ich dir?

Parthenia.

Doch brich mir nur die allerschönsten,
Die frischesten —

Ingomar

(für sich).

Der Herr der Sclavin dienen? —
Und warum nicht? Das arme Kind ist müde! —

Parthenia.

Wie, säumst du — ?

Ingomar.

Nein, gleich sollst du Blüten haben,
So frisch und thauig, als der Busch sie beut!

(Er geht rasch links im Vordergrunde der Bühne ab.)

Parthenia

(den Kranz vor sich hinhaltend und betrachtend).

So gut gelang mir's nie! — Der Kranz, fürwahr,
Soll reizend werden! — Reizend, und für wen?
Hier schmückt er keines Götterbildes Schläfe,
Hier blickt nicht lächelnd drauf die Mutter nieder;
Ich bin allein, verlassen! — Nein, hinweg.
Ich will nicht weinen mehr! Ich bin ein Weib,
Und hätte Grund und Lust ich auch zu klagen,
Nein — daß ich feig, das sollen sie nicht sagen!

Friedrich Halm.

Ingomar

(mit einigen Blütenzweigen auftretend und langsam über die Bühne hinschreitend, für sich).

Der kleine Folko, wenn nach Obst, nach Blumen,
Wenn irgend sonst ein Spielwerk er begehrte,
Und weinte: Bring' mir's doch! Ich will es haben!
Da mußt' ich's thun, ich wollt' nun oder nicht;
Und Vieles, find' ich, hat sie von dem Knaben!
Da sind die Blüten!

Parthenia.

Dank dir, Dank! Doch sieh,
Die taugen nicht! Du hast zu knapp am Stiel
Die Blumen weggebrochen —

(Sie wirft einige von den Blüten auf die Erde.)

Ingomar.

Gut, ich will —

Parthenia.

Nein, nein! — Der Zweig hier fügt sich — habe Dank!

Ingomar.

Zum Dank erzähl' mir noch von deiner Heimat,
Und was noch sonst die Mutter dir gesagt!
Erzähl'; ich sitz' hier neben dir —

Parthenia.

Nein, Nein! — Nicht hier!
Du drücktest ja die Blumen mir zu nichte!

Ingomar.

(sich zu ihren Füßen hinsetzend).

Wohlan, ich sitze hier, und nun erzähle!

Parthenia.

Und was denn soll ich dir erzählen?

Ingomar

Wie
Ihr liebt und freit, wie Liebe kommt und geht,
Was Liebe ist, erzähl' mir! Bei den Göttern,

Friedrich Halm.

Mir ist das Wort, als wär's ein tiefer See,
Und auf den Grund hinunter möcht' ich schauen!

Parthenia.

Wie Liebe kommt die Mutter meinte, schnell;
Sie meinte — Reich' mir dort das Veilchen her! —
Lieb' komme, wie die Blumen, über Nacht;
Lieb' sei ein Feuer, das ein Blick entfacht,
Das Träume nähren und Gedanken schüren;
Lieb' sei ein Stern, zum Himmel uns zu führen,
Ein grüner Fleck in dürrem Heideland,
Ein Körnchen Gold im grauen Lebenssand,
Und als die Götter, müde dieser Welt,
Sich flüchteten hinauf in's Sternenzelt,
Mitnehmend, was auf Erden sie besessen,
Da hätten sie die Liebe hier vergessen.

Ingomar

(der den Blick nicht von Parthenia verwandt hat, nach einer Pause).

Ich faß' es nicht!

Parthenia.

Ich auch nicht! — Mutter meint,
Man müßte das erleben! Doch ich weiß
Ein altes Lied; das sagt es deutlicher,
Mir mindestens! Wie hieß es nur? Ganz recht!

(Sie spricht langsam, als wenn sie sich auf das Lied besänne.)

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe? Sag'! —
„Zwei Seelen und ein Gedanke,"
„Zwei Herzen und ein Schlag!"

Und sprich! woher kommt Liebe? —
„Sie kommt und sie ist da!"
Und sprich, wie schwindet Liebe? —
„Die war's nicht, der's geschah!"

Und wann ist . . .
Nein! —

Ingomar.

Fahr' fort!

Friedrich Halm.

Parthenia.

Ich weiß nicht weiter!

Ingomar.

(leidenschaftlich).

Sinn' nach!

Parthenia.

Ich sinne nach und kann's nicht finden!
Es kommt wohl wieder bei Gelegenheit.
Und dann — Hier braucht es Rosen! Ei, dort blüht
Ein Strauch, und welche Rosen! — Ich will hin;
Hier hüte mir indessen Kranz und Blumen!

(Sie springt auf, schüttet Blumen und Kranz in Ingomar's Schooß und läuft links im Vordergrunde ab.)

Ingomar

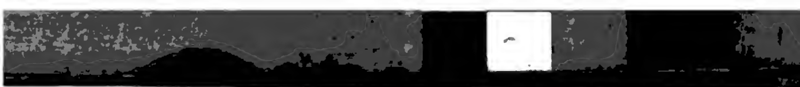
(nach einer Pause, ohne seine Stellung zu verändern, in tiefen Gedanken vor sich hinsprechend).

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

(Der Vorhang fällt.)









Bauernfeld.

Eduard v. Bauernfeld.

Geboren in Wien am 13. Jänner 1802. Frühzeitig verwais't, wuchs er in dürftigen Verhältnissen auf, und mußte, durch seinen lebhaften Geist zu den Studien hingezogen, sich während derselben und selbst noch später durch Unterrichtgeben erhalten. Schon im Knabenalter verrieth er eine besondere Neigung zur Poesie, las und schrieb viel. Sein erstes literarisches Auftreten feierte der neunzehnjährige Jüngling, indem ein kleines Lustspiel „der Magnetiseur", das er seinem literarischen Freunde Halirsch mittheilte, ohne Wissen des Verfassers in der „Cicade" (3. Bd.) im Jahre 1821 abgedruckt wurde. Um das Jahr 1823 erschienen seine ersten Gedichte in der Wiener „Modezeitung". Im Jahre 1826 übernahm B. die Leitung der Wiener Ausgabe von „Shakespeare" und lieferte an Uebersetzungen: „Die beiden Edelleute von Verona" — „Das Lustspiel der Irrungen" — „Troilus und Cressida" — „Heinrich VIII." — „Antonius und Cleopatra" gemeinschaftlich mit seinem Jugendfreunde, dem jetzigen k. k. General Ferdinand von Mayerhofer; ferner die Gedichte: „Der leidenschaftliche Pilger" und „Tarquin und Lukrezia."

Durch die unausgesetzte Lectüre von Goethe's, auch wohl Tieck's Werken angeregt, produzirte er in den nächsten Jahren mehr als ein Dutzend Dramen, Schauspiele und Lustspiele, der Richtung und Form nach mehr oder minder Nachahmungen der romantischen Schule. Doch wurde nichts davon veröffentlicht, wie überhaupt B. in den Jünglingsjahren eine Art Scheu vor öffentlichem Auftreten hegte, mit den damaligen literarischen Notabilitäten Wiens gar nicht bekannt war und sich nur zu einem kleinen Kreise gleichgesinnter Freunde hielt. Die bedeutendsten darunter waren der Maler Moriz von Schwind und Franz Schubert. Durch den Letzteren erhielt Bs. musikalische Richtung eine

weitere reiche Nahrung. Sein Lehrer auf dem Klaviere war der berühmte Compositeur des „Dorfbarbier" Johann Schenk.

Im Jahre 1825 waren die juridischen Studien vollendet, der Winter 1825/26 ging hin, ohne daß sich B. entschließen konnte, weder in Staatsdienste zu treten noch eine Hofmeisterstelle anzunehmen, die sich darbot. Im Jahre 1826 begleitete er seinen Freund Mayerhofer, damals k. k. Oberlieutenant, dem die Grenzberichtigung zwischen Tyrol und Kärnthen aufgetragen war, und brachte den ganzen Sommer im Hochgebirge zu. Zurückgekehrt mußte er sich endlich zu einer Standeswahl entschließen. Am 1. September 1826 trat er als Konzeptspraktikant der k. k. nied. österreich. Regierung ein und wurde dem Departement in schweren Polizeiübertretungen zugewiesen. Als ein heiter ironischer Zufall mag es erwähnt werden, daß acht Tage vorher, sein und Schuberts Name in der geistig cynischen, witzig originellen „Ludlam" auf der Tafel angeschrieben worden. Inzwischen wurde die Gesellschaft von der Polizei aufgehoben und der Prozeß kam in das Departement, in welchem B. diente.

Im Winter 1826 wurde er mit Grillparzer bekannt, der wie auf Jeden, der sich eines nähern Umganges mit dem genialen Dichter je erfreute, einen bedeutenden Einfluß auf B. nahm und sich sehr wohlwollend über dessen dramatische Versuche aussprach. Von bedeutenden Persönlichkeiten kam B. auch noch mit Friedrich Schlegel und Adam Müller in Berührung. Dem Letzteren hatte ein Freund ein sogenanntes romantisches Lustspiel von B. „Die Geschwister von Nürnberg" mitgetheilt. Es ist dasselbe Stück, das 1824 geschrieben, im Jahre 1840 behufs der Aufführung im Burgtheater umgearbeitet und — verdorben wurde; indem das jugendlich Frische, das poetisch Naive verwischt und hingegen des Theatralischen nicht genug hinzugethan worden war. Adam Müller lobte das Stück und äußerte im Laufe des Gespräches gegen den Dichter: „Das echte Lustspiel muß eine religiöse und politische Idee enthalten." Darin hatte er Recht; aber die Adam Müller'sche Politik und religiöse Mystik sagten der frischen, gesunden Natur Bs. wenig zu, und er brach den Umgang ab.

Wie echte Talente stets, zweifelte unser Dichter, angewohnt die höchsten Meister ins Auge zu fassen, in künstlerischer Bescheidenheit irgend ein Bedeutendes, die Aufgabe, die er sich selbst stellte, Lösendes hervorbringen zu können. So sehr auch die Freunde seine ersten Arbeiten, sein poetisches Vermögen anerkannten, ihm genügte es wenig,

zumeist aber verzweifelte er, irgend ein Praktisches zu Stande zu bringen; seine romantischen Versuche waren fürs Theater unbrauchbar. Er suchte sich Gewalt anzuthun und schrieb ein Lustspiel in moderner Weise: „Leichtsinn aus Liebe" oder „Die Täuschungen." Es wurde Schreyvogel noch im Winter des Jahres 1826 übergeben, welcher das Talent darin sogleich erkannte und es trotz der vielfach diesem trefflichen Manne nachgerühmten Förderung jugendlichen, echt künstlerischen Strebens, doch erst im Sommer 1827 der Censur überreichte! Dem Verfasser wurde auch gestattet, sich im Vorzimmer des Grafen Czernin eine Eintrittskarte ins Hofburg-Theater abholen zu dürfen, so oft er in dasselbe gehen wollte — was damals täglich der Fall war. Inzwischen ging das ganze Jahr 1827 vorüber und noch immer waren Hindernisse gegen die Aufführung des Lustspiels. In der Verzweiflung — möge ihn oft noch eine solche zu gleichem Entschlusse bringen! — schrieb der Dichter ein neues Lustspiel: „Der Brautwerber" in fünf Akten und Alexandrinern. Hofrath Mosel war ganz entzückt über die Verse, Schreyvogel lobte das Stück, selbst Grillparzer erklärte es für das Beste des Verfassers. So kam es denn im September 1828 endlich zur Aufführung und erhielt eine Art „Erfolg der Achtung." Der Dichter war wie zerschmettert. Seine Lebenshoffnung war dahin. Wie er die ersten Verse auf der Bühne hörte, ward es ihm klar, das Werk sei verfehlt. Er verzweifelte gänzlich an seinem Talente. Es war ihm nach der Aufführung unmöglich ein Gasthaus zu besuchen, wo die Freunde Schwind, Schubert, Grillparzer u. A. ihn erwarteten. Er ging nach Hause und floh am folgenden Morgen aufs Land. Vom Bureau aus bewilligte man ihm 14 Tage Urlaub zu seiner „Erholung." Er brachte diese Zeit bei einer befreundeten Familie im Gebirge zu. Die guten Leute, denen das Stück wirklich gefallen hatte, begriffen des Dichters Verzweiflung nicht und suchten ihn zu trösten.

Unser Dichter sagt einmal:

„Und selbst ein Wunder ist die Jugend."

In der Jugend erholt man sich bald. B. schrieb rastlos weiter. Im Jahre 1829 allein neun Stücke, darunter „Fortunat." Schreyvogel, der am Autor Antheil nahm, wollte demungeachtet von einer weiteren Aufführung nichts wissen. Ging er von Goethe's Grundsatze aus: „Einem wahren Talente muß man Hindernisse in den Weg legen?" Endlich entschloß er sich doch zu dem früher zurückgelegten Lustspiele: „Leichtsinn aus Liebe." Im Jahre 1826 geschrieben, ward es im Jahre

12*

Eduard v. Bauernfeld.

1830 etwas umgearbeitet und kam am 12. Jänner 1831 zur Aufführung — es gefiel in ganz ungewöhnlicher Weise und wird noch jetzt häufig und gern gesehen. Die Geschichte dieses Stückes ist einer zu den vielen Belegen, wie unsere Bühnen sich oft an den besten Talenten versündigten und — versündigen werden. Unserm Dichter war die freudige Zuversicht, wie sie glückliche Erfolge verleihen, in einer Zeit vorenthalten, welche die Schaffenslustigste ist. Aber noch schwellte der Beifall den Muth des glücklicher Weise noch jungen Autors.

Er schrieb, von der romantischen Richtung abbeugend „das Liebesprotokoll," welches noch in demselben Jahre, am 30. August 1831 zur Aufführung kam. Durch die trefflichen Schauspieler Korn, Löwe, Costenoble, Wilhelmi, Fichtner, Caroline Müller, Therese Peche, fanden der wie Champagner leicht und duftig perlende Dialog, die frische Szenenfolge, der muntere Witz dieses Lustspieles — welche Eigenschaften, zu denen sich noch ein sittlicher Ernst gesellte, auch alle späteren Lustspiele Bs. auszeichnen, — lebhaftesten Beifall.

Der Verfasser machte sichs nun leicht und produzirte munter fort. So kamen zur Aufführung im Jahre 1832: „Der Musikus von Augsburg" — „Das letzte Abenteuer" — im Jahre 1833: „Der Zauberdrache" — „Helene" — im Jahre 1834: „Die Bekenntnisse" — „Franz Walter" — im Jahre 1835: „Fortunat" — „Bürgerlich und Romantisch."

„Fortunat" wurde im Josephstädter Theater aufgeführt und mißfiel völlig. Czernin hatte das Stück fürs Hoftheater zurückgewiesen. Der Verfasser ging zum Kaiser Franz, um die Aufführung durchzusetzen, was ihm aber nicht gelang. Als interessant müssen wir noch bemerken, daß Grillparzer auf das oben genannte Lustspiel: „die Bekenntnisse," das in zwei Akten geschrieben war, wesentlichen Einfluß nahm. Er veranlaßte den Verfasser zu einem dritten Akte, den er zum Theil nach der Skizze, die Grillparzer entwarf, ausführte.

Im Jahre 1836 kam „Der literarische Salon" zur Aufführung. Das Stück war zum Theil gegen die sogenannte junge Poesie gerichtet; doch fühlten sich gleichfalls einige Personen der Journalistik angegriffen. Die Sensation, die dieses Stück am ersten Abende hervorrief, veranlaßte die Polizei, eine zweite Aufführung des Stückes, dann auch die Drucklegung zu verbieten. In demselben Jahre wurden noch dargestellt: „Das Tagebuch" — „Die Kunstjünger" — im Jahre 1837: „Der Vater" — „Der Selbstquäler" — im Jahre 1838: „Zwei Familien" —

Eduard v. Bauernfeld.

„Der Talisman," letzteres Lustspiel nach Beaumont und Fletchers „the litle french lawyer" gelangte nur in Berlin zur Aufführung.

Im Jahre 1839 brachten die Bühnen kein neues Stück Bs.; im Jahre 1840 erschienen: „Die Geschwister von Nürnberg" — „Ernst und Humor", im Jahre 1841: „Die Gebesserten", im Jahre 1842: „Industrie und Herz."

Unter diesen gefielen die modernen, die sogenannten Conversationsstücke am Meisten. Die romantischen Stoffe, welche der Dichter nach früheren, jugendlichen Entwürfen für die Bühne bearbeitete, wie „Der Musikus von Augsburg" — „Fortunat" — „Die Geschwister von Nürnberg" sprachen weniger an.

Im Ganzen hatte der Dichter dem Burgtheater Stücke für das Repertoire geliefert, welche der Cassa sehr bedeutende Einnahmen, ihm selbst aber wenig materiellen Vortheil verschafften, denn das ärmliche Honorar von 200—300 fl. C. M. ist wohl, den vielen Tausenden gegenüber, die sie einbrachten, nicht nennenswerth. Ein Schritt, welchen er mit Friedrich Halm unternahm, um den obersten Kämmerer, den Landgrafen Fürstenberg zur Einführung der Tantieme zu vermögen — ein schönes Verdienst, das später Franz von Holbein sich zu erwerben glücklicher war — hatte keinen Erfolg. Zu bedauern war nur, daß Grillparzer sich bei jenem Schritte ausgeschlossen.

Die Zeit war inzwischen ernster geworden und unser Dichter gleichfalls. Seine Lustspiele, so sehr sie auch dem Publikum gefielen, genügten ihm selbst nicht mehr. Tiefere Stoffe zu behandeln, hinderte die Censur. Diese ist, wie an so vielen Talenten des Vaterlandes, vielleicht insbesondere an dem edlen B. zur Verbrecherin geworden. Er dachte an Auswanderung, da er überdies von Seite der Behörden manche Plackereien zu erfahren hatte. In früheren Jahren hatten ihn Grillparzer und Schreyvogel durch ihre Autorität abgehalten, eine Stellung irgendwo in Deutschland, „draußen" wie wir leider wieder sagen müssen, zu suchen; zu dem konnte er nirgends erwarten, so treffliche Darsteller für seine Lustspiele zu finden — er blieb also und alterte in Oesterreich, wie das Theater, wie Oesterreich. Seine trübe Stimmung erzeugte die Brochure: „Pia Desideria eines österreichischen Schriftstellers", vorzugsweise gegen die Censur gerichtet; zugleich wendete er sich vom Theater gänzlich ab und unternahm im Jahre 1843 — mehr um für seine Angehörigen zu sorgen, als für sich selbst — die Uebersetzung der Werke von Boz, gegen ein nicht unbedeutendes Honorar.

Eduard v. Bauernfeld.

„Die Pickwickier“ — „Oliver Twist“ — „Barnaby Rudge“ sind in Bs. Uebersetzung erschienen.

Das Theater schlummerte aber doch immer im Hintergrunde. Im September 1844 wurde „Ein deutscher Krieger“ geschrieben, welcher im Dezember desselben Jahres zur Aufführung kam und neben seiner künstlerischen, poetischen Wirkung auch die einer politischen Demonstrazion, wenigstens in Oesterreich, hervorbrachte.

In demselben Monate fand ein Festessen für den edlen deutschen Patrioten Friedrich List statt, bei welchem B. nach einer kleinen Eingangsrede ein Gedicht „Zollverein“ vortrug, in welchem die Verse vorkamen:

„Und wenn die Gedanken erst zollfrei sind,
Dann wollen wir weiter sprechen.“

Der damalige Hofkammer-Präsident, des Dichters Chef, Freiherr von Kübek, zog ihn dafür zur Rechenschaft, versicherte ihn auch, daß er sich damit seine Zukunft verderbe und daß derlei Aeußerungen mit seinem „Eide als Beamteter“ im Widerspruche seien. B. erwiederte: Dasjenige, was er erreicht habe (es ward ihm nämlich nach sechszehnjähriger Praxis als Praktikant, eine Conzipistenstelle bei der — Lottodirekzion mit 800 fl. zu Theil) sei so gering, daß er vermuthlich gar keine Zukunft habe; übrigens sei er jeden Augenblick bereit, den Beamteten dem Schriftsteller zum Opfer zu bringen. Damit war die Sache abgethan.

Zur selben Zeit verfaßte B. das Promemoria der österreichischen Schriftsteller wegen Verbesserung der Censurzustände. Wie schwierig es war, gewisse Celebritäten der Literatur und Beamtenwelt zur Unterschrift zu vermögen, wird Jeder wissen, welcher thätig an der Sache Antheil nahm, dies mag auch die Bs. Geiste sehr ferne Zahmheit der Schrift entschuldigen.

Im Frühjahre 1845 machte B. einen kurzen Ausflug nach Paris und London. Was er von Frankreich und England sah, zeigte ihm nur schmerzlicher und deutlicher, wie machtlos und dem Zerfallen nahe sein Vaterland sei. Bei der Rundreise durch Deutschland fand er die Stimmung der süddeutschen Opposizion äußerst gereizt gegen Oesterreich. Er erinnert sich eines längeren Gespräches, welches er in Mannheim mit Mattby, Itzstein, Hecker (alle drei damals so ziemlich Einer und derselben Richtung angehörig!) und andern Mitgliedern der badischen Kammer führte. Alle fielen über Oesterreich her, und B. hatte Mühe ihnen

begreiflich zu machen, welche gesunden und kräftigen Elemente in Oesterreich schlummerten, und wie nur die damals noch herrschende und im Absterben begriffene Gerontokratie eine weitere lebendige Entwickelung vor der Hand verhindere.

Nach Wien zurückgekehrt, erschienen ihm hier die Zustände noch drückender, immer ertödtender. Er befreite sich von ihnen durch eine Posse, welche im November 1846 unter dem Titel: „Großjährig" zur Aufführung kam und die eigentlich nichts mehr, noch weniger als eine Verspottung des alten bureaukratischen Systems war. Man sah aber hinter den Gestalten des Stückes andere wirkliche, oder, meinte sie zu sehen, es machte eine Wirkung, wie außer „Ein deutscher Krieger" kaum ein anderes von unserem Dichter, besonders in den Provinzen. Uebrigens machte man bonne mine au mauvais jeu und verbot es nach der Aufführung nicht mehr.

Um die aufgewühlten! Gemüther zu beruhigen, schrieb B. darauf ein Paar unschuldige Lustspiele: „Unterthänig" und „Der Ritter vom Stegreif", welche im Jahre 1847, wie der Dichter wohl zu streng meint, „glücklich durchfielen."

Inzwischen war die Gährung gestiegen und B. hatte die unerwünschte Ehre zu genießen, daß das Hofburgtheater sein „Großjährig" ein halbes Jahr vor den Märztagen nicht mehr aufzuführen wagte. Als endlich im Jänner 1848 das oberste Censurcollegium — die letzte morsche Barrikade, die Sedlnizky baute — eingeführt wurde, ward das dem Schriftsteller B. zu bunt, und er begab sich zum damaligen Minister des Inneren, um ihm seinen Entschluß zu eröffnen, seine Anstellung, so wie überhaupt Oesterreich, aufgeben zu wollen. Der Minister rieth ihm ab, trug ihm aber einen längeren Urlaub zu einer Reise nach Deutschland an mit dem Bemerken: „daß die österreichischen Reformen ja doch vor der Thüre stünden."

Die Märztage kamen, an denen B. in so weit Antheil nahm, daß er am 15. März Nachmittags, während die Gährung den Culminationspunkt erreicht hatte, mit seinem Freunde Anastasius Grün den eben angekommenen Erzherzog-Palatin bei Hofe aufsuchte, um ihm auf das Dringendste auseinander zu setzen, daß die allgemeine Aufregung sich nur durch die bestimmte Zusage einer Constitution beschwichtigen lasse. Auf Ersuchen des Palatins schrieb B. den Entwurf eines dahin zielenden Aufsatzes nieder, welchen der Palatin in den Staatsrath mitnahm. Seine Audienz beim Erzherzoge Franz Carl in der gleichen Absicht hatte

entschiedenen Erfolg — doch wir wollen den Memoiren des Dichters, die er uns vielleicht schenken wird, nicht vorgreifen.

Die Erlebnisse und Eindrücke in den Märztagen hatten Bs. nervöse Natur im Innersten erschüttert. Seine Aufregung wuchs am 16. und 17. März, er hatte fünf Tage und Nächte kein Auge geschlossen, und brach sich endlich am 18. März — seinem Namenstage — in einer gewaltigen Gehirnentzündung. Drei Tage schwankte er zwischen Tod und Leben. Im April war er in so weit hergestellt, daß er eine Reise nach der Steyermark unternehmen konnte. Die Wahl zum Deputirten nach Frankfurt, — welche Stelle man ihm in Graz antrug, wie früher in Wien — war er genöthigt auszuschlagen, da er sich in Folge der Krankheit einer dauernden Anstrengung nicht gewachsen fühlte; doch schrieb er in Graz im April 1848 ein satyrisch-humoristisches Drama: „Die Republik der Thiere" und begrüßte so mit manchem satyrisch-geißelnden, wohl auch manchem prophetischen Worte die neue Zeit, die lange zuvor in dem edlen Dichter lebte, die er kräftig in Schrift und Wort mit heran zu bilden thätig war. In Schrift und Wort: daher vielleicht das Motto, das er in Beziehung auf manche Freundeswarnung unter ein ihm zu Ehren veranstaltetes lithographirtes Portrait schrieb:

„Lieber unvorsichtig als unwahr."

Nach Wien am 16. Mai zurückgekehrt mußte er bald wieder zu Eisumschlägen Zuflucht nehmen und wählte einen Landaufenthalt, wo er bis Ende September blieb.

Bei einer rein künstlerischen Richtung, welche nur in den letzteren Jahren von der Politik eine gewisse Färbung erhielt, vorzugsweise zum Theater hingezogen, war es B. niemals eingefallen, eine eigentlich politische Rolle zu spielen, wozu ihm vielleicht nur eine Hauptbedingung: die Rednergabe fehlt. Gediegenes Wissen, eine umfassende Bildung, vor Allem aber eine etwas seltener gefundene Eigenschaft: Charakter, würden ihn aber vorzüglich dazu geeignet machen. Bs. Natur ist eine opposizionelle aber durch und durch humane, und seine Ueberzeugung hat er — was man Wenigen nachsagen kann — niemals gewechselt. Ein Feind der Finsterlinge und der Dummheit, schleudert er gegen Beide manches herbe Wort, das mehr reizt als tief verwundet, weil die dem Dichter innwohnende derb schmollende Gutmüthigkeit ihm die Herbe nimmt. Eben so wenig suchte er eine Anstellung zu erhaschen, was ihm vielleicht zu einer Zeit ein Leichtes gewesen wäre, als einer seiner Jugendfreunde Minister war.

Eduard v. Bauernfeld.

Auch die Journalistik ist nicht sein eigentliches Fach. Die Aufsätze in der „Ost-Deutschen Post" unter dem Titel „Studien" haben mehr eine Humanitäts-, als eine bestimmte politische Richtung.

B. ist entschlossen, jetzt, wo die Presse und das Theater (?) frei sind, sich mit allen Kräften seiner Kunst zu ergeben. Bisher war wenig zu leisten. Ein neues Nachspiel zu „Großjährig" unter dem Titel: „Der neue Mensch," wurde im Winter 1849 mit Beifall aufgeführt.

Im Dezember v. J. schrieb B. ein Schauspiel: „Sickingen und seine Freunde", worin er der gegenwärtigen deutschen Bewegung ihr Vorbild in der Vergangenheit weist. Wir dürfen hoffen, dieses Drama bald dargestellt zu sehen. Mit einem Lustspiele: „Götzendienst", ist der Dichter eben beschäftigt. Während wir so unsern Dichter in fortgesetztem Schaffen von Werken begriffen sehen, die nicht weniger dem Vaterlande, als ihm selbst zum Ruhme werden; wünschen wir nur, daß das neue Oesterreich geistreicher und verständnißinniger, denn das alte, Talente fördere, wenn es auch solche sind, die nicht auf den materiellen Gebieten ihre Rennbahn finden. Möge das neu gestaltete Vaterland durch Anweisung einer würdigen Stellung dem Dichter Muße zu neuen Schöpfungen gönnen und indem es sich so selbst bereichert, eine Schuld abtragen, die es jedem edlen Talente schuldig ist.

Der Raum dieser Blätter — es ist wohl auch nicht ihr Zweck — gestattet uns nicht eine kritische Entwicklung des dramatischen Talentes unseres Dichters zu geben, ebensowenig einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Scenen mitzutheilen. Es bedarf glücklicher Weise auch dessen nicht, kein deutsches Theater existirt, das nicht Bs. Dramen darstellte, er ist der populärste und beliebteste unter den jetzt lebenden deutschen Lustspieldichtern.

Weniger gekannt in weiten Kreisen ist B. als Lyriker; indem er sich bis jetzt nicht entschließen mochte, seine zahlreichen Lieder zu sammeln. Um so willkommener wird ein voller duftiger Strauß den Lesern dieser schön ausgestatteten Ehrenhalle österreichischer Dichter sein.

Jede Jugend, nicht allein die des Dichters ist lyrisch. Unser Dichter wußte uns die seine in Bild und Lied festzuhalten. Diese erzählen uns von den Wolken und den Sternen, die sein Gemüth verdunkelten oder erhellten. Mit rührender Weltunbefangenheit theilt er uns alle die süßschmerzlichen Erlebnisse seines jungen, damals noch sentimentalen Herzens mit. Seine Lieder sind von keiner mächtigen, aber von einer sanft bewegten Phantasie getragen, er ist nicht bilderstürmerisch, aber um

so mehr plastisch, und Goethe's ruhige Klarheit in Anschauung und in der Form fallen uns ein, wenn wir Bs. Lieder lesen. Das später zum Dramatischen so entschieden hinneigende Talent, gab sich auch in der Lyrik kund; indem der Dichter seine Empfindungen, wie sie sich in und durch die Erscheinungen der Außenwelt spiegelten, in dramatischer Form, davon ein Beispiel in dem schönen Gedichte: „Der Dichter und die Welt" vorliegt, ausprägte. — An's Epische streifte er seltener, doch werden „Das Todtenhemdchen" — „Die Sternthaler" immer Perlen jeder Sammlung deutscher Gedichte sein. Die komischen und neckenden Geister, denen wir in den Lustspielen des Dichters begegnen, werfen aber schon frühzeitig ihre Schatten und Lichter in die Lyrik des Dichters, er wurde humoristisch im edlen Sinne des Wortes und der Satyr ließ zuweilen die Klaue merken. Der die Welt in lyrischer Form betrachtende Mann ist ein anderer, als der in Liedern schwärmende und erwärmende Jüngling. „Das Glück" — „Der Reichstag der Thiere" — sind einzelne Züge des Portraits unseres Dichters auf dem Gebiete der Lyrik.

Wir können nicht anders als mit dem Wunsche, den Jeder theilt, der an der Kunst des Dichters überhaupt Freude hat, schließen, es möge B. gefallen, seine zerstreuten Dichtungen zu sammeln und sich mit einem lyrischen Buche den edelsten Dichtern unseres Vaterlandes anzureihen, das ihn im Reiche des heitern Dramas bereits zu den Ersten gestellt hat.

L. A. Frankl.

Eduard v. Bauernfeld.

Gedichte.

Lyrik.

(1822).

Süßen Wohllaut
Gebildeter Rede,
Tiefer Empfindung
Gemäßigten Lauf
Heischt man vom Liede:
Schmerzenslaute,
Aufschrei des Herzens,
Stammeln und Beben
Muß ich oft geben.

Nutzloser Fund.

Ich streift' am Frühlingsmorgen
So munter durch die Au —
Da hatte sich's verborgen
Im Grase zart und blau.

Das erste Märzenveilchen!
Es duftete so rein;
Ich schaut' es an ein Weilchen —
Es lud zum Pflücken ein.

Und soll ich Dich denn pflücken?
Blüh' immer fort in Lust!
Kann doch mit Dir nicht schmücken
Eine geliebte Brust.

Eduard v. Bauernfeld.

Die Mücken.

Als jüngst mein Mädchen grollte,
Ging ich allein mißmuthig in den Wald;
Und wie ich also ging und sann und dachte
An sie, die einsam nun zu Hause schmollte,
Da koste mir des Maientags Gewalt
Den Unmuth aus dem Herzen bald.
„Zu schöne Zeit, als daß man trauern sollte!"
Dacht' ich bei mir und ging so vor mich hin.
Da ward es Abend — Schwärme grauer Mücken
Begannen in der Luft sich zu verdicken,
Und stachen, weil ich süßen Blutes bin.
„Stecht immerhin!" so rief ich lachend aus;
„Ein bischen Qual ist überall zu Haus.
Es ist d o ch schön an solchen Frühlingstagen,
Ob uns die Mücken auch und Weiber plagen."

In der Krankheit.

Decke mich mit Deinen Schwingen
Jetzt, Du starker Tod, noch nicht.
Manches möcht' ich gern vollbringen
So im Leben, im Gedicht.

Manches Mannes Lieb' erwerben,
Küssen manchen schönen Mund;
Götter! lasset mich nicht sterben,
Sondern macht mich recht gesund.

Die Lerche.

O hätt' ich Flügel so wie Du,
Ich schwänge mich hinauf,
Ich schwänge mich ohne Rast und Ruh'
Bis zu der Sterne Lauf.

Eduard v. Bauernfeld.

„Wie lieblich hier im sonnigen Blau,
Das mich so mächtig zieht!
Mein kleines Leben taugt mir just
Zu einem kleinen Lied.“

Das Kind schläft.

Die Mutter lullt den Knaben
Mit süßen Liedern ein;
Er will's nicht anders haben,
Sie muß am Bettchen sein.

Wie kann's der Schelm nur wissen,
Ob sie am Bette sitzt,
Der kaum aus seinem Kissen
Mit halbem Auge blitzt?

Und wie er ohne Kummer
Frisch athmend, rosig liegt! —
Das ist ein süßer Schlummer,
In den die Lieb' uns wiegt.

Beschränkung.

Kannst Du das Schönste nicht erringen,
So mag das Gute Dir gelingen;
Ist nicht der große Garten Dein,
Wird doch für Dich ein Blümchen sein;
Nach Großem dränget Dich die Seele?
Daß sie im Kleinen nur nicht fehle!
Thu' heute recht — das ziemte Dir:
Der Tag kommt, der Dich lohnt dafür.
So geh' es Tag für Tag: doch eben
Aus Tagen, Freund, besteht das Leben;
Gar viele sind, die das vergessen:
Man muß es nicht nach Jahren messen.

Eduard v. Bauernfeld.

Die Mücken.

Als jüngst mein Mädchen grollte,
Ging ich allein mißmuthig in den Wald;
Und wie ich also ging und sann und dachte
An sie, die einsam nun zu Hause schmollte,
Da koste mir des Maientags Gewalt
Den Unmuth aus dem Herzen bald.
„Zu schöne Zeit, als daß man trauern sollte!“
Dacht' ich bei mir und ging so vor mich hin.
Da ward es Abend — Schwärme grauer Mücken
Begannen in der Luft sich zu verdicken,
Und stachen, weil ich süßen Blutes bin.
„Stecht immerhin!“ so rief ich lachend aus;
„Ein bischen Qual ist überall zu Haus.
Es ist doch schön an solchen Frühlingstagen,
Ob uns die Mücken auch und Weiber plagen.“

In der Krankheit.

Decke mich mit Deinen Schwingen
Jetzt, Du starker Tod, noch nicht,
Manches möcht' ich gern vollbringen
So im Leben, im Gedicht.

Manches Mannes Lieb' erwerben,
Küssen manchen schönen Mund;
Götter! lasset mich nicht sterben,
Sondern macht mich recht gesund.

Die Lerche.

O hätt' ich Flügel so wie Du,
Ich schwänge mich hinauf,
Ich schwänge mich ohne Rast und Ruh'
Bis zu der Sterne Lauf.

Eduard v. Bauernfeld.

„Wie lieblich hier im sonnigen Blau,
Das mich so mächtig zieht!
Mein kleines Leben taugt mir just
Zu einem kleinen Lied.“

Das Kind schläft.

Die Mutter lullt den Knaben
Mit süßen Liedern ein;
Er will's nicht anders haben,
Sie muß am Bettchen sein.

Wie kann's der Schelm nur wissen,
Ob sie am Bette sitzt,
Der kaum aus seinem Kissen
Mit halbem Auge blitzt?

Und wie er ohne Kummer
Frisch athmend, rosig liegt! —
Das ist ein süßer Schlummer,
In den die Lieb' uns wiegt.

Beschränkung.

Kannst Du das Schönste nicht erringen,
So mag das Gute Dir gelingen;
Ist nicht der große Garten Dein,
Wird doch für Dich ein Blümchen sein;
Nach Großem dränget Dich die Seele?
Daß sie im Kleinen nur nicht fehle!
Thu' heute recht — das ziemte Dir:
Der Tag kommt, der Dich lohnt dafür.
So geh' es Tag für Tag: doch eben
Aus Tagen, Freund, besteht das Leben;
Gar viele sind, die das vergessen:
Man muß es nicht nach Jahren messen.

Eduard v. Bauernfeld.

Guter Rath.

Bist Du arm, so kannst Du darben,
Hast Du Wunden, werden's Narben,
Liebt Dein Mädchen einen Andern,
Darfst zur Nachbarin nur wandern.

Aber bist Du Dir zu weise,
Wie erhältst Du Dich im Gleise?
Dies das Mittel: — künd' es weiter! —
Du mußt werden noch gescheidter.

Eigensinn.

Wenn Du schürst und Flammen regst,
Dennoch will's nicht brennen;
Wie Du auch die Scheiter legst,
Wirst's nicht zwingen können.

Aber laß ein Fünkchen Du
Unvorsichtig fallen,
Und die Flamme wird im Nu
Bis zum Himmel wallen.

Bettlerlied.

Betracht' ich ein jedes Geschäft in der Welt,
Ich weiß mir kein besser's, als betteln;
Da kann ich bequem und so wie mir's gefällt,
Das Leben, die Tage verzetteln.
Den Bettler nenn' ich den freiesten Mann,
Der nichts hat und auch nichts verlieren kann.

Die Arbeit, die jeder Vernünftige scheut,
Die heiß' ich vom Halse mir bleiben;
Der Gott, der dem Sperling sein Futter streut,
Läßt mich's, wie die Sperlinge treiben:
Sie fliegen und flattern munter und frei,
Hungern ein bischen, und — leben dabei.

Eduard v. Bauernfeld.

Und eigentlich treib' ich, was Jeder thut:
Es betteln die ehrlichsten Leute;
Und nicht Jeder hat meinen frohen Muth,
Zu sorgen nur immer für heute.
Betrachtet das Treiben der Menschen nur recht,
Es ist mir ein ganzes Bettlergeschlecht.

Der bettelt um Reichthum, um Ehre und Macht,
Und Jener um gnädige Worte;
Der Liebende lauert in schweigsamer Nacht,
Und bettelt sich ein in die Pforte;
Es quält sich der Künstler am Musenaltar,
Und erbettelt sich Beifall von thörichter Schaar.

Und schon das Kind eh' es sprechen kann,
Bettelt mit Mien' und Geberde,
Damit es einst, als völliger Mann,
Ein völliger Bettler werde;
Schenk' diesem die Erde, so weit sie bewohnt,
Er will noch dazu die Stern' und den Mond.

Ich aber will mit zufriedenem Sinn
Durch's Leben als Bettler schleichen;
Demüthig reich' ich die Mütze hin,
Und seh' ich den glücklichen Reichen,
So denk' ich mir lächelnd: „Du Stolzer, nur zu!
Ein Bettler bist doch am Ende auch Du."

Das Glück.

„Ei, was stürmst du doch so gerne,
    Auf dem hohen Roß dahin?
Trägt dich wieder in die Ferne,
    Sprich, dein ungemeßner Sinn?

Freund, mein Freund mir ewig theuer,
    Bist so frisch und jung und stark,
Und doch zehrt ein fressend Feuer,
    Scheint's, an deines Lebens Mark." —

Eduard v. Bauernfeld

„„Wenn es zehrt, so laß es zehren;
Willst du wissen, was mich quält?
L i e b e, glühendes Begehren
Ist's, was in der Haft mich hält.““ —

Mit dem Worte sprengt er weiter.
Und der Freund, sein Angesicht
Wendend nach dem wilden Reiter,
Lächelnd, doch mit Milde, spricht:

„Was nicht ist, das kann noch werden!
Nimmer dauert Liebespein;
Viele Mädchen gibt's auf Erden,
Muß es grade diese sein?“ —

„Nun, mein Freund, die Jahre schwanden,
Und ich finde dich zu Haus;
Finde dich in süßen Banden,
Doch du siehst nicht glücklich aus.“

„„Glücklich? Hm! Ich bin's.““ — „Bisweilen!
Aber etwas fehlt dir doch.
Will dein krankes Herz nicht heilen?
Oder drückt das Ehejoch?“

„„Nein, du irrst! Von dieser Seite
Bin ich glücklich, bin beglückt;
Und doch ist die Brust im Streite
Mit dem Kummer, der sie drückt. —

Keine Arbeit will ich meiden,
Rastlos kämpfen Tag und Nacht,
Nur des R u h m ' s, den sie mir neiden,
Nur des Ruhm's bin ich bedacht.““ —

„Was nicht ist, das kann noch werden!
Gönn' dir Ruhe, gönn' dir Rast;
Nur wer ausharrt, wirkt auf Erden,
Drum genieße, was du hast.“ —

Eduard v. Bauernfeld.

Manches lange Jahr vergangen,
Kam der Freund: „Der Ruhm ist dein,“
Rief er, „deine Sterne prangen;
Jetzt doch wirst du glücklich sein?“

„„Glücklich? Ja, ich bin's! doch Alle
Sollten's sein — mein Land ist's nicht!““ —
Jener drauf: „In diesem Falle
Schaffe, was dem Land gebricht.“ —

„„Ja, das will ich! Schaffen, schaffen,
Was kein Anderer zuvor;
Mit des Geistes stärksten Waffen
Heben sie zum Licht empor.

Schon der Knabe wollt' es meinen,
So der Jüngling, so der Mann;
Glücklich preis' ich nur den Einen,
Der ein Volk beglücken kann.““ —

„Was nicht ist, das kann noch werden!
Völker sind wie Wolk' und Wind,
Und sie leben hin auf Erden,
Glücklich, wie sie eben sind.“ —

Viele, viele Jahre schwanden,
Und der Staatsmann, hoch geehrt,
Gab den vielverzweigten Landen,
Was das Land, die Zeit begehrt.

Von der reinsten Gluth getrieben,
War's ihr Glück, worauf er sann,
Und im Kreise seiner Lieben,
Saß der kräftig-alte Mann.

Und der Freund, so treu und bieder,
An dem Stabe, kam gebückt;
„Herr,“ so rief er, „sieh mich wieder;
Bist du endlich nun beglückt?“ —

Eduard v. Bauernfeld

„„Wenn es zehrt, so laß es zehren;
Willst du wissen, was mich quält?
Liebe, glühendes Begehren
Ist's, was in der Haft mich hält.““ —

Mit dem Worte sprengt er weiter.
Und der Freund, sein Angesicht
Wendend nach dem wilden Reiter,
Lächelnd, doch mit Milde, spricht:

„Was nicht ist, das kann noch werden!
Nimmer dauert Liebespein;
Viele Mädchen gibt's auf Erden,
Muß es grade diese sein?“ —

„Nun, mein Freund, die Jahre schwanden,
Und ich finde dich zu Haus;
Finde dich in süßen Banden,
Doch du siehst nicht glücklich aus.“

„„Glücklich? Hm! Ich bin's.““ — „Bisweilen!
Aber etwas fehlt dir doch.
Will dein krankes Herz nicht heilen?
Oder drückt das Ehejoch?“

„„Nein, du irrst! Von dieser Seite
Bin ich glücklich, bin beglückt;
Und doch ist die Brust im Streite
Mit dem Kummer, der sie drückt. —

Keine Arbeit will ich meiden,
Rastlos kämpfen Tag und Nacht,
Nur des Ruhm's, den sie mir neiden,
Nur des Ruhm's bin ich bedacht.““ —

„Was nicht ist, das kann noch werden!
Gönn' dir Ruhe, gönn' dir Rast;
Nur wer ausharrt, wirkt auf Erden,
Drum genieße, was du hast.“ —

Eduard v. Bauernfeld.

Manches lange Jahr vergangen,
Kam der Freund: „Der Ruhm ist dein,“
Rief er, „deine Sterne prangen;
Jetzt doch wirst du glücklich sein?“

„„Glücklich? Ja, ich bin's! doch Alle
Sollten's sein — mein Land ist's nicht!““ —
Jener drauf: „In diesem Falle
Schaffe, was dem Land gebricht.“ —

„„Ja, das will ich! Schaffen, schaffen,
Was kein Anderer zuvor;
Mit des Geistes stärksten Waffen
Heben sie zum Licht empor.

Schon der Knabe wollt' es meinen,
So der Jüngling, so der Mann;
Glücklich preis' ich nur den Einen,
Der ein Volk beglücken kann.““ —

„Was nicht ist, das kann noch werden!
Völker sind wie Wolk' und Wind,
Und sie leben hin auf Erden,
Glücklich, wie sie eben sind.“ —

Viele, viele Jahre schwanden,
Und der Staatsmann, hoch geehrt,
Gab den vielverzweigten Landen,
Was das Land, die Zeit begehrt.

Von der reinsten Gluth getrieben,
War's ihr Glück, worauf er sann,
Und im Kreise seiner Lieben,
Saß der kräftig-alte Mann.

Und der Freund, so treu und bieder,
An dem Stabe, kam gebückt;
„Herr,“ so rief er, „sieh mich wieder;
Bist du endlich nun beglückt?“ —

Eduard v. Bauernfeld.

Jener faßte, kaum erkennend
Erst die wankende Gestalt,
Doch für Freundschaft heiß entbrennend,
Jenes Greisen Hand, so kalt.

Und sie dachten alter Zeiten,
Alten Schmerzes, alter Lust, —
Dachten an das wilde Streiten
Der bewegten Jünglingsbrust.

„„Ja, ich steh' am hohen Ziele,““
Rief der Edle lebhaft aus,
„„Und beglückt durch mich sind Viele,
Glücklich ist mein Land, mein Haus.

Ob mir selbst das Glück beschieden?
Wechselnd ist des Menschen Sinn!
Nun, Ihr seid — Ihr seid zufrieden,
Gilt's doch gleich, ob ich es bin.

Aber deine Kniee wanken, —
Freund, dein Angesicht ist bleich.““ —
„Ei, ich war nur in Gedanken.“ —
„„Schwindelt dir?““ — „Es gibt sich gleich.“ —

„„Nimm den Arm!““ — „Es wird sich geben —
Sag' erst, ob du glücklich bist?“ —
„„Glücklich? Ach, wer ist's im Leben?
Und wer glaubt es, wenn er's ist?

Nur im ewig Weiterschreiten,
Ja, im Streben nur ist Glück, —
Drum gib jene frühern Zeiten,
Gib die Jugend mir zurück!““

„Was nicht ist, das kann noch werden,
Abendroth — ist Morgenroth“ —
Lächelnd sinkt der Greis zur Erden,
Die die letzte Rast ihm bot.

Eduard v. Bauernfeld.

Das Todtenhemdchen.

(Musik von Franz Schubert.)

Starb das Kindlein.
Ach, die Mutter
Saß am Tag und weinte, weinte,
Saß zur Nacht und weinte.

Da erscheint das Kindlein wieder,
In dem Todtenhemd, so blaß;
Sagt zur Mutter: „Leg' Dich nieder!
Sieh mein Hemdchen
Wird von Deinen lieben Thränen
Gar so naß,
Und ich kann nicht schlafen, Mutter!“ —

Und das Kind verschwindet wieder,
Und die Mutter weint nicht mehr.

Die Sternthaler.

Es zog ein kleines Mädchen
Wohl über Feld und Land,
Und hatt' ein bischen Essen,
Das trug es in der Hand.

Da weint' es schwer und bitter:
„Wie bin ich doch allein!
Ach, ohne Vater, Mutter —
Und bin so schwach, so klein!“

Und wie sie also seufzet,
Da naht ein alter Mann
Auf Krücken, und er fleht sie
Um eine Gabe an.

Sie gibt ihm gleich ihr Essen:
Der läßt sich wohl gescheh'n.
Bald sieht sie drauf ein kleines,
Barhauptes Kindlein steh'n.

Eduard v. Bauernfeld.

Dem gibt sie ihre Mütze;
Und weiter fort am Fluß
Sitzt ein halbnacktes Mädchen,
Das wohl recht frieren muß.

Dem gibt sie gleich ihr Leibchen,
Und hüllt es selber ein,
So schenkt sie auch ihr Röckchen
Einem Bettelkindelein.

Und wie sie in den Wald kam,
Da lag ein krankes Kind,
Das schauderte gar bänglich
Vor jedem schwachen Wind.

„Ei“ denkt das fromme Mädchen,
„Es ist ja eitel Nacht!“
Und gab das Hemd vom Leibe —
Das hat sie gut gemacht.

Da plötzlich zog der Nebel
Hernieder auf das Land,
Und wob ihr um den Körper
Das niedlichste Gewand.

Und funkelhelle Sterne
Dreh'n sich vom Himmel los,
Und rollen als blanke Thaler
Dem Mädchen in den Schoß.

Eduard v. Bauernfeld.

Das Leben ein Tanz!*)

Wien, Du Hauptstadt der Phäaken,
Sprich, was bist Du so verwandelt?
Einöd' ist Dein Wurstelprater,
Wie Dein neues Carl-Theater.

Und Dein „Spaß", der allberühmte,
Klingt von keiner Lippe wieder;
Scholz und Nestroy, Deine Liebling',
Zwingen Dir kein Lächeln ab mehr.

Ernsthaft schreiten meine Wiener,
Sitzen ernsthaft selbst im Bierhaus;
„Lloyd" und „Presse" in der Hand
Nippen sie kaum aus dem Glase.

Ei, Du altes, dickes Wien,
Fallstaff Du der deutschen Städte,
Munt'rer, sorgenloser Schlemmer,
Viel beneidet von den Andern —

Sag', was hat Dich so verwandelt?
Sag', was ist aus Dir geworden?
Und was soll aus Dir noch werden,
Wenn Du fortfährst so zu maulen?

*) Am 27. September 1849, dem Begräbnißtage des Walzer-Komponisten Johann Strauß.

Eduard v. Bauernfeld.

Sieh, das waren schöne Zeiten,
Als Du noch voll Unschuld lasest
Bäuerle's Theater-Zeitung,
Und der Müller applaudirtest.

Selig pochte Dir das Herzchen,
Wenn das Blatt mit grünem Umschlag
Dir in's Haus geschmuggelt ward,
Die „Grenzboten" — weißt? Aus Leipzig.

Und wie munter war's im Gasthaus!
Damals thatst Du rasche Züge,
Und schlugst herzhaft auf den Tisch:
„Anders muß es werden!" riefst Du.

„Und Reformen müssen kommen!
Und die alten Herren sollen
Uns nicht länger cujoniren,
Oder — — Kellner, noch ein Seidel!" —

Nun, jetzt ist ja Alles anders,
Die Reformen sind gekommen,
Statt der alten Herren neue,
Was Dein Herz verlangt — und mehr.

Scheint's doch fast, als wär' das Neue
Dir zu viel, das Alte besser,
Wo Du lebtest selig-froh, halb
Kinderspiel', halb — nichts im Herzen.

Arme Menschlein, die nicht wissen,
Was sie wünschen, die nicht wünschen,
Was sie sollen, und für die ein
And'rer wollen muß und handeln!

Menschen brauchen Leiter, Führer,
Und die Führer sind gar selten;
Doch das gute alte Wien
Hatte einen prächt'gen Leiter.

Eduard v. Bauernfeld.

Strauß mit seiner Zauber-Geige
Führte sie zu Sang und Tanze;
Strauß mit seiner Wiener-Geige
In Paris berühmt und London.

Uebern Ocean hinüber
Klangen seine stürm'schen Walzer,
Lockend die erwünschten Dollars
Aus der Yankees schwerem Geldsack.

„Das ist Strauß, das ist der Wiener,
Das ist Wien“ — so hieß die Losung,
Und man konnte Wien nicht denken
Ohne Strauß und ohne Sperl!

Armes Wien! Die Götter haben
Dich nicht lieb mehr, denn sie nahmen
Dir Dein Liebstes — Deinen Strauß,
Deinen letzten Trost und Ruhm.

Recht ist's, daß die Straßen wimmeln,
Daß die Trauerglocken tönen,
Daß die Kunstgenossen klagend
Ihres Meisters Hülle tragen.

Was da singt und klingt und springt,
Alle harmlos-freud'ge Lust,
Heute fördern wir's zur Ruh', heut'
Wird das alte Wien begraben.

Schmückt den Hügel, der es birgt,
Immer frisch mit Blumenkränzen,
Und das holde Wort: „Das Leben
Ein Tanz“ — zeichnet auf das Denkmal.

Ja, das Leben ist ein Tanz!
Und ein Waffentanz mitunter,
Und ein Todtentanz bisweilen —
Ein Charaktertanz gar selten.

Eduard v. Bauernfeld.

Altes Wien, Dir war's ein Walzer,
Der zuletzt im tollen Rasen
Bis zum Veitstanz umgeschlagen —
Und jetzt liegst Du da, ermattet!

Aber frischen Muth und sammle
Deine Kräfte! Mit dem Hopsen
Ist es freilich jetzt vorüber —
Neuen Kunsttanz mußt Du lernen.

Doch nicht vor der Bundeslade,
Vor dem goldnen Kalbe sollst Du
Mit den Börseleuten springen —
Pfui, das würde Dir nicht ziemen!

Nein! der neue Tanz ist ernsthaft,
Eine Gattung Eier-Tanzes,
Daß Du nimmermehr zertretest
Junger Freiheit erste Saaten.

Knüpfe feierlich den Reigen
Hand in Hand mit allen Besten,
Und in edlen Gruppen suchet
Euch harmonisch zu bewegen.

Keine niedrige Gebärde
Darf der neue Tänzer zeigen;
Hat er erst die rechte Haltung,
Takt und Tempo wird sich finden.

Viele Mühe braucht's und Uebung,
Sich die Schritte anzueignen,
Und daß Einer tanzen könne,
Muß er erstlich — gehen lernen.

Doch ein Kind mit Gottes Hilfe
Lernt wohl gehen, endlich laufen,
Bis es sich im Festestanze
Herrlich, rhythmisch-frei bewegt!

Eduard v. Bauernfeld.

Neues Wien, drum fasse Muth!
Laß Dich aus dem Kreis nicht schleudern,
Blos um zuzuschauen, wie
Die „Drei-Königs-Tänzer“ meinen.

Nichts da! Du gehörst zum Ganzen,
Ohne Dich wär' eine Lücke,
Und Du sollst mir noch, das schwör' ich,
Ehrlich Deinen Deutschen tanzen.

Der Dichter und die Welt.

Dichter (im Traume).

Kräftig möcht' ich es erfassen,
Möcht' es außer mir gestalten,
So mein Lieben und mein Hassen
Lebend Euch entgegenhalten.

Chaos.

Wähle, wähle!
Welten gähren
In der Seele.
Willst die Kunst
Du bewähren,
Muß die Gunst
Dir gehören.
Die Gestalten
Wie sie drängen,
Sich entfalten,
Dich beengen!
Misse, meide
Ihrer Keine,
Doch entscheide
Dich für Eine.

Dichter, (wie oben.)

Wehe, wehe!
Ich vergehe!
Dieser Stoff bleibt ungebändigt!
Welche Form faßt diese Mengen?
Wie sie toben, wie sie drängen!
Wird die Schöpfung je geendigt?

Eduard v. Bauernfeld.

Musa.

Ruhe, Frieden!
Schau! sie steigen vor Dir auf —
Folge kühn dem kühnen Lauf!
Was Du greif'st, ist Dir beschieden.

Sterne.

Bei Tages hellem Angesicht
Magst Manches Du verrichten;
Doch einzig ist das Sternenlicht
Zum Lieben und zum Dichten.

Sonne.

Vor Allem sei Dein Herze froh —
Das And're gibt sich dann;
Nun ist's in rechter Klarheit — so!
Jetzt, Lieber, geh' daran.

Wolken.

Farb' und Gestalt,
Doch ohne Wesen:
Wenn Du uns eben abgemalt,
Sie werden's lesen.

Andere.

Wir steh'n zu Dienst mit unser'm Dunst:
Die Philosophen in der Kunst.

Andere.

Wir rauben Dir das Himmelslicht,
Und können auf Dein Lob doch hoffen;
Du maltest wohl die Erde nicht,
Säh'st Du den Himmel immer offen.

Große Gebirge.

So stärke Dir den Sinn am Ungemeinen,
Und in den Felsenmassen schau' die Welt;
Der Beste wird die Beute des Gemeinen,
Wenn er sich ferne von dem Großen hält;
Es spiegelt sich das Leben auch im Kleinen,
Doch klein nicht sei, wer Großes uns beseelt.

Eduard v. Bauernfeld.

Sei niedrig, — Du wirst Glanz und Ruhm erfahren,
Doch schöner ist's, das Edelste bewahren.

Thiere.

Die Berge sind recht tüchtig, nur
Am selben Ort beständig;
Was wär' die herrlichste Natur,
Wär' sie nicht auch lebendig!

Blumen.

Die sprechen ernst und tief, allein
Man kann nicht immer ernsthaft sein;
Laß Du der Berge krause Mienen,
Und schmücke Dich mit uns im Grünen.

Mädchen.

Wir nah'n, die Myrthenkränze Dir
Leicht auf das Haupt zu drücken;
Beug' uns den Nacken! Glaube:, wir
Verstehen uns auf's Schmücken.

Des Dichters Geliebte.

Du folgst dem Locken?
Ich konnt' es denken!
Wer gerne nimmt, den kann man bald beschenken.
Wie Schneeesflocken,
So leicht und wandelbar ist Dein Gemüthe;
Ich weiß, Du liebst allein die Rosenblüthe,
Und lassest Dich von Tulpen doch umgarnen —
Ich muß Dich warnen!

Philosoph.

Weg mit all' den Liebeleien!
Bess'rem spare Deine Kraft;
Laß Dich nicht mit Dir entzweien
Durch die süße Leidenschaft.
Mir die Hand! Kraft und Gedeihen
Gibt Dir nur die Wissenschaft.

Eduard v. Bauernfeld.

Krieger.

Hör' die Drommete!
Die Feinde nah'n!
Den Degen kette,
Den Schild Dir an!
Als Helfer und Retter
Sei Allen voran:
In's Kriegeswetter
Gehört der Mann.

Irrlichter.

Hin und her —
Das ist die rechte Vielseitigkeit;
Die Kreuz und die Quer!
Wer Vieles thut, hat zu Vielem Zeit.

Musa.

Genug! —
Zurück in Eu're Höhlen, rege Schatten!
Dort bleibt gebändigt unter'm Felsgestein!
Das tobt und drängt! Und wollt' ich mehr gestatten,
Sie drehten mich in ihren Kreis hinein.
Erwach'! — —

Dichter (erwachend).

Was hab' ich gesehen?
Die Welt vor mir!
Wie drängt's mich, Liebe
Und Ruhm, nach Dir!
Der Busen pocht mir
Nach Euch so laut —
Werd' ich gestalten,
Was ich geschaut?

Dramatisch-Satirisches.

Die Reichsversammlung der Thiere.*)

Windspiel, als Herold (tritt auf).

Beschlossen ward's im ganzen Reich:
Die Thiere sind sich alle gleich;
Mit kurzen oder langen Beinen,
Mit Flügeln oder auch mit keinen,
Mit Rüssel, Schnabel, Schnauz' und Rachen; —
Vom Elephanten bis zur Schneck' und Maus —
Mit eingeschlossen selbst die Drachen —
Wir machen ein einiges Thierreich aus.
Der tyrannische Löwe ist vertrieben,
Wir wählten den Hamster nach unser'm Belieben.

Die Thiere.

Vivat!

Herold.

Da wir nun Brüder sind sofort,
So wär' es hier vielleicht am Ort,
Die Herrn zu mahnen unterdessen,
Daß Keiner darf den Andern fressen.

Bär (brummend).

Was? Keiner?

---

*) Zuerst gedruckt im: „Album zum Besten der durch Ueberschwemmung im Frühjahre 1845 in Böhmen Verunglückten. Wien 1845."

Herold.

Keiner, Herr Baron!
Es ist gegen die Constitution.

Alle zahmen Thiere.

Es lebe die Constitution!

Bär (für sich).

Mir knurrt bereits der Magen davon.

Herold.

So künd' ich Frieden, frei Geleit
Die ganze volle Reichstags-Zeit,
Bis die Volksvertreter ernannt sind,
Bis die neuen Minister bekannt sind.
Heil unser'm König, Hamster dem Ersten!
(Verneigt sich und tritt ab.)

Wilde Katze (zum Luchs).

Was soll das heißen? Man möchte bersten!
Das Faustrecht wollen sie stellen ein?
Das Volk soll frei und unfreßbar sein?

Luchs.

So ist's — zum allgemeinen Frommen.

Wilde Katze.

Sind denn die Mäuse nicht ausgenommen?

Luchs.

Vielleicht. Nur still! Ein Wort in's Ohr:
Gevatter, ich sag': 's geht nach wie vor;
Laß nur den Reichstag vorüber sein,
Dann lad' ich Dich auf ein Hühnchen ein.
(gehen vorüber.)

Elephant (als Wahl-Candidat).

Liebe, gute Herrn, um Eu're Stimmen bestens seid gebeten,
Aber geht mir aus dem Wege, denn sonst könnt' ich Euch zertreten;
Fest und sicher, wie ich wandle, halt' ich auf das alte Recht,
Denn ich bin aus einem ante-diluvianischen Geschlecht.

Eduard v. Bauernfeld.

Seht die Ohren, schaut den Rüssel! Ist das Tüchtigkeit? Sagt selber!
Ja, mich müssen sie erwählen, sind die Wähler keine Kälber.
(er will weiter schreiten)

Milbe (stellt sich ihm in den Weg).
Bon jour, Elephant, Herr Bruder!

Elephant, (sieht sie über die Achsel an.)
Servus! — Was will das kleine Luder?
(trabt weiter)

Milbe.
Ich bin eine Milbe,
Und sag' keine Sylbe,
Als: Vivat, daß man zur Wahl uns berief!
Wir haben eine Stimme cumulativ.

Chor von Millionen Milben (jubelnd).
Vivat! Eljen!
Wir haben Eine Stimme cumulativ.

Chamäleon (zu seinen Wählern).
Meine Herren, Sie kennen meine Natur,
Sie wissen, ich will Niemand bethören;
Sagen Sie mir nur,
Welcher Farbe Sie angehören?

Die Wähler.
Wir sind Alle roth.

Chamäleon (erscheint roth).
Ganz nach Ihrem Gebot.

Die Wähler.
Welche herrliche Purpur-Glut!

Chamäleon (verneigt sich).
Für meine Committenten mein Blut!

Andere Wähler.
Wir aber sind blau.

Chamäleon (erscheint blau).
Meine Farbe genau.

Eduard v. Bauernfeld.

Wähler.

Indigo! Sie sind unser Mann.

Chamäleon.

Man thut, was man kann.

Andere Wähler.

Nichts da! Nur gelb kann uns behagen.

Chamäleon (erscheint gelb).

Sie dürfen's ja nur sagen.
(wendet sich nach verschiedenen Seiten)
Roth — blau — gelb — ich bitt' um Acclamation.

Alle Wähler.

Vivat unser Vertreter Chamäleon!

Ameisenbär (zu den Ameisen).

Meine Herren, ich will's nicht läugnen,
Vor Zeiten hat Sie mein Vater gefressen;
Aber das wird sich nicht mehr ereignen:
Der Sohn schützt in Zukunft Ihre Interessen.

Wolf (zu den Lämmern).

So schwör' auch ich, hinfürder nur allein
Ein constitutioneller Wolf zu sein.

Ein Lamm.

Schön! Doch möchten Sie nicht erst zum Nägelschneiden sich bequemen,
Und erlauben, daß die Zähnchen wir aus Ihrem Rachen nehmen?

Wolf.

Das geht nicht an, mein lieber Sohn:
Die brauch' ich als Opposition.

Chor von Füchsen.

Wir kommen vom Karpath und Ural her,
Vom Dnieper, Don und Dniester;
Zu Deputirten taugen wir freilich nicht sehr,
Doch braucht man auch Minister.

Nacht-Eulen als Wähler.

Das Amt ist schwer,
Doch frischen Muth!
Die Augen zu,
So geht es gut.

Eduard v. Bauernfeld.

Schafheerden.

Wir leben still, man nennt uns das Volk,
Wir kauen mit ruh'gem Gemüth;
Nach hohen Würden streben wir nicht,
Wenn nur häusliches Glück uns blüht.

Bock (lorgnirend).

Was das für allerliebste Kinder sind!
Man kann sich da vortrefflich delektiren;
Was kümmert's mich, wer heut' ein Portefeuille gewinnt,
Ich denke d'rauf, mein Herz hier zu verlieren.
(Er eilt einer Gazelle nach.)

Affe.

Vive le roi! Ihm dien' ich gern,
Geht nichts über einen Kammerherrn!

Enten (unter einander).

Anstand! Nur Anstand!
Feiner Anstand
Ist kein leerer Tand.
Wir Hofdamen
Erscheinen mit Anstand
Und mit dem Stern-Kreuz-Ordensband.
Anstand! Nur Anstand!
Feiner Anstand ist kein Tand.
Nur Anstand!

Staar (zum Papagei).

Was wählen Sie sich aus, mein Schatz?

Papagei.

Im Staatsrath, denk' ich, ist mein Platz.

Staar.

Da wollen wir zusammenhalten.

Papagei.

Nun freilich wohl! Es bleibt beim Alten!

Eduard v. Bauernfeld.

Esel.

Mein Grundsatz ist, — das weiß ein Jeder, der mich kennt:
Nur Keinem seine Stellung weggenommen!
Doch möcht' ein mäßiges Talent
Denn endlich auch in's Ministerium kommen.

Ochse.

Herr, Bruder, nein!
Wir kommen nie hinein!
Wir finden keine Gnade:
Du bist zu gut, ich bin zu grade.

Wurm (für sich).

Zu dumm, zu plump. Ihr werdet's nie gewinnen!
Es gilt: sich einzubeißen, einzuspinnen.

Hahn.

Das Militär'sche ist mein Fach;
Ihr seht's an meines Federbusches Wehen.
Ich hoffe, bald als General
Den neuen König anzukrähen.

Dom-Pfaff.

Dominus vobiscum! Amen!
Und so bleibt's, wie es gewesen:
Auch im neuen Wahlreich, denk' ich,
Wird man wieder Messe lesen.

Der Löwe (als vertriebener König).

Ich sehe wohl ihr thörichtes Beginnen,
Und möchte helfen diesen armen Thieren;
Sie werden bei dem Wechsel nichts gewinnen,
Und da sie mich verjagt, sich selbst verlieren.
Was aber hilft's? Sie sind einmal von Sinnen,
Und müssen diesen Unsinn durchprobiren.
Lebt wohl! Verwirrt Euch nur, Ihr kleinen Geister:
Zur rechten Zeit doch bändigt Euch der Meister.

(Er geht in eine Wildniß.)

Herold (mit dem Stab geht vorüber).

Ruhe, Friede, frei Geleit,
Durch die ganze Reichstagszeit!

Eduard v. Bauernfeld.

Leopard, Tiger, Hyäne (beim Bankett).

Leopard.

Frei Geleit — es ist zum Lachen!

Tiger (verzehrt einen Rehrücken).

Frei Geleit — in meinen Rachen.

Hyäne (ebenso).

Frei Geleit — die Rippen krachen.

Leopard.

Tiger, willst Du Minister sein?

Tiger.

Ich nicht, nein.

Leopard.

Hyäne, oder Du?

Hyäne.

Laßt mich in Ruh.

Leopard.

So sucht Euch eine and're Stellung aus;
Ich hab' die Wähler in meinem Sold.

Tiger.

Wir haben Macht, wir haben Gold,
Ich denke, wir bilden das Oberhaus.

Leopard.

Recht, Ihr Freunde. Auf mich könnt Ihr zählen.

Hyäne.

Nun gut! So laßt die Esel wählen.

Dachs.

Ich trau' dem Reichstag nicht, mir schwant das alte Joch —
D'rum kriecht ein kluger Mann bei Zeiten in sein Loch.

(Er versteckt sich.)

Eduard v. Bauernfeld.

König Hamster

(hält die Thronrede, wovon man nur abgerissene Sätze vernimmt).

Der wünschenswertheste der Thronen —
Mit liberalen Institutionen —
Kammer voll Intelligenz —
Conservative Tendenz —
Glorreiche Revolution —
Civil-Liste — Dotation —

Alle Thiere.

Vivat!

Herold.

Der Reichstag ist aus,
Geht Alle nach Haus!
Das Budget ist votirt,
Itzt wird weiter regiert.
Kein Platz mehr vacant,
Die Minister ernannt.
Der Bock hat den Cultus
Und sittlichen Wandel;
Wolf und Schnecke Justiz,
Und der Esel den Handel.
Marine und Krieg
Hat die Taube allein.
Und die Schlange soll künftig
Für's Auswärtige sein.
Der schlanke Blutegel
Besorgt die Finanzen —
Just contrasigniren sie
Die Ordonnanzen.
Es lebe das Reich!
Alle Thiere sind gleich!

Chorus.

Es lebe das Reich!
Alle Thiere sind gleich!

Huhn (gackernd).

Es lebe —

Eduard v. Bauernfeld.

Luchs (beißt ihm den Kopf ab).

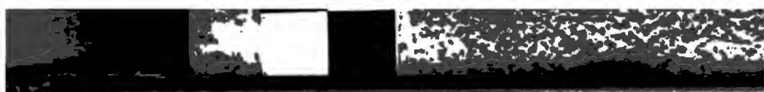
Halt den Schnabel!
Die Gleichheit ist nur eine Fabel.
Wer tücht'ge Tatzen und Zähne hat,
Der ist ein mächtiger Potentat!

Geier

(packt ihn, und trägt ihn sammt dem Huhn in die Lüfte).

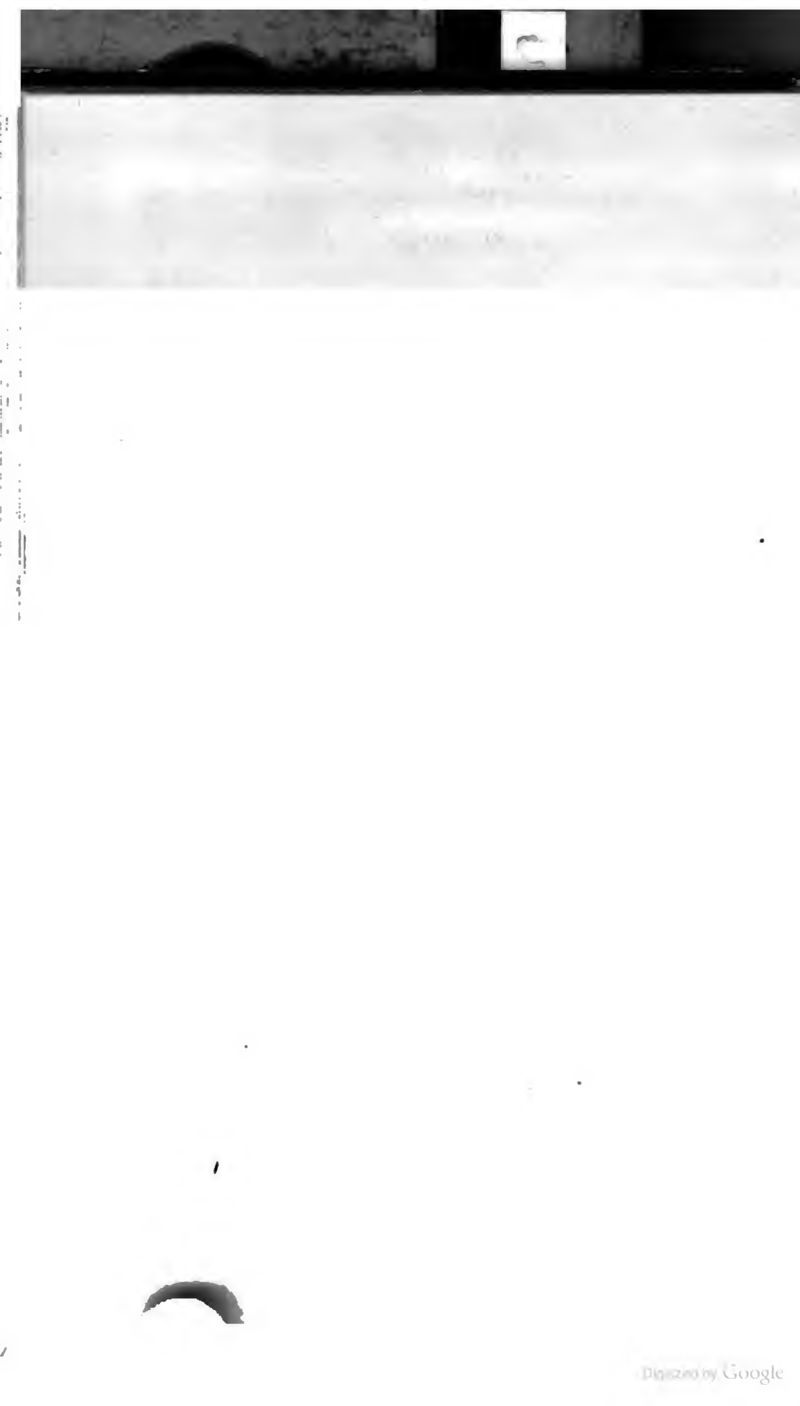
Und wer Flügel hat und Krallen,
Der ist der mächtigste von Allen.











J. F Castelli.

Von den Minnesängern bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts verstrich für Oesterreich eine geraume Frist, die, abgesehen von einzelnen historisch merkwürdigen Reimwerken, das Feld der poetischen Literatur fast gänzlich unbebaut ließ. Erst in der josephinischen Zeit mischten sich wieder österreichische Stimmen in den deutschen Dichter-Chorus, allein, ungewöhnt des neuen Lichtes, mit wenigen Ausnahmen, theils noch unsicher und blöde, theils seltsam exorbitirend und geschmacklos übergreifend. Die nächste Periode, die der vorigen nach kurzer Pause folgte, bringt uns schon den Namen J. F. Castelli, der somit nur mit wenigen seiner Sanggenossen mehr aus der alten Zeit in die neue herüberragt.

Ignaz Franz Castelli wurde am 6. Mai 1781 zu Wien in dem an das bisherige Universitäts-Gebäude stoßenden (sogenannten Hornmacher-) Hause geboren, und erhielt bei der Taufe die Namen Ignaz Vincenz, bei der Firmung den Namen Franz. Sein Vater, früher Laienbruder im Wiener Jesuiten-Collegium, war Rechnungsrath bei der Stiftungsbuchhalterei; seine Mutter Dominica, eine geborne Mayr, die Tochter eines Hausbesitzers zu Mariahilf. Der italienische Klang seines Geschlechtsnamens, den er, nicht ohne Besorgniß, wälschen Ahnen verdanken zu müssen vermuthete, gab ihm Anlaß seinen Stammbaum weiter hinauf zu verfolgen, allein er kam mit seiner Forschung nie über seinen Großvater väterlicher Seite hinaus, der ebenfalls ein Wiener und zwar Schneider in der Leopoldstadt war. Die deutschen Normalclassen besuchte C. im Heiligenkreuzer Hofe, wo er jetzt wohnt; die Grammatical-Classen und die Rhetorik am Universitäts-Gymnasium zu Wien, die Poesie aber unter dem originellen Exjesuiten Dr. Joh. Christ. Regelsberger am Gymnasium zu St. Anna; dann trat er wieder auf die Universität zurück, wo er die Philosophie hörte, und zuletzt die Jura vollendete. In seiner zarten Jugend war er ein schüchterner, fast blöder Knabe, der von seinen Mit-

J. F Castelli.

Von den Minnesängern bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts verstrich für Oesterreich eine geraume Frist, die, abgesehen von einzelnen historisch merkwürdigen Reimwerken, das Feld der poetischen Literatur fast gänzlich unbebaut ließ. Erst in der josephinischen Zeit mischten sich wieder österreichische Stimmen in den deutschen Dichter-Chorus, allein, ungewöhnt des neuen Lichtes, mit wenigen Ausnahmen, theils noch unsicher und blöde, theils seltsam exorbitirend und geschmacklos übergreifend. Die nächste Periode, die der vorigen nach kurzer Pause folgte, bringt uns schon den Namen J. F. Castelli, der somit nur mit wenigen seiner Sanggenossen mehr aus der alten Zeit in die neue herüberragt.

Ignaz Franz Castelli wurde am 6. Mai 1781 zu Wien in dem an das bisherige Universitäts-Gebäude stoßenden (sogenannten Hornmacher-) Hause geboren, und erhielt bei der Taufe die Namen Ignaz Vincenz, bei der Firmung den Namen Franz. Sein Vater, früher Laienbruder im Wiener Jesuiten-Collegium, war Rechnungsrath bei der Stiftungsbuchhalterei; seine Mutter Dominica, eine geborne Mayr, die Tochter eines Hausbesitzers zu Mariahilf. Der italienische Klang seines Geschlechtsnamens, den er, nicht ohne Besorgniß, wälschen Ahnen verdanken zu müssen vermuthete, gab ihm Anlaß seinen Stammbaum weiter hinauf zu verfolgen, allein er kam mit seiner Forschung nie über seinen Großvater väterlicher Seite hinaus, der ebenfalls ein Wiener und zwar Schneider in der Leopoldstadt war. Die deutschen Normalclassen besuchte C. im Heiligenkreuzer Hofe, wo er jetzt wohnt; die Grammatical-Classen und die Rhetorik am Universitäts-Gymnasium zu Wien, die Poesie aber unter dem originellen Exjesuiten Dr. Joh. Christ. Regelsberger am Gymnasium zu St. Anna; dann trat er wieder auf die Universität zurück, wo er die Philosophie hörte, und zuletzt die Jura vollendete. In seiner zarten Jugend war er ein schüchterner, fast blöder Knabe, der von seinen Mit-

Eduard v. Bauernfeld.

Seht die Ohren, schaut den Rüssel! Ist das Tüchtigkeit? Sagt selber!
Ja, mich müssen sie erwählen, sind die Wähler keine Kälber.
(er will weiter schreiten)

Milbe (stellt sich ihm in den Weg).
Bon jour, Elephant, Herr Bruder!

Elephant, (sieht sie über die Achsel an.)
Servus! — Was will das kleine Luder?
(trabt weiter)

Milbe.
Ich bin eine Milbe,
Und sag' keine Sylbe,
Als: Vivat, daß man zur Wahl uns berief!
Wir haben eine Stimme cumulativ.

Chor von Millionen Milben (jubelnd).
Vivat! Eljen!
Wir haben Eine Stimme cumulativ.

Chamäleon (zu seinen Wählern).
Meine Herren, Sie kennen meine Natur,
Sie wissen, ich will Niemand bethören;
Sagen Sie mir nur,
Welcher Farbe Sie angehören?

Die Wähler.
Wir sind Alle roth.

Chamäleon (erscheint roth).
Ganz nach Ihrem Gebot.

Die Wähler.
Welche herrliche Purpur-Glut!

Chamäleon (verneigt sich).
Für meine Committenten mein Blut!

Andere Wähler.
Wir aber sind blau.

Chamäleon (erscheint blau).
Meine Farbe genau.

Eduard v. Bauernfeld.

Wähler.

Indigo! Sie sind unser Mann.

Chamäleon.

Man thut, was man kann.

Andere Wähler.

Nichts da! Nur gelb kann uns behagen.

Chamäleon (erscheint gelb).

Sie dürfen's ja nur sagen.
(wendet sich nach verschiedenen Seiten)
Roth — blau — gelb — ich bitt' um Acclamation.

Alle Wähler.

Vivat unser Vertreter Chamäleon!

Ameisenbär (zu den Ameisen).

Meine Herren, ich will's nicht läugnen,
Vor Zeiten hat Sie mein Vater gefressen;
Aber das wird sich nicht mehr ereignen:
Der Sohn schützt in Zukunft Ihre Interessen.

Wolf (zu den Lämmern).

So schwör' auch ich, hinfürder nur allein
Ein constitutioneller Wolf zu sein.

Ein Lamm.

Schön! Doch möchten Sie nicht erst zum Nägelschneiden sich bequemen.
Und erlauben, daß die Zähnchen wir aus Ihrem Rachen nehmen?

Wolf.

Das geht nicht an, mein lieber Sohn:
Die brauch' ich als Opposition.

Chor von Füchsen.

Wir kommen vom Karpath und Ural her,
Vom Dnieper, Don und Dniester;
Zu Deputirten taugen wir freilich nicht sehr,
Doch braucht man auch Minister.

Nacht-Eulen als Wähler.

Das Amt ist schwer,
Doch frischen Muth!
Die Augen zu,
So geht es gut.

14

Eduard v. Bauernfeld.

Schafheerden.

Wir leben still, man nennt uns das Volk,
Wir kauen mit ruh'gem Gemüth;
Nach hohen Würden streben wir nicht,
Wenn nur häusliches Glück uns blüht.

Bock (lorgnirend).

Was das für allerliebste Kinder sind!
Man kann sich da vortrefflich delektiren;
Was kümmert's mich, wer heut' ein Portefeuille gewinnt,
Ich denke d'rauf, mein Herz hier zu verlieren.

(Er eilt einer Gazelle nach.)

Affe.

Vive le roi! Ihm dien' ich gern,
Geht nichts über einen Kammerherrn!

Enten (unter einander).

Anstand! Nur Anstand!
Feiner Anstand
Ist kein leerer Tand.
Wir Hofdamen
Erscheinen mit Anstand
Und mit dem Stern-Kreuz-Ordensband.
Anstand! Nur Anstand!
Feiner Anstand ist kein Tand.
Nur Anstand!

Staar (zum Papagei).

Was wählen Sie sich aus, mein Schatz?

Papagei.

Im Staatsrath, denk' ich, ist mein Platz.

Staar.

Da wollen wir zusammenhalten.

Papagei.

Nun freilich wohl! Es bleibt beim Alten!

Eduard v. Bauernfeld.

Esel.

Mein Grundsatz ist, — das weiß ein Jeder, der mich kennt:
Nur Keinem seine Stellung weggenommen!
Doch möcht' ein mäßiges Talent
Denn endlich auch in's Ministerium kommen.

Ochse.

Herr, Bruder, nein!
Wir kommen nie hinein!
Wir finden keine Gnade:
Du bist zu gut, ich bin zu grade.

Wurm (für sich).

Zu dumm, zu plump. Ihr werdet's nie gewinnen!
Es gilt: sich einzubeißen, einzuspinnen.

Hahn.

Das Militär'sche ist mein Fach;
Ihr seht's an meines Federbusches Weben.
Ich hoffe, bald als General
Den neuen König anzukrähen.

Dom-Pfaff.

Dominus vobiscum! Amen!
Und so bleibt's, wie es gewesen:
Auch im neuen Wahlreich, denk' ich,
Wird man wieder Messe lesen.

Der Löwe (als vertriebener König).

Ich sehe wohl ihr thörichtes Beginnen,
Und möchte helfen diesen armen Thieren;
Sie werden bei dem Wechsel nichts gewinnen,
Und da sie mich verjagt, sich selbst verlieren.
Was aber hilft's? Sie sind einmal von Sinnen,
Und müssen diesen Unsinn durchprobiren.
Lebt wohl! Verwirrt Euch nur, Ihr kleinen Geister:
Zur rechten Zeit doch bändigt Euch der Meister.

(Er geht in eine Wildniß.)

Herold (mit dem Stab geht vorüber).

Ruhe, Friede, frei Geleit,
Durch die ganze Reichstagszeit!

Eduard v. Bauernfeld.

Leopard, Tiger, Hyäne (beim Banket).

Leopard.
Frei Geleit — es ist zum Lachen!

Tiger (verzehrt einen Rehrücken).
Frei Geleit — in meinen Rachen.

Hyäne (ebenso).
Frei Geleit — die Rippen krachen.

Leopard.
Tiger, willst Du Minister sein?

Tiger.
Ich nicht, nein.

Leopard.
Hyäne, oder Du?

Hyäne.
Laßt mich in Ruh.

Leopard.
So sucht Euch eine and're Stellung aus;
Ich hab' die Wähler in meinem Sold.

Tiger.
Wir haben Macht, wir haben Geld,
Ich denke, wir bilden das Oberhaus.

Leopard.
Recht, Ihr Freunde. Auf mich könnt Ihr zählen.

Hyäne.
Nun gut! So laßt die Esel wählen.

Dachs.
Ich trau' dem Reichstag nicht, mir schwant das alte Joch —
D'rum kriecht ein kluger Mann bei Zeiten in sein Loch.

(Er versteckt sich.)

Eduard v. Bauernfeld.

König Hamster

(hält die Thronrede, wovon man nur abgerissene Sätze vernimmt).

Der wünschenswertheste der Thronen —
Mit liberalen Institutionen —
Kammer voll Intelligenz —
Conservative Tendenz —
Glorreiche Revolution —
Civil-Liste — Dotation —

Alle Thiere.

Vivat!

Herold.

Der Reichstag ist aus,
Geht Alle nach Haus!
Das Budget ist votirt,
Jtzt wird weiter regiert.
Kein Platz mehr vacant,
Die Minister ernannt.
Der Bock hat den Cultus
Und sittlichen Wandel;
Wolf und Schnecke Justiz,
Und der Esel den Handel.
Marine und Krieg
Hat die Taube allein,
Und die Schlange soll künftig
Für's Auswärtige sein.
Der schlanke Blutegel
Besorgt die Finanzen —
Just contrasigniren sie
Die Ordonnanzen.
Es lebe das Reich!
Alle Thiere sind gleich!

Chorus.

Es lebe das Reich!
Alle Thiere sind gleich!

Huhn (gackernd).

Es lebe —

Eduard v. Bauernfeld.

Luchs (beißt ihm den Kopf ab).

Halt den Schnabel!
Die Gleichheit ist nur eine Fabel.
Wer tücht'ge Tatzen und Zähne hat,
Der ist ein mächtiger Potentat!

Geier

(packt ihn, und trägt ihn sammt dem Huhn in die Lüfte).

Und wer Flügel hat und Krallen,
Der ist der mächtigste von Allen.






G. Decker pinx
Stahlstich v. Carl Mayer's K. A. in Nürnberg

J. F Castelli.

Von den Minnesängern bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts verstrich für Oesterreich eine geraume Frist, die, abgesehen von einzelnen historisch merkwürdigen Reimwerken, das Feld der poetischen Literatur fast gänzlich unbebaut ließ. Erst in der josephinischen Zeit mischten sich wieder österreichische Stimmen in den deutschen Dichter-Chorus, allein, ungewöhnt des neuen Lichtes, mit wenigen Ausnahmen, theils noch unsicher und blöde, theils seltsam exorbitirend und geschmacklos übergreifend. Die nächste Periode, die der vorigen nach kurzer Pause folgte, bringt uns schon den Namen J. F. Castelli, der somit nur mit wenigen seiner Sanggenossen mehr aus der alten Zeit in die neue herüberragt.

Ignaz Franz Castelli wurde am 6. Mai 1781 zu Wien in dem an das bisherige Universitäts-Gebäude stoßenden (sogenannten Hornmacher-) Hause geboren, und erhielt bei der Taufe die Namen Ignaz Vincenz, bei der Firmung den Namen Franz. Sein Vater, früher Laienbruder im Wiener Jesuiten-Collegium, war Rechnungsrath bei der Stiftungsbuchhalterei; seine Mutter Dominica, eine geborne Mayr, die Tochter eines Hausbesitzers zu Mariahilf. Der italienische Klang seines Geschlechtsnamens, den er, nicht ohne Besorgniß, wälschen Ahnen verdanken zu müssen vermuthete, gab ihm Anlaß seinen Stammbaum weiter hinauf zu verfolgen, allein er kam mit seiner Forschung nie über seinen Großvater väterlicher Seite hinaus, der ebenfalls ein Wiener und zwar Schneider in der Leopoldstadt war. Die deutschen Normalclassen besuchte C. im Heiligenkreuzer Hofe, wo er jetzt wohnt; die Grammatical-Classen und die Rhetorik am Universitäts-Gymnasium zu Wien, die Poesie aber unter dem originellen Exjesuiten Dr. Joh. Christ. Regelsberger am Gymnasium zu St. Anna; dann trat er wieder auf die Universität zurück, wo er die Philosophie hörte, und zuletzt die Jura vollendete. In seiner zarten Jugend war er ein schüchterner, fast blöder Knabe, der von seinen Mit-

schülern viele Püffe erhielt, aber keinen zurückgab. Die weibliche Erziehung, die ihm später bei seiner Großmutter mütterlicher Seite und deren beiden unverheirateten Töchtern in Wien zu Theil ward, in deren Obhut sein indeß in Ruhestand versetzter Vater, bei seiner Uebersiedelung nach Weitra (einem Landstädtchen an der österreichisch-böhmischen Grenze) ihn zurückgelassen hatte, war nicht geeignet, seinem Wesen ein schärferes Relief zu geben. Während aber die guten, liebevollen Frauen seinen Körper verzärtelten und verweichlichten, und aus übergroßer Sorgfalt für seine Gesundheit ihn kränklich machten, theilten sie unwillkürlich seinem Charakter jene Weichheit und seiner Seele jene Biegsamkeit mit, die in dem reifenden Manne zur echt humanen Gemüthlichkeit sich ausbildete. Schon in seinem zehnten Jahre fing der kleine Ignaz an, für Dicht- und Schauspielkunst einen entschiedenen Hang zu äußern. Die Erlaubniß, das Liederbuch seiner Tante durchblättern und ein paar der einfachen Volksweisen, die sie daraus zur Arbeit sang, sich abschreiben zu dürfen, war ihm das liebste Vergnügen, der erwünschteste Lohn für fleißiges Lernen oder artiges Betragen. Schon in seinem zwölften Jahre versuchte er es, Reime zu machen, oder, wie er damals glaubte, — Gedichte. Sie bestanden größtentheils in Glückwünschen zu Geburts- und Namensfesten und in epigrammatischen Kleinigkeiten, und waren gewissermaßen die ersten Kundgebungen seines Talentes für dieses Fach, in dem er später, durch sein eigenthümliches Geschick für heitere Impromptus, witzige Bouts-rimés (Schlagreime), gut pointirte Gelegenheitsgedichte, wirksame Declamations-Piecen u. dgl., eine so allseitige Beliebtheit sich erworben hat.

Besondere Anziehungskraft hatte für ihn, wie für die meisten jungen Leute, das Theater; es war ihm das höchste Vergnügen, das er genießen konnte. Er weinte süße Thränen in Schikaneder's „Philippine Welserin", und er konnte sich wälzen vor Lachen in dessen „Lumpen und Fetzen". Alle seine Sparpfennige, der mühsam erschmeichelte Lohn für Fleiß und Sittsamkeit, wanderten in die Theater-Casse. Um in Gesellschaft eines älteren armen Studenten, den er freihalten mußte, dann und wann im sogenannten „Paradiese" (dem obersten Stockwerke des Theaters) einen glücklichen Abend zubringen zu können, schrieb er für Köchinnen Lieder ab, lernte seinen frommen Erzieherinnen zu Gefallen alle Evangelien auswendig, verkaufte seine Jausenäpfel an seine Mitschüler, lernte „langen Puff" spielen und sann auf

J. F. Castelli.

allerlei Kriegslisten, um seiner guten alten Tante wo möglich die Mehrzahl der Partieen abzugewinnen. Diese Liebe für's Theater erweiterte sich allmählich zur grenzenlosesten Pietät für Alles, was nur immer zum Theater in Beziehung steht. Jede Schauspielerin dünkte ihm eine Fee, jeder Coulissenheld ein Halbgott, jedes Orchestermitglied ein Eingeweihter, der das Allerheiligste näher schauen kann, jeder Lampenputzer ein Begnadeter, der sein Glück nicht zu schätzen weiß, — und einen Schustergesellen, mit dem er öfter zusammenkam, beneidete er mehr als alle anderen, weil er der Auserkorene war, der für die erste tragische Schauspielerin die Schuhe verfertigen durfte. Als höchstes Ziel schwebte ihm die entfernte Möglichkeit vor Augen, durch Erlernung eines Musik-Instrumentes, wozu sein Vater ihm damals die Erlaubniß gegeben hatte, sich einen Weg in's Orchester, also zunächst an jene Breter zu bahnen, die ihm die Welt nicht nur „bedeuteten", sondern seine Welt waren. Wirklich brachte er es durch angestrengten Fleiß so weit, daß er schon nach achtzehn Monaten seinen Musiklehrer, der im Orchester des Wiednertheaters bei der zweiten Violine saß, jezuweilen auf seinem Platze vertreten konnte. Vom Orchester aus schmuggelte er sich nach und nach auf's Podium, und vom Podium in das Abendkränzchen der Schauspieler ein, die in einem Gasthausgärtchen im Starhemberg'schen Freihause auf der Wieden, in dessen Hofe damals das Theater stand, von ihren Kunstanstrengungen bei einem Glase Bier sich erholten. Seine heitere Laune verschaffte ihm bei den lebenslustigen Gästen bald so viel Credit, daß man ihn aufforderte, den Versuch zu wagen, ob er denn nicht auch ein Stück schreiben könne. C. entsprach diesem schmeichelhaften Ansinnen durch eine Travestie des „König Lear", die dem bekannten Schauspieler und Theaterdichter Stegmayer so wohl gefiel, daß er sie dem Director zur Aufführung empfahl. Glücklicher Weise sprach über dieses Conglomerat von Sprichwörtern, Witzfunken, Anekdoten, Spässen und Derbheiten, in dem der unpraktische Jüngling alles zusammengeknetet hatte, was sein Muthwille nicht an sich halten konnte, die Censur ihr verdammendes Veto.

Mit dem Drange, für die Bühne zu schreiben, erwachte nun in ihm auch die Lust, die Bühne zu betreten. Er befriedigte diese Lust auf Liebhabertheatern, deren Wien damals mehrere nicht unerhebliche zählte, aus denen manche späterhin berühmt gewordene Notabilitäten, wie Korn, Bayer (in Prag), Küstner, die Sänger Forti und Preysinger, die Unger-Sabatier u. m. a. hervorgingen. Allein,

J. F. Castelli.

je mehr er dadurch in das eigentliche Treiben der Schauspielerei eingeweiht wurde, desto gleichgiltiger wurde er nach und nach dagegen, so zwar, daß er ungeachtet seines außerordentlichen Talentes zum Schauspieler, wovon er vielfache Proben — (ein paar Male, wie es heißt, celato nomine sogar öffentlich) — ablegte, dennoch eine entschiedene Abneigung gegen den Schauspielerstand faßte und selbst auf einen Antrag, den ihm der große Mime Koch machte, der ihm ein Engagement beim k. k. Hofburgtheater zu erwirken sich anbot, ablehnend antwortete.

Inzwischen blieb C. in seinen Studien nicht zurück. Sein Vater konnte bei seiner kärglichen Pension selbst nur nothdürftig leben; daher mußte C. von seinem siebenzehnten Jahre an für seinen Unterhalt großentheils durch eigenen Fleiß sorgen. Einer seiner Schulfreunde, Namens Wittmann, nachmals Professor der Botanik in Rußland, erweckte in ihm die Lust zur Botanik, die er längere Zeit, bis ein Bluthusten an beschwerlicheren Excursionen ihn hinderte, mit regem Eifer betrieb, und deren Kenntniß ihm jetzt wieder in seinem Alter sein Tusculum in Lilienfeld auf so anmuthige Weise verschönern hilft. Bei der Annäherung der Franzosen im J. 1797 trat er in das Corps der Studirenden, und erhielt, als der bald geschlossene Friede dem Soldatenspiele, das immerhin zum blutigen Ernst hätte werden können, ein Ende machte, mit den übrigen das vaterländische Ehrenzeichen. Indessen war seine Mutter gestorben, sein alter Vater blieb in Weitra, und der junge C., der weiblichen Oberherrschaft müde, zog von seinen Tanten weg, richtete sich seine Junggesellenwirthschaft selbst ein, und ernährte sich kümmerlich von einem kleinen Stipendium, ein paar Unterrichtsstunden und dem ganz unbedeutenden Honorar für kleine literarische Arbeiten. Er wollte den Advocatenstand wählen, und trat daher in die Jura. Ungünstige Constellationen verrückten seinen Lebensplan; vergebens pochte er bald da, bald dort an, und machte alle Leiden eines Bittstellers durch, bis er endlich, nach manchen fruchtlosen Versuchen, beim Feldkriegs-Commissariate, oder bei der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen unterzukommen, im J. 1801 bei der landständischen Buchhaltung in Wien geprüft, als Practicant aufgenommen und beeidet wurde. Da er von der festen Ueberzeugung durchdrungen war, daß es keinen armseligeren Erwerb gebe, als Schriftstellern um's liebe Brot, so pries er sich glücklich, wenigstens einen sicheren Anhaltspunct für's Leben gewonnen zu haben, und widmete nun um so freudiger seine Muße der Muse.

J. F. Castelli.

Zu jener Zeit waren eben Uebersetzungen aus dem Französischen gang und gäbe. Da C. mittlerweile die französische Sprache sich eigen gemacht hatte, übernahm er von seinem Freunde, Joseph Ritter von Seyfried, damals Theaterdichter an der Wiednerbühne, an der dessen Bruder Ignaz als Capellmeister fungirte, anfangs die Ausführung einzelner Scenen und Arien für schnell benöthigte Bearbeitungen, zuletzt auch ein vollständiges Stück, das Melodram: „Coeline" von Pixérécourt, das, von ihm für die Darstellung eingerichtet, unter dem Titel: „Die Mühle am Ardennerfelsen" im J. 1800 auf dem Theater an der Wien aufgeführt und so beifällig aufgenommen wurde, daß er es bereute, seinen Namen auf dem Zettel verschwiegen zu haben. Er erhielt für sein Erstlingsproduct das ungeheuere Honorar von dreißig Gulden in Bancozetteln, und gab in der Freude seines Herzens den Schauspielern, die in seinem Stücke beschäftigt waren, ein glänzendes Souper, wofür er dem Wirthe noch zehn Gulden aufbezahlen mußte. Zur selben Zeit war es auch, wo er einige Jahre hindurch die Hoftheater-Taschenbücher bei J. B. Wallishausser redigirte, und bei demselben auch ein Bändchen Gedichte unter dem Titel: „Poetische Erstlinge von Rosenfeld" erscheinen ließ. Im J. 1803 erschien von ihm auf dem Theater an der Wien das kleine Lustspiel: „Todt und lebendig," nach dem Französischen, als sein schriftstellerisches Debut unter seinem wahren Namen, und fand vielen Beifall, was ihn zu fortgesetzter literarischer Thätigkeit aufmunterte, durch die er sich bald den noch heute unbestrittenen Ruf eines der gewandtesten Uebersetzer und Bearbeiter erwarb.

Als im J. 1805 die Franzosen zum ersten Mal als Feinde in Wien einrückten, mußte C. nach der Etappen-Station Purkersdorf (zwei Meilen von Wien) als ständischer Lieferungs-Commissär abgehen, in welcher schwierigen Stellung er durch Entschlossenheit dem übermüthigen Feinde gegenüber und vielleicht mehr noch durch seine heitere Laune die ungestümen Forderer zu beschwichtigen und die geängstigten Lieferer vor Schaden und Uebervortheilung zu bewahren wußte.

Als im J. 1809 die Oesterreicher in München einrückten, wurde er von dem zum Gouverneur von Bayern ernannten Freiherrn von Bartenstein zum Secretär erwählt. Allein die unglückliche Schlacht bei Regensburg enthob ihn seines Amtes eher, als er es angetreten hatte. Die österreichischen Waffen verfolgte das Unglück immer mehr, der Feind drang immer näher gegen die Hauptstadt. Schon brachte

man alle Kostbarkeiten in Sicherheit. C. hatte bei Ausbruch des Krieges mehrere Kriegs- und Wehrmannslieder, auch Aufrufe an Soldaten und Volk geschrieben, die ihrer populären Fassung wegen leicht Eingang fanden. Insbesondere war es das „Kriegslied für die österreichische Armee“, das allgemein enthusiasmirte. Erzherzog Carl ließ es in vielen tausend Exemplaren abdrucken und an die Soldaten vertheilen; Castelli's Name stand darunter. Was Wunder, daß diese Lieder in der Folge bei Getödteten und Gefangenen gefunden wurden, daß ihnen der französische Machthaber größere Wirkung beimaß, als sie vielleicht hatten, und daß er dem Dichter dafür die Ehre erwies, ihn in der achtungswerthen Gesellschaft des Herrn Heinrich von Collin, der ebenfalls Wehrmannslieder gedichtet hatte, und des Herrn Carpani, der als Intendant bei der italienischen Armee diente, öffentlich im Moniteur in die Acht zu erklären und zwar mit dem Beisatze, daß sie, wo immer sie getroffen würden, einem Militärgerichte zu unterziehen seien. In nicht geringer Unruhe über diese Drohung, die immer bedenklicher wurde, je tiefer der Feind in's Land rückte, faßte er Muth, zum Kaiser Franz nach Dotis in Ungarn zu reisen, wohin dieser sich begeben hatte, bei ihm nun Schutz und Hilfe zu suchen und ihn zu bitten, daß er ihn irgend einer der Sendungen von Urkunden, Effecten oder Kunstschätzen, die zur Abfuhr bereit standen, als Begleiter beigeben wolle, damit er auf diese Weise seinen Verfolgern aus den Augen käme. Der unerwartet unförderſame Bescheid, den er auf sein dringliches Gesuch bei der Audienz erhielt, verletzte ihn bis in's Innerste. Vernichtet kehrte er zurück und war des Aeußersten gewärtig, als seine Vorgesetzten, die Verordneten der Stände, die auch Documente in Sicherheit bringen ließen, sich seiner erbarmten und ihn einem Rechnungsofficial, der als Transport-Commissär nach Ungarn abgeschickt wurde, als Begleiter mitgaben. Zuerst ging die Fahrt nach Pesth; von dort, als auch bei Raab die Waffen der Oesterreicher unglücklich waren, weiter nach Baja. Auf dem Wege mußte der Official, dem C. unterstand, wegen bedenklicher Anfälle von Irrsinn, nach Pesth zurückgebracht werden, während der beigegebene Amtsbote im Rausche sich zum Soldaten anwerben ließ, so, daß C. die Bewachung des ständischen Eigenthumes und daher die ganze Verantwortlichkeit allein auf sich nehmen mußte. Nach kurzem Aufenthalt im „gelsenreichen“ Baja, kam der Befehl noch tiefer hinab und zwar nach Török-Betse und, nach mehrwöchentlicher, nicht unange-

nehmer Rast daselbst, nach Temesvar zu steuern, wo er liebenswürdige Gesellschaft traf und bis nach Abschluß des Friedens verweilte. C. zählt die neun Monate der Flucht, die er in Ungarn zubrachte, zu den interessanteren seines Lebens, denn, trotz unsäglicher Beschwerden und Entbehrungen, hatte er doch manches ergötzliche Abenteuer, machte er manche schätzenswerthe Erfahrung, blieb immer gesund, dirigirte sogar durch einen Monat das Temesvarer Theater und ging auch in Bezug auf Herzensangelegenheiten nicht leer aus.

Seine dramatischen Arbeiten hatten indessen immer mehr Beifall erhalten, vor allen „die Schweizerfamilie", ein Textbuch, das er, wenngleich der Hauptgedanke einem kleinen französischen Baudeville: „Pauvre Jacques" entnommen ist, doch als literarisches Eigenthum betrachten kann, da Personen, Eintheilung, Situationen u. s. w. völlig ihm angehören. Obwohl übrigens diese Oper, die in alle Sprachen übersetzt und auf allen Bühnen, in Wien allein über hundertmal, gegeben wurde, in allem deductis deducendis ihm nicht mehr abwarf, als — (hört! hört!) — 3 fl. 12 kr. C. Mze., die Banco-Zetteln auf Silbermünze reducirt: so brachte sie ihm doch so viel zuwege, daß er vom Fürsten Lobkowitz im J. 1811 als Hoftheaterdichter am k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore angestellt wurde, jedoch gegen die Verpflichtung, die Redaction der Zeitschrift „Thalia" niederzulegen, in der er schon damals seinem angebornen Hasse gegen die italienische Opernmusik leidenschaftliche Worte geliehen hatte; einem Hasse, der ihm in der Folge noch vielen Kummer verursacht, viele Feinde gemacht und selbst eine Todeskrankheit (ein Gallenfieber) zugezogen hat.

Im J. 1812 begann er sein Taschenbuch: „Selam" (bei Strauß), das in sieben Jahrgängen eine wahre Pflanzschule für heimische Talente bildete und schon deßhalb literar-historischen Werth hat. Als im Jahre 1814 Graf Palffy die Leitung der beiden Hoftheater übernahm, trat C. von seiner Stelle als Hoftheaterdichter ab, die nothwendiger Einschränkungen wegen aufgelassen wurde.

Als im Jahre 1815 die Verbündeten zum zweiten Male Paris besetzten, wurde der ständische Verordnete Graf Cavriani zum Gouvernementsrath in einem der occupirten Theile Frankreichs ernannt und C. als Secretär ihm beigegeben. Beide reiseten im Juli über München, Stuttgart, Mannheim, Nancy nach Paris, und, nach kurzem Aufenthalte daselbst, über Sens, Auxerre, Macon nach ihrem eigentlichen Bestimmungsorte Bourg-en-Bresse, wo sie,

bei der noch herrschenden Aufregung der Gemüther, eine schwierige Stellung hatten. Nach Capriani's Rückkehr wurde Freiherr Joachim Münch von Bellinghausen Cs. Chef, mit dem er, nach glücklich vollendetem Geschäfte, über Lyon, Chamberry, durch die Maurienne, dann über den Mont Cenis, Turin, Mailand, Venedig und Triest wieder nach Wien zurückkehrte. An seinen Aufenthalt in Bourg-en-Bresse knüpft sich ihm eine freundliche, fast romantische Erinnerung, nämlich das Andenken an eine äußerst liebenswürdige Dame, deren Bild er treu im Herzen bewahrte, bis sie selbst, die er im Jahre 1815 verlassen und von der er dreißig volle Jahre nichts vernommen hatte, im Jahre 1845 eine Correspondenz wieder in Zug brachte, die ihm nun den Abend seines Lebens wie ein lieblicher Widerschein aus der Jugend vergoldet.

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich lag er seinen Amtsgeschäften und der Literatur mit verdoppeltem Eifer ob, machte mehrere ämtliche Dienstreisen, die ihm eine genaue Kenntniß seiner Heimat und ein tiefes Einsehen in den Charakter des Landvolkes verschafften, und unternahm im Jahre 1819 mit seinem Freunde, dem Großhändler Breuß, einen Ausflug durch Bayern, Vorarlberg, einen Theil der Schweiz, Tirol und Salzburg und mit eben demselben im Jahre 1822 eine zweite Vergnügungsreise nach Vorarlberg und der Schweiz, und von da über den Splügen nach Chiavenna, dann dem Comersee entlang, nach Mailand, von dort über Verona, Vicenza, Padua nach Venedig und durch das Küstenland zurück. Er verdankte diesen Fahrten viele interessante Anschauungen, angenehme Erinnerungen, bleibende Eindrücke und eine große Anzahl von Reiseskizzen, von denen er einige in öffentlichen Blättern mittheilte. Kaum heimgekehrt, verfiel er in eine schwere Krankheit, die ihn knapp an den Rand des Grabes brachte, dem ihn wirklich, nebst seinem wackeren Arzte Frank, nur die aufopfernde Sorgfalt seiner Tante und einer ihm befreundeten Witwe entriß, einer eben so geistvollen, als liebenswürdigen Frau, die ihm durch lange Jahre rathend und theilnehmend zur Seite gestanden und ihn nur einmal wahrhaft betrübt hat, — durch ihren allzufrühen Tod.

Im Jahre 1826 erzielte C. durch ein Gedicht in niederösterreichischer Mundart auf die Genesung des Kaisers einen so außerordentlichen Erfolg, daß er sich veranlaßt fühlte, seine zerstreuten Dialektlieder zu sammeln und sie in einem Bande (1828) herauszugeben.

Er wurde dadurch gleichsam der Begründer eines neuen Literaturzweiges in Oesterreich, der zunächst von dem Verfasser dieser Zeilen, dann von Fr. Stelzhamer, C. A. Kaltenbrunner, Andr. Schumacher, A. Klesheim, Berthold, Alex. Baumann, J. Kartsch, L. Luber, H. Reitzenbeck, Sylv. Wagner, G. Pichler (Lois von der Leiten), J. Th. Fischer u. m. a. gepflegt wurde, am glücklichsten von dem ersten der genannten, dem echt volksthümlichen „Pisenhamer Franz", über den ein geistreicher Literat sich einst scherzweise gegen mich äußerte: „Ihr seid brave Prälaten, Pfarrer und Capläne — aber Stelzhamer ist Euer Papst."

Im J. 1839 machte C. eine Reise durch Deutschland, nicht sowohl um Länder zu sehen, als vielmehr um Menschen persönlich kennen zu lernen, die er schon längst um ihrer Schriften und Thaten willen verehrte. Er fand allenthalben die freundlichste Aufnahme und kehrte, mit manchem kostbaren Angedenken beehrt und von der Universität Jena zum Doctor ernannt, voll des erhebenden Bewußtseins, auch außer Oesterreich gekannt und geachtet zu sein, in seine Heimat zurück. Da er nun aber anfing, sein vorgerücktes Alter bisweilen empfindlicher inne zu werden und sich nach ruhiger Zurückgezogenheit zu sehnen, auf die er nach vierzig Jahren ämtlicher Wirksamkeit gerechten Anspruch hatte, suchte er um seine Pensionirung als Landschafts-Secretär an, die man ihm nicht nur mit seinem vollen Gehalte, sondern auch mit einer bedeutenden Personalzulage und Vorbehalt seiner ferneren Verwendung als Herrenstands-Agent und ständischer Bibliothecar bewilligte. In Voraussicht dessen hatte er schon früher auf einem der schönsten Hügel, in einem der herrlichsten Thäler Oesterreich's, nämlich bei Lilienfeld, zwei Bauernhäuser sammt Grundstücken angekauft und daselbst ein Haus sich bauen lassen, das freilich so prächtig ausfiel, daß er all' sein Erspartes darauf verwenden mußte. Dort bringt er nun seit dem Jahre 1840 regelmäßig die schönere Hälfte des Jahres zu, theils der Natur lebend, theils durch geselligen Verkehr und häufige Besuche erheitert, theils der wiedererwachten Liebe zur Pflanzenwelt sich hingebend, nie müßig, seinem Grundsatze: „Nulla dies sine linea" stets getreu, und nur manchmal trübsinnig und mürrisch, wenn sein widerspänstiger Körper seinem noch immer lebhaften Geiste das leidige: „Senectus ipsa morbus" allzu gebieterisch vorrückt. Im Frühjahre 1848 nahm er in seine Berge das Bewußtsein mit, die Freiheitssonne der Märztage bei ihrem Aufgange begrüßt und seinen, von

dem ungewohnten Glanze ihrer Erstlingsstrahlen noch geblendeten Landsleuten manches wohlgemeinte Wort der Warnung und Belehrung zugerufen zu haben. Und auch jetzt noch läßt er bisweilen seine Stimme, die unter dem Volke, mit dessen Denk- und Sprechweise er vorzugsweise vertraut ist, immer vielfachen Anklang findet, von dorther in gleichem Sinne vernehmen.

C. gehört jedenfalls zu den fruchtbarsten Schriftstellern seines Vaterlandes. Er hat wohl über hundert Theaterstücke theils selbst verfaßt, theils bearbeitet und übersetzt, die fast sämmtlich aufgeführt und zum größeren Theil höchst beifällig aufgenommen wurden. Sein „dramatisches Sträußchen", ein Taschenbuch, das seit 1809 in 18 Jahrgängen erschien, enthält allein mehr als 60 Stücke. Beinahe in jeder Species der dramatischen Dichtungsart hat er sich versucht, mit dem meisten Glück im Lustspiele, im Melodram, in der Operndichtung und in der Parodie. „Der Schicksalsstrumpf", den er mit Aloys Zeitteles gemeinschaftlich strickte, hielt den Müllner'schen Fatalisten, so wie früher schon: „Roderich und Kunigunde", das in neuester Zeit erst vorzüglich ansprach, den Rittercomödien-Schreibern einen überaus ergötzlichen Spiegel vor. Außerdem lieferte er noch eine zahllose Menge kleinerer Aufsätze, Gedichte, Sprichwörter, Räthsel, Charaden und Logogriphen, Anekdoten, Erzählungen, Lebensbilder, Erinnerungen aus seinem eigenen Leben, Reiseskizzen u. s. w., fast in alle Zeitschriften und Taschenbücher Deutschlands, da er seines Talentes und Rufes, so wie seines verläßlichen Charakters wegen, stets in Anspruch genommen wurde. Auch führte er die Redactionen mehrerer Journale, wie z. B. der „Thalia" (1810 — 1811), des „Sammlers", des „Wiener Conversationsblattes" (1822), des „allg. Wiener musikal. Anzeigers" (1829 — 1840). Seit 1823 gab er das Taschenbuch: „Huldigung den Frauen" heraus, einen viel gesuchten Blütenstrauß, den die Octoberstürme des vorigen Jahres für immer entblättert zu haben scheinen.

Ein detaillirtes Verzeichniß seiner sämmtlichen belletristischen Schriften hier zu geben, verbietet mir der Mangel an Raum. Den Kern derselben gab er in einer „vollständigen Ausgabe letzter Hand in strenger Auswahl", die bei A. Pichler im J. 1844 in 15 Bändchen, denen sich im J. 1847 ein „Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Enns" (Wien, Tendler & Comp.) und

in einer zweiten Auflage (Wien, 1848, Mayer & Comp.) ein 16. Bändchen anschloß.

Allein außer dieser seltenen Fruchtbarkeit im schönwissenschaftlichen Fache, gebrauchte Castelli seine Feder auch zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken. Sein Aufruf um Beiträge zum Ankaufe von Holz für die Armen im strengen Winter 1829 — 1830 erzielte binnen vierzehn Tagen die große Summe von 12.000 Gulden. — Seine populäre Schrift über die Cholera im J. 1831 erwarb sich nicht nur den Beifall der Behörden, sondern stiftete auch, in einer Auflage von 10.000 Exemplaren, allenthalben viel Gutes. Ein Gleiches kann von seinem Werkchen: „Wohlgemeinte Worte über die österreichische wechselseit. Brandversicherungsanstalt" gesagt werden. Und wie mit dem Worte, wirkte er auch durch die That. Er gab in verschiedenen Jahren Abendunterhaltungen für Humanitätsanstalten und betheiligte dabei sich selbst durch declamatorische Vorträge. Im Jahre 1847 gründete er den Thierschutzverein in Wien, ein wohl intentionirtes Institut, das seinem Herzen alle Ehre macht, allein bei der Ungunst der jetzigen Verhältnisse geringes Gedeihen hoffen läßt.

Daß er auch auf einem ihm fremderen Felde mit Geschick sich bewegen können, bewies er durch seine, im Auftrag der Landstände (1836) verfaßte „Beschreibung der dem Kaiser Ferdinand geleisteten Erbhuldigung."

Das Jahr 1848 drängte ihn auf das Gebiet der Politik, auf dem er durch seine populäre Darstellungsgabe in's Volk zu dringen wußte. Mehrere seiner Flugschriften, wie z. B.: „Was ist denn jetzt in Wien geschehen?" — „Der Bauer kommt vom Reichstage zurück." — erlebten in wenigen Tagen Auflagen von 16.000, ja von 100.000 Exemplaren.

Daß es einem so thätigen und vielseitigen Schriftsteller, der zugleich auch als Beamter und Mensch vielfach sich verdient gemacht hat, an Auszeichnungen nicht fehlen konnte, ist natürlich. Schon im J. 1809 erhielt er die silberne Aufgebotsmedaille, im J. 1815 die Decoration der Lilie in Frankreich, im J. 1817 die österr. mittlere goldene Verdienstmedaille mit Oehr und Band, im J. 1846 den fürstl. Hohenzollern-Hechingen'schen Haus- und den kön. dänischen Danebrog-Orden, nebst Verdienstmedaillen für Kunst und Wissenschaft von Preußen, Parma u. s. w. Im Jahre 1835 wurde er zum Ehrenbürger von Wien ernannt. Mit Diplomen von Kunst- und Gelehrtenvereinen, literarischen

und humanistischen Gesellschaften kann C. ein ganzes Zimmer ausstaffiren, und von Pretiosen, die er als Zeichen der Anerkennung erhielt, eine kleine Schatzkammer sich anlegen. Zu all' diesen Raritäten, die ihm von auswärts zufloßen, kommt noch dasjenige, was er, seinem Grundsatze gemäß: daß ein Hagestolz irgend ein Steckenpferd reiten müsse, aus Liebhaberei selbst gesammelt hat. Hiezu gehört vor allem eine Sammlung von Schauspielen (beiläufig 12.000 Stücken in 3000 Bänden), von Porträts bekannter Schauspieler und Theaterdichter, von fast allen Wiener Theaterzetteln seit 1600 bis auf die neueste Zeit u. dgl., die ihm die k. k. Hofbibliothek abgekauft hat; dann eine Sammlung von 1800 Tabakdosen, die dadurch einen bedeutenden Werth erhält, daß 300 Stücke davon mit Oelbildern von den berühmtesten österreichischen und auch fremden Malern geschmückt sind.

Was C.'s. Charakter anbelangt, so sind Gutmüthigkeit und Lebensfrohligkeit die hervorstechenden Züge desselben, die in ihm das Prototyp eines echten Oesterreichers, wie dieser bisher war, erblicken lassen. Dabei ist er besonnen, genau, ordnungliebend auf eine bei einem Dichter überraschende Weise, und sehr fleißig. Daß ihn seine Laune und sein angeborner Witz bisweilen über die Grenzlinie des Aesthetischen wegführt, wird er selbst eben so wenig läugnen wollen, als daß er, wenn ihm etwas gefällt, im Ausdrucke sich leicht übernimmt und daß er aus gutem Willen bisweilen über seine eigentliche Sphäre hinausschweift (wofür die Neuzeit keine schonende Rücksicht kennt) und daß er's umsonst über sich zu gewinnen suchte, gegen Tadel gleichgiltig zu bleiben.

Als Schriftsteller behauptet C. in der österreichischen Literaturgeschichte jedenfalls einen sicheren, ehrenvollen Platz. Für's erste läuft sein Name vom Eingang einer interessanten Entwickelungsperiode der vaterländischen Literatur bis zu deren Ausgange begleitend mit; für's zweite galt und gilt er im Auslande für ein getreues Abbild des österreichischen Volkscharakters; für's dritte endlich hat er in allem, was er selbst producirte oder sich assimilirte, Eigenthümlichkeit genug entwickelt, um als selbstständiger Dichtercharakter beurtheilt werden zu können; zudem geht bei ihm der Mensch mit dem Dichter so Hand in Hand, daß, wie bisher seine Persönlichkeit nicht das wenigste zur Beliebtheit seiner Schriften beigetragen haben mag, eine nachfolgende Generation dieselben vielleicht oft und gerne durchblättern dürfte, um das Bild des Mannes herauszufinden, von dem ihr die Tradition so manchen charakteristischen Zug bewahrt hat.

J. F. Castelli.

C. ward unbedingt der populärste Dichter Oesterreich's, als der er, durch ununterbrochenen freundschaftlichen Verkehr mit allen literarischen Notabilitäten des Auslandes, nicht wenig dazu beitrug, dem österreichischen Volkscharakter auch auswärts Klang und Geltung zu verschaffen. Das österreichische Element prävalirt in ihm so sehr, daß er es sogar jenen seiner Arbeiten, die er gewiß selbst nicht als strenge Originale sich vindiciren wollte, einen gewissen Zug von Ursprünglichkeit verleiht, der C's Feder nicht verkennen läßt. Auf diese Weise wirkte er, seinen Weg ruhig verfolgend, in unserer Mitte emsig fort, theils selbst thätig, theils ermunternd und theilnehmend, und mit besonderer Vorliebe darauf bedacht, jüngeren Talenten den Weg zur Oeffentlichkeit zu bahnen; ja es dürfte unter allen Poeten der neueren Zeit nicht leicht einen geben, der nicht entweder in die literarische Welt von ihm eingeführt, von ihm angeeifert, durch ihn mit anderen in geistigen Rapport gesetzt worden wäre, oder wenigstens jederzeit ein freundliches Wort und ein williges Ohr bei ihm gefunden hätte. Daher mag es auch hauptsächlich kommen, daß selbst die neueste Periode, die, nach Art der Cannibalen, ihre Pietät darein setzt, die älteren todtzuschlagen, damit sie nicht langsam abzusterben brauchen, den schlichten, alten Castelli noch immer etwas gelten läßt.

Was die Auswahl aus Castelli's Werken betrifft, so war es in der That schwierig, aus so zahlreichen Schriften, deren Mehrzahl aus Dichtungen und Aufsätzen größeren Umfanges besteht, einige Poesien herauszufinden, die, obgleich kürzer und dem dramatischen und novellistischen Elemente fremd, dennoch zur Charakteristik des Dichters hinreichen. Die Herausgeber nahmen sich daher die voranstehende Biographie zum Maßstabe und wählten zunächst solche Gedichte, die im Zusammenhalte mit dem Leben des Verfassers, gewissermassen zum Commentar dessen dienen können, was ich, als sein langjähriger Freund, mit herzlicher Wärme, aber gewiß nicht mit parteiischer Vorliebe über ihn gesagt habe.

J. G. Seidl.

J. F. Castelli.

Gedichte.

Kriegslied für die österreichische Armee.

(1809.)

Hinaus, hinaus, mit frohem Muth!
Hinaus, in's Feld der Ehre,
Damit der Feinde Uebermuth
Nicht uns'rer Brüder Hab' und Gut
Und unser Land verheere.

Soldaten! laßt uns zieh'n mit Gott,
Wohin die Fahnen winken;
Sie nicht verlassen, wenn auch Tod
Aus tausend Feuerschlünden droht!
Wir siegen, oder sinken.

Zwar sind wir nicht aus einem Land,
Doch einer Kette Glieder,
Denn Franzen's milde Vaterhand
Umschlingt uns mit dem Segensband,
Und so sind wir ja Brüder.

Einst hatte auch der Römer Heer
Die halbe Welt verschlungen,
Da traten uns're Väter her
Und stellten muthig sich zur Wehr,
Und Roma ward bezwungen.

Noch erbte euer Sinn sich fort,
Ihr Väter! auf die Söhne;
Wir dulden auch kein schimpflich Wort,
Ein Schuft nur leidet es hinfort,
Daß man den Deutschen höhne.

J. F. Castelli.

Was, Feinde, euer Stolz entwarf,
  Das sollt mit Blut ihr büßen;
Beweisen wollen wir's euch scharf,
Daß man nicht Jahre lernen darf,
  Um auf den Feind zu schießen.

Vom „Rechtsumkehrteuch!" wollen wir
  Im Schlachtgewühl nichts wissen;
Nur vorwärts wehe das Panier,
Für diesmal wollen wir dafür
  Euch auf den Rücken schießen.

Dem Vaterland bleibt jeder treu
  Im Tode, wie im Leben,
Und schleichet ihr mit Gold herbei,
So wollen wir mit uns'rem Blei
  Euch kräftig Antwort geben.

Was Franz befiehlt, das thun wir gern,
  Und Keiner wird da weilen;
Doch lassen wir — nein, das sei fern; —
Von keinem andern fremden Herrn
  Befehle uns ertheilen.

Was ihr uns einst in Schlachten nahmt,
  Damit müßt ihr nicht prahlen;
Wir handeln nun das Rächeramt,
Ihr müßt uns alles insgesammt
  Mit Interessen zahlen.

Vertraut nicht jener Völker List,
  Die sich euch überließen:
Denn, wie ihr euern Freund begrüßt,
Wenn er euch nicht mehr nöthig ist,
  Das habt ihr ja bewiesen.

Baut nicht auf eurer Krieger Schaar,
  Auf jene leichten Kinder,
Oft dreht das Glück sich wunderbar;
Sie laufen schnelle vorwärts zwar,
  Doch rückwärts noch geschwinder.

J. F. Castelli.

Ihr droht der ganzen Welt den Krieg,
 Fröhnt sie nicht euren Winken;
Bisher bekrönt' euch zwar der Sieg,
Doch, was so schnelle aufwärts stieg,
 Pflegt schneller noch zu sinken.

Hoch lebe unser Herrscherpaar! —
 Es enden, Franz, — die Leiden;
Du fühltest manche Jahre zwar
Der Krone Last nur immerdar,
 Nun fühl' auch ihre Freuden.

Es lebe Carl, der deutsche Held,
 Dem neue Lorbeern grünen!
Er führt uns selbst auf's Ehrenfeld:
Auf, Cameraden! zeigt der Welt,
 Daß wir es auch verdienen.

Ihr Lieben, reicht uns noch die Hand!
 Und weinet keine Zähre;
Ihr wollt ja nicht der Kinder Schand',
Es gilt für Fürst und Vaterland,
 Für Eigenthum und Ehre.

Und nun, Ihr Brüder! was auch droht,
 Hinaus, hinaus zur Rache!
Scheut keine Lasten, keine Noth,
Wir siegen, denn mit uns ist Gott
 Und die gerechte Sache!!! —

Trostgedicht für die Kleinen.

Es hat mich immer sehr verdrossen,
 Wenn man mich nur die Kleine hieß,
Viel Thränen hab' ich schon vergossen,
 Daß Gott so klein mich bleiben ließ;
Doch jetzt hab' ich mir Zeit genommen,
 Und überdachte mir es recht,
Da bin ich endlich d'rauf gekommen,
 Es sei denn doch nicht gar so schlecht.

J. F. Castelli.

Ihr Leidensschwestern! die der Himmel
Nicht hoch zu sich emporgestreckt,
Die darum, weil ihr im Gewimmel
Nicht vorragt, Mancher höhnt und neckt,
Bleibt hübsch am Boden, seid bescheiden,
Erhöben soll euch dieß Gedicht,
Hört an, was es zum Trost im Leiden,
Und um euch zu vertheid'gen spricht:

Es sagt ein Wahrwort alter Zeiten:
Das alles Kleine herzig ist,
Weil man die Liebenswürdigkeiten
Ja niemals nach der Elle mißt. —
Ein jeder Mensch wird gut geboren,
Das Böse schleicht sich später ein,
Da sind die Großen ganz verloren,
Bei Kleinen ist der Platz zu klein.

Uns kümmern Wetter nicht und Stürme,
Wir können immer ruhig sein,
Der Blitz schlägt öfters in die Thürme,
Als in die niedern Hütten ein.
Mama Natur gab uns ganz weise
Im Duodezformat heraus,
Und schmückt' auf dieser Lebensreise
Gleich einem Taschenbuch uns aus.

Wir wissen besser zu gefallen,
Wir schmiegen leichter uns in's Joch
Und wenn wir Kleine etwa fallen,
So fallen wir ja nicht so hoch. —
Wie oft geschieht es bei dem Großen,
Daß er nicht g'rade gehen kann,
Wir haben's besser, denn wir stoßen
Uns nicht so leicht die Köpfe an.

Die undankbaren Männer klagen:
Ein Weib sei eine Last sogar,
D'rum wird ein jeder lieber tragen
Die klein're Last: — das ist doch klar;

J. F. Castelli.

Die Kleine macht nur kleine Schmerzen,
Der Mann ist sicher vor Betrug,
Denn in der Kleinen kleinem Herzen
Ist nur für Einen Raum genug.

Wir sind nur Miniaturgeschöpfchen,
Und darum lieblich anzuseh'n,
Zwar ist es wahr, daß kleine Töpfchen
Gewiß viel leichter übergeh'n;
Das kommt daher: Es sind die Flammen —
— Mehr theilend sich im größern Haus, —
Bei uns im engern Raum beisammen,
Da brennt's denn gleich zum Dach hinaus. —

Von all den kleinen großen Leuten,
Die schon gelebet, red' ich nicht,
Und auch das Sprichwort aller Zeiten:
Was groß ist, das ist — — sag' ich nicht,
Sonst könnte man den Text mir lesen,
Und sagen: — macht die Kleine da
Von Kleinigkeiten nicht ein Wesen,
Als wäre gar kein Großer nah.

Nur Eines drängt's mich noch zu sagen,
Das soll auch nicht verschwiegen sein;
Ich muß die Großen alle fragen:
Wen lud Gott selber zu sich ein? —
Uns hat sein Sohn in Schutz genommen,
Sprach nicht der Spender alles Licht's:
Die Kleinen lasset zu mir kommen!
Doch von den Großen sprach er — nichts.

Gretchen in der Stadt.

Ich freue mich herzinniglich,
Daß ich die Stadt gesehen,
Doch um dort froh zu werden, muß
Man ihre Sprach' verstehen.

J. F. Castelli.

Sie reden ja so kauderwälsch,
Und so vertrackte Sachen,
Daß ich nicht wußte, ob sie deutsch,
Ob sie chinesisch sprachen.

Der Eine sagte: Im Gesicht
Seh' er mir Rosen blühen,
Der And're sah in meinem Kopf
Zwei große Sterne glühen;
Der Dritte jammerte sogar,
Ich schlüg' ihm eine Wunde,
Und sprach: ich hätte Pfeil' im Aug',
Und Elfenbein im Munde.

Die närr'schen Leute glauben auch,
Ich hätte seid'ne Haare,
Von Alabaster sei mein Hals,
Wovor mich Gott bewahre!
Ein alter kupfernas'ger Herr,
Der wollte gar beweisen:
Ich sei — weil ich ihn ausgelacht —
Durchaus von Stahl und Eisen.

Ein Dicker sprach: Er säh' mir's an,
Ich hätt' ein Herz von Butter,
Ein Mag'rer sprach: Cupid' heiß' ich,
Und Venus meine Mutter;
Ach Gott! was das für Lügen sind;
Das weiß ja doch ein Jeder,
Daß ich 'ne Waise bin, und steh'
Im Dienst beim langen Peter.

Der Eine hätte, — hielt' ich still,
Mich in die Hand gebissen,
Der And're trat mich unter'm Tisch
Beständig mit den Füßen;
Der Dritte zwickte mich in's Kinn
Und hieß das arme Gretchen —
Wohl spottend nur — die Königin
Von allen andern Mädchen.

Und manche knieten gar vor mir
Und sagten mir zur Ehre,
Daß ich gar eine Göttin sei
Und anzubeten wäre.
Die Leute freveln lästerlich,
Denn wie ich das verstünde,
So müßt' ich Gottes Weib ja sein,
Verzeih' mir Gott die Sünde!

Kurzum sie reden solches Zeug,
Es ist wol Spott und Schande,
Und seh'n auch Alles anders, als
Wir Leute auf dem Lande.
Was Schuld d'ran sei, daß falsch sie seh'n,
Das will ich euch wohl sagen;
Die Augengläser machen's, die
Sie auf den Nasen tragen.

Der Stotterer.

Thomas Hase mußt' erscheinen
Bei dem Amt der Conscribirten,
Als sie dort ihn visitirten,
Fing er an gar sehr zu weinen,
Sprechend: „He — Herr Offizier!
Ni — ni nichts fe — fehlet mir,
Aber sto — sto — stottern thu' ich.“
Der versetzte: „„Sei nur ruhig,
Denn man braucht dich nicht zum Sprechen,
Sondern nur zum Hau'n und Stechen!““ —
„Aber,“ — sagte Thomas weiter, —
„Wenn vor einem Ze — Ze — Zelte
Man als Wa — Wa — Wacht mich stellte,
Und die Fei — Fei — Feindesreiter
Sp — sp — sprengten auf mich ein,
Könnt' nicht We — We — Wer da? schrei'n.“ —
Lächelnd sprach der Offizier:

J. F. Castelli.

„„Das thut auch nichts, glaube mir,
Wenn die Wach' nur schreien kann,
Auf das Wort kömmt's da nicht an!““ —
Immer stärker weinte Hase,
So daß ihm die hellen Thränen
Liefen über Wang' und Nase:
„Ach! ich mu — muß noch erwähnen,
Schrie er — „se — se setzen wir
Ein Fei — Feind hau — haut nach mir,
Oder sch — sch — schießt sogar,
O ich a — a — armer Narr!
Au — au — aus wär's mi — mit mir,
Denn nicht sch — sch — schnell, wie Ihr,
Könnt' Pa — Pa — Pardon! ich schrei'n.“

Der Rettig.

(Ballade.)

Ludwig der Eilfte gelangte zum Throne,
  Frankreichs Lust war gerecht und groß,
Und er zog, auf dem Haupte die Krone,
  Feierlich ein in der Väter Schloß,
Jedes Herz flog ihm hoffend entgegen,
Jeder Mund schallt' ihm Glück und Segen.

Als er dankend nun schritt durch die Säle,
  Wo ihn begrüßt' ein bebändertes Heer,
Da schon empfand er, wie sehr es quäle
  Steuermann sein auf dem trüg'rischen Meer,
Wo der Sirenensang schmeichelnder Lippen
Leicht verlockt an gefahrvolle Klippen.

Und er musterte forschend die Menge,
  Welche gesenkten Blickes sich neigt,
Ob ihm denn unter all' dem Gedränge
  Nicht ein offenes Auge sich zeigt?
Sieh, da erblickt' er zu hinterst so Einen,
Der zu beten schien und zu weinen.

J. F. Castelli.

's war ein Bauer. — Der König blieb stehen,
Sprechend zu einem nahen Hatschier:
„Jenen Mann an der Thür will ich sehen,
Führ' ihn auf der Stelle zu mir!"
Und es theilt sich der Kreis unterthänig,
Alsbald führt' man den Bauer zum König.

Hin auf die Knie warf sich der Alte,
Drückt' auf des Königs Mantel den Mund,
Und sein: „Heil meinem Herrn!" erschallte
So recht herauf aus des Herzens Grund.
Ludwig erhob ihn, da sprach er dann heiter,
Wie hier wörtlich zu lesen, weiter:

„Ach mein gnädigster Herr! Ihr kennet
Wohl Euren alten Hauswirth nicht mehr,
Der sich Robert Mathurin nennet
Und aus dem fernen Burgund kommt her,
Um den schönsten der Tage zu sehen
In der Königstadt festlich begehen?

„Wißt Ihr, wie oft Ihr bei uns seid gesessen,
Noch als Dauphin in der Meinen Kreis'?
Wie Ihr mit uns manchmal Rettig gegessen?
War ja stets Eure Lieblingsspeis',
Immer noch denken wir dran, und die Meinen
Freu'n sich, so oft bei uns Rettig' erscheinen.

„Nun im heurigen Jahr hat gesegnet
Uns der Himmel ganz beispiellos,
's hat im Frühjahr tüchtig geregnet,
Und da wurden die Rettige groß.
Seht, da bring' ich ganz unterthänig
Euch die schönste der Wurzeln, Herr König!" —

„„Daß dein Rettig, mein Freund, etwas tauge,""
Sagte der König, „„das merk' ich wohl schon,
Denn es steigt mir das Wasser in's Auge,

Und wir reden doch nur davon,
Gib! — beim Festmahl will ich ihn essen
Und dabei Deiner gewiß nicht vergessen.""

Und der Bauer, erfreuet nicht wenig,
Zog einen Rettig bewundernswerth groß,
Schnell aus der Tasch', überreicht' ihn dem König,
Drauf eine Thrän' aus dem Aug' ihm floß,
Wollt' mit dem Aermel schnell wischen sie auf,
„„Laß — sprach der König — den Tropfen nur drauf.""

Und einem Pagen, der stand daneben,
Reicht' er die Frucht, rief den Zahlmeister vor,
Und befahl ihm, dem Bauer zu geben
Alsogleich hundert ganz neue Louisd'ors;
Augenblicklich war dieses geschehen,
Und der König will weiter gehen.

Plötzlich stürzte zu seinen Füßen
Aus dem Gedräng ein Edelmann:
„Herr! laßt auch mich die Wonne genießen,
Welche der Bauer sich heute gewann,
Mir auch erlaubt an dem festlichen Tage,
Daß ich Euch etwas zu bieten wage.

„Bin der Gutsherr von jenem Alten,
Habt mein Schloß als Dauphin auch beehrt,
Habt zu jener Zeit viel gehalten
Auf mein schönes arabisches Pferd,
Nun der Sprößling von diesem Pferde
Wurde das herrlichste Thier auf der Erde.

„Drum vergönnet mir, daß ich es stelle
Alsbald in meines Monarchen Stall!" —
Schwieg der König — er sah ganz helle —
Als ein Geizhals war überall
Dieser Edelmann laut beschrieben,
Ward vom Geschenk zum Geschenke getrieben.

„„Wohl! — versetzte der Mann mit der Krone —
Stellt es nur in den Marstall mir,
Und damit ich Euch würdig lohne,
Nehmet — diesen Rettig dafür,
Jenes — das herrlichste Pferd von den Pferden,
Dieser — der seltenste Rettig auf Erden.“““

Und dann?

(Legende)

Der Jüngling.

Ehrwürdiger Herr! Ihr kanntet mich,
Als ich, noch kämpfend mit Beschwerde,
Im heimischen Thale emsiglich
Geweidet unsers Dorfes Heerde; —
Das ist nun alles nicht mehr so,
Jetzt bin ich erst meines Lebens froh.
Ein reicher, großmuthvoller Mann
Nahm sich des armen Hirten an,
Hat meinen Körper getränkt und gespeis't,
Und gab mir auch Nahrung für meinen Geist.
So kommt's, Ehrwürden! daß ich allhier,
Auf hoher Schule, die Rechte studier'.
Sprecht selber, ob ich nicht sagen kann:
Ich sei recht glücklich geworden.

Der heilige Philippus Neri.

Und dann?

Der Jüngling.

All meinen Eifer werd' ich verwenden,
Die Studien nutzvoll zu vollenden,
Bis ich den Doktorhut mir gewann,
Und öffentlich disputirte —

Der Heilige.

Und dann?

J. F. Castelli.

Der Jüngling.

Dann werd' ich verworrene Rechtshändel führen,
Und alle gewinnen und keinen verlieren; –
Durch meine Kenntniß und Emsigkeit,
Beredsamkeit, Scharfsinn und Redlichkeit
Berühmt mich machen bei Jedermann;
Man bittet um meinen Beistand. —

Der Heilige.

Und dann?

Der Jüngling.

Dann sieg' ich sofort auf der Themis Feld,
Und komme zu Gut und komme zu Geld,
Ein wichtiges Staatsamt vertraut man mir an,
Ich werde ein vielvermögender Mann;
Die Fürsten senden mir Orden —

Der Heilige.

Und dann?

Der Jüngling.

Dann — dann — je nun, überströmet mit Segen
Schau' ich dem glücklichsten Alter entgegen,
Das ich im Wohlstand genießen kann,
Wo all meine Wünsche erfüllt sind.

Der Heilige.

Und dann?

Der Jüngling.

Dann?— dann? — ja dann bleibt nichts mehr zu erwerben,
Dann werd' ich — Ehrwürden! — dann werd' ich — sterben. —

Und der Heilige blickt' ihn durchdringend an,
Und fragte noch einmal donnernd: „Und dann?“

Der Jüngling aber antwortete nicht,
In seine Hände hüllt' er das Gesicht
Und ging. — Und nimmer wollt's ihm gelingen,
Dies letzte „Und dann?“ aus den Ohren zu bringen.

Ganz still ist er drauf und nachdenklich geworden,
Und trat in einen geistlichen Orden,
Wo er frömmig sich Aller Lieb' erwarb,
Und im hohen Alter auch selig starb.

Schlummerlied.

(Zu C. M. von Webers Musik gedichtet.)

Sohn der Ruhe, sinke nieder,
  Holder Schlummer auf die Flur,
Dein Umarmen stärke wieder
  Die ermüdete Natur.

Schweigt, ihr Vögel! ihr entweihet
  Jenen Gott, der stumm und blind;
Wenn er auch die Sonne scheuet,
  Ist er doch der Unschuld Kind.

Lispelt Kühlung ihm, ihr Weste,
  Rosenhügel sei sein Thron,
Beugt euch drüber hin ihr Aeste,
  Frieden ihm, des Friedens Sohn!

J. F. Castelli.

Charaden.

Zwei Dinge hindern mich,
Sonst macht' ich gleich zum Ganzen dich:
Daß mir das Erste nicht beschieden ist,
Und daß du leider schon das Zweite bist.

Hausfrau.

Das Erste aus dem Zweiten säuft,
Beim Ganzen gab es viel zu morden.
Das Erste läuft, das Zweite läuft,
Beim Ganzen ist gelaufen worden.

Roßbach.

Das Erste nahm das Zweite,
Und schlang es schnell in sich,
Zusahen viele Leute
Und lachten fürchterlich;
Da setzte sich auf's Zweite
Das Erst' und fuhr davon,
Da lachten wieder die Leute,
Dieß war des Ganzen Lohn.

Hanswurst.

Mein Erstes hat der König und der Bauer,
Der Adler und der Kolibri,
Die kleine Maus, so wie der große Auer,
Nur das Gewürme hat es nie.
Es weiß die Kunst daraus verschied'ne Sachen,
Doch meistens zum Vergnügen nur zu machen.

J. F. Castelli.

Mein Zweites dient, des Menschen Heiligthum,
  Sein Liebstes, seine Habe zu beschützen;
Und ob es schon die meisten Menschen nützen,
  So ist es doch nur Wen'ger Eigenthum.
So wie es Menschenhände formen, bringen
  Es tausend Pferde nicht von seinem Ort.
Und doch wird's einem kleinen Thier gelingen,
  Es trägt es ohne mind'ste Mühe fort.

Das Ganze ist ein Aufenthalt voll Grauen,
  Der uns die eig'ne Richtigkeit beweis't,
Es fürchten ihn die Kinder und die Frauen,
  Doch suchet ihn manch schwärmerischer Geist.

Bein-Haus.

J. F. Castelli.

Fabeln.

Der Altar und die Gerechtigkeit.

Ein Schuldiger floh in das Gotteshaus;
Es schrie die Gerechtigkeit: „Gebt ihn heraus!"
Eine Stimm' erscholl aus des Altars Rauch:
„Zurück! ich bin heilig, das Unglück ist's auch."

Systeme und die Wahrheit.

Den Berg der Wahrheit kletterten hinan
Zwei Forscher; — einer wandte rechts die Schritte,
Der and're folgte links der Bahn;
Die Wahrheit rief: „Ich wohne in der Mitte!"

Der Ochs und die Frösche.

Das Volk der Frösche ganz entsetzlich schrie,
Da kam ein Ochs zum Sumpf und überbrüllte sie. —
Groben Leuten ist es eigen,
Daß sie nur vor gröber'n schweigen.

Die beiden Götter.

Es hatt' ein fremdes Volk zwei Götter,
Der eine drückte Jedermann,
Der and're war in Noth ein Retter;
Drum beteten sie — beide an.

J. F. Castelli.

Sprüchwörter.

Hast du einen Bauer nicht gern,
So mach' einen Bauer zu seinem Herrn.

Zu denken, was er will, steht frei einem Jeden,
Aber nur, was sich ziemt, darf er reden.

Oft ist ein Ding anfangs recht,
Aber die Folgen machen's schlecht.

Wenn der gemeine Mann den Rath will lehren,
Dann ist's Zeit, zu strafen und abzuwehren.

Ein neues Gesetz macht man über Nacht,
Aber der ist gestorben, der Handhaben macht.

Wenn Alle wären reich
Und wären Alle gleich,
Und wären All' am Tisch gesessen; —
Wer brächte ihnen denn das Essen?

Wenn man weiß, auf einer Seite sei das Recht,
So ist das Neutralbleiben schlecht.

Steht dein Haus an der Straßen,
Mußt dich von Vielen hofmeistern lassen.

Zwei Geburtstage die Menschen haben:
Geboren werden und begraben.

Der für das Vaterland nicht Blut und Leben setzt ein,
Ist nicht werth irgendwo geboren zu sein.

J. F. Castelli.

Aus dem Leben.

Warum ich ein Junggeselle bin.

Weil ich nicht in den Ehstand sprang,
  Wie es so viele Andere thaten,
Weil ich vorerst überlegte lang,
  Mir von erfahrenen Männern ließ rathen,
Weil ich weiß, daß die Schnelligkeit
  Meistens auch ist der Thorheit Quelle,
Heute gethan und morgen bereut,
  Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil mein Vater mir selbst geklagt:
  Mütterlein hab' eine spitzige Zunge,
Weil er in traulichen Stunden gesagt:
  „Bleibe ledig, ich bitte dich, Junge!"
Weil ich sah, daß nur er in das Haus
  Schaffen mußt' alle Gelder zur Stelle,
Und die Mutter allein gab sie aus,
  Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil man Einer stets treu bleiben soll,
  Hymen gebeut es, der strenge Richter,
Und weil ein Herz empfindungsvoll,
  Da es gibt so viel schöne Gesichter,
Auch bei Jenen uns pochend mahnt,
  Die der Priester an heiliger Stelle
Nicht an unsere Rechte band,
  Darum bin ich ein Junggeselle.

J. F. Castelli.

Weil ich weiß, daß, dem Sprichwort zum Hohn,
Alte Liebe doch meistentheils rostet,
Und dann zu knie'n an der Göttin Thron
Gar erschrecklich viel Mühe kostet,
Weil ich weiß, wie geschwinde sie fällt
Die vom Blute gethürmte Welle,
Und wie sich Schönes dann häßlich darstellt,
Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil ich weiß, daß wer A gesagt
Dann ohne Hülfe auch B sagen müsse,
Wenn es auch späterhin plötzlich ihm tagt,
Und sich zeigen die tauben Nüsse,
Weil ich geseh'n, wie so Mancher nahm
Liebchen für eine Mademoiselle,
Die doch den Namen verdiente: Madam, —
Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil ich Dich, Theure, nicht früher fand,
Als ich das Leben noch weniger kannte
Und als uns endlich die Liebe verband,
Dir auch der Zweifel im Herzen schon brannte,
Weil wir beschlossen: der Wille nur
Soll uns vertreten des Zwanges Stelle,
Lieb' uns nur fester binden, nicht Schwur, —
Darum bleib' ich ein Junggeselle!

Mein Porträt.

(Für diejenigen gemalt, die mich noch nicht kennen.)

Obschon ich mich unsterblich glaube,
So kann es doch vielleicht gescheh'n,
Ich werde einst dem Tod zum Raube
Und muß mit ihm hinübergeh'n;
Drum will ich jetzt mein Bild verfassen,
Und es der Nachwelt hinterlassen;

J. F. Castelli.

Nicht schmeicheln will ich mir, will geben
  Mein Bildniß treu Euch bis auf's Haar,
Denn Zeit ist's, hört man auf zu leben,
  Einmal zu wissen, was man war.

Den Gott Apoll vom Belvedere
  Kennt Ihr wohl Alle sicherlich;
Der ist sehr schön, — jedoch auf Ehre,
  Er sieht ganz anders aus, als ich;
Ist nicht so hoch emporgeschossen,
Und in ganz andre Form gegossen.
Zwei Grübchen nur in seinen Wangen
  Hat er, — mich aber sehet Ihr
Mit vielen — vielen Grübchen prangen,
  Und das ist wohl noch größ're Zier.

Mein Antlitz ist nicht dick, nicht mager,
  Mein Kopf — war schwarz und dicht behaart,
Mein Mund ist klein, der Leib nicht hager,
  Die Wangen schmückt kein Backenbart,
Die Nase etwas kolbenartig,
Die Zähne hin und wieder schartig.
Mein Aug' ist braun, nicht ohne Milde,
  Groß ist mein Fuß und dünn mein Bein,
Schuf mich nun Zeus nach seinem Bilde,
  So muß er nicht der Schönste seyn!

So ist mein Physisches, ihr Leute!
  Nun mal' ich mein Moral'sches euch.
Ich bin kein Freund von Zank und Streite,
  Seh' ich ein Thränchen, werd' ich weich.
Ich geißle gern, ich hab's bekundet,
Doch reut's mich, wenn ein Streich verwundet.
Nach Würden heb' ich nie die Blicke,
  Nach Reichthum heg' ich keine Gier,
Der Himmel gab zu meinem Glücke
  Ein Portiönchen Phlegma mir.

J. F. Castelli.

Ich schreib' in Versen und in Prosa,
  Weil mir es viel Vergnügen macht;
Gestehen muß ich wohl sub rosa,
  Daß mir das Herz im Leibe lacht.
Wenn Andre auch Vergnügen finden
An Manchem und dieß laut verkünden;
Doch schmäht man meine Geistessachen,
  Verlier' ich drum doch nicht den Muth,
Man kann nicht Allen recht es machen,
  War Eines schlecht — ist's And're gut.

So lustig müßt Ihr mich nicht halten,
  Als manche meiner Lieder sind,
Ich dicht' oft Spaßiges mit Falten
  Im Angesicht und trüb gesinnt;
Denn auch auf meinen Lebenswegen
Steht mir mein Herz sehr oft entgegen. —
So leb' ich denn, — weih' alle Tage
  Dem Fleiße und der Fröhlichkeit,
Die Nächt' der Ruhe von der Plage,
  Und der Vernunft die andre Zeit.

Da habt ihr mich sammt meinen Gaben,
  Nur Eins noch sag' ich schließlich Euch:
Wohin man einst mich wird begraben,
  Macht mir nicht bang, es gilt mir gleich.
Auch Grabeszier verlang ich keine,
Ganz einfach steh' auf einem Steine:
„Hier liegt ein Mann, der treu ergeben
  „Der Kunst gewesen und der Ehr',
„Er war nie viel in seinem Leben,
  „Und jetzo ist er gar nichts mehr."

Der Dosensammler.

Der Eine sammelt Bücher,
  Der Andre Schilderei'n,
Der Dritte sammelt Münzen,
  Der Vierte gar Gestein,
Der Fünfte ist an Rosen
  Und Pelargonien reich,
Ich aber sammle Dosen,
  Warum? das sag' ich Euch.

J. F. Castelli.

Zwei goldne, vier von Silber,
 Sie wiegen viele Loth,
Die taugen in's Versatzamt
 Zur bösen Zeit der Noth.
Dann andre zwei von Messing
 Und auch broncirte zwei,
Ersetzen ihre Stelle,
 Für's Volk ist's einerlei.

Geschmückt mit Frauenarbeit,
 Mit Blumenstickerei,
Hab' ich gar viele Dosen
 Und denke mir dabei:
Die Zeiten sind vergangen,
 Wo sie mich hatten lieb,
Die Mädchen sind verflogen,
 Doch ihre Arbeit blieb.

Portraite kann ich zeigen
 Wohl auch gar viele Euch,
Doch ach! die lieben Lärvchen
 Seh'n jetzt sich nicht mehr gleich.
Jüngst kam von diesen Schönen
 Mir eine in die Quer,
Da zeigt' ich ihr ihr Abbild,
 Sie kannt' es selbst nicht mehr.

Auch Dosen gibt's mit Haaren,
 Verschlung'ne Namen stehn
In brennend rothen Herzen,
 Gar rührend anzusehn;
Am Schönsten doch ist eine,
 Da prangt die Dreie drauf
Von Rosen so geformet,
 Die geht auch dreimal auf.

Dann hab' ich auch zwei Dosen,
 Von ganz besond'rer Art,
Die spielen Musikstücke
 Gar lieblich und gar zart,
Doch nicht aus wäl'schen Opern
 So ein Dumdideldei,
Vom Mozart was, vom Weber,
 Und Walzer noch dabei.

Da sind dann wieder andre
 Ganz einfach, schwarz und braun,
Doch ist darin verborgen
 So mancher Scherz zu schau'n.
Was, will ich Euch nicht sagen,
 Denn wollt' ich, — mit Respekt —
Ein Jeder soll's beschnüffeln,
 So hielt ich's nicht versteckt.

Ein kleines Döschen trag' ich
 Geh' ich zu Frau'n, im Sack;
Jedoch im Trauerspiele,
 Da schnupf' ich viel Tabak,
Da nehm' ich eine große,
 Auch in die Kanzellei,
Man muß da Priesen geben,
 Und nehmen vielerlei.

Von einem jeden Stoffe,
 Von jeglicher Gestalt
Besitz' ich Dosen, nehme
 Bald die und jene bald.
Veränd'rung würzt das Leben,
 Gewähret Zeitvertreib,
Mit Dosen darf man wechseln,
 Ach! nicht mit seinem Weib.

Aus Gold bieth' ich dem Reichen
 Ein Prischen dar mit Stolz,
Dem schlechten Komödianten
 Reich' eines ich aus Holz,
Aus Eisen laß ich schnupfen
 Den Mann vom festen Sinn,
Tonkünstlern aber reich' ich
 Schnell die Spieldose hin.

J. F. Castelli.

Den Ehemännern bieth' ich
Aus Horn ein Prischen an,
Und aus Krystalle schnupfen
Laß ich den braven Mann.
Ein gläsern Döschen nehm' ich,
Komm' ich in Frauennäh',
Und Dichtern reich' ich Tabak
Aus papier maché.

Kann nicht am besten leiden
Das Recensentenpack,
Und schnupfe auch mit diesen
Nicht allzugern Tabak,
Doch gaben sie zu schnupfen
So manche Prise mir,
Aus Feigenholz ein Döschen
Bieth' ihnen ich dafür.

Als Sie starb.

Es ist vorbei, mein Leben ist zerschnitten,
Die eine Hälfte ist gelös't von mir,
Erzürnter Gott! so fanden meine Bitten
Und Thränen keine Gnade mehr vor dir?
Der Tod hat mir ihr Leben abgestritten,
Mein elend Leben trennte mich von ihr,
Und keine Hilfe war und kein Erbarmen,
Er riß mein Alles mir aus meinen Armen.

Ja, Alles war sie mir auf dieser Erde,
Geliebte, Schwester, Freundin, Pflegerin,
Damit kein Uebel mich zu stark gefährde
War sie der größern Hälfte Trägerin.
Und was mein Herz, mein Blick auch nur begehrte,
Das war durch sie mein täglicher Gewinn,
Und diese Einz'ge mußt' ich sterben sehen! —
Darf denn der Tod auch Engel niedermähen?

Wenn dir dein Haus vernichtet ward durch Flammen,
So bist du arm; doch liegt es noch im Lauf
Der Möglichkeit, nimmst du die Kraft zusammen,
Du bauest dir ein neues, schön'res auf.
Nimmt Gott die Liebsten, welche dir entstammen,
Zu sich, mit Thränen blickst du dann hinauf,
Doch bleibt dir Jene noch, die sie geboren,
Doch ich hab' nichts mehr, Alles ist verloren.

J. F. Castelli.

Ja ich, ich bin der Aermste von den Armen,
  Steh' in der weiten Welt nun ganz allein,
Mein Glauben, Hoffen, Lieben und Erbarmen,
  Liegt alles unter einem kalten Stein,
Mein Herz, es kann an keinem mehr erwarmen
  Ich gab es ihr, man grub es mit ihr ein,
Ich bin ein Körper nur mehr ohne Herzen,
Der sich nur lebend fühlt durch seine Schmerzen.

Mag nicht mehr seh'n der Sonne feurig Prangen,
  Möcht lieber ruh'n bei ihr in ew'ger Nacht,
Mich ekeln an die frischen Rosenwangen,
  Denn ihre hat der Tod ja blaß gemacht.
Mich faßt es an, als ob mit glühnden Zangen
  Man mich verwundete, wenn Jemand lacht,
Denn Andrer Freuden bringen mir nur Leiden,
Und meine Leiden sind nur meine Freuden.

Sie sagen zwar: „ich soll ihr Glück ihr gönnen,
  Sie sei nun aller Erdenbürden los."
Ich kann mein Glück nicht von dem ihren trennen,
  Und wüßte sie mein Unglück sei so groß,
Gewiß, sie wollte selbst ein Glück nicht kennen,
  Das ohne mich der Himmel ihr erschloß,
Ich hörte nie sie über Bürden klagen,
Die sie mit mir vereinet hier getragen.

Dann meinen sie: ich werde schon gesunden,
  Heilsame Kräfte schlummern in der Zeit;
Nein, sag ich nein, es gibt so tiefe Wunden,
  Die nie vernarben, nicht in Ewigkeit,
Und hat ein dünnes Häutlein sich gefunden,
  Das von der äußern Wirkung sie befreit,
So fressen desto tiefer sie nach innen,
Und nimmer ist Genesung zu gewinnen.

Drum keinen Trost, ihr lieben guten Leute,
  Nicht faß' ich, was ein Freund theilnehmend spricht,

J. F. Castelli.

Ihr gebt mich nur noch mehr dem Schmerz zur Beute,
  Der dann hervor noch fürchterlicher bricht.
Ehrt, wenn ich düster Euch entgegen schreite,
  Ehrt meinen Gram und stört darin mich nicht.
Und wollt ihr mich nicht unbegrüßet lassen,
So mögt ihr meine Hand, sie drückend, fassen.

Solch einen Druck will ich mir selber deuten,
  Er saget mir: Dein Schmerz ist mir bewußt!
Er drückt mir aus all' die Vortrefflichkeiten
  Die ich besaß, und mißt mir den Verlust.
Er wünschet mir, Gott wolle mich geleiten,
  Hin, wo ich wieder ruh' an ihrer Brust;
Ihr Freunde solch ein Druck ist hier am Orte,
Doch keine Worte, — ach! — nur keine Worte!

So will ich still die Pilgerfahrt vollenden,
  Bis mir die Stunde der Erlösung schlägt,
Will meine letzte Kraft noch Jenen spenden,
  Die sie im Tode mir an's Herz gelegt;
Dann mag mir Gott den Todesengel senden,
  Der aus dem Thal der Qual zu ihr mich trägt,
Dann werd' ich endlich ausgelitten haben,
Mein Grab ist neben ihrem schon gegraben.

J. F. Castelli.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart.

Aloan.

I bån eng a Haisl ån Roan,
Dås Haisl is sauw'r und nöd kloan,
Åw'r ål maini Zima
Dö gfål n ma håld nima:
Den i bi in den Haisl aloan.

Fül Föga'ln, båld gros und båld kloan,
Dö sids'n foa'n Haisl au'm Roan,
Ean G'sang'l duad schål'n,
Åwr 's wül ma nöd gfål'n:
Den i hea' håld dö Föga'ln aloan.

Au'm Bea'cha'l foa'n Haus schdehd a Schdoan,
Då sids' i und schnaid maini Schboan,
Då siachd ma waidmechdi,
Dö Aussichd is brechdi:
Åwr 's g'fraid mi dös Schau'n nöd aloan.

Main Bödd'l is woach und nöd kloan,
I åwa lich boa't wia-n-a Schdoan;
I wålz mi håld uma
Als bed' i an Kuma:
Den i lich håld in Bödd'l aloan.

J. F. Castelli.

A Diaʳn håd da Wiaʳt fon da G'moan,
Dö waʳ siaʳ mi rechd, wia-n-i moan:
Zu'n Wai hån i s' g'numa
I soaringa Suma,
Und sida-den bin i nimaʳ aloan.

Es wül 's åwa biazt nima doan;
Main Hais'l dös wiaʳd iaʳ schon z' klaen.
Dö Rua is ausg'flog'n,
I hån mi bidrog'n,
O! i wollt' i warʳ widaʳ aloan!

D' Åmbrel'n.

Main Muada seli, nåch iara Daʳd,
Håd åli Dåch wås z'åmagschboaʳd;
Wån d' Schboaʳbigs woaʳ oanichi Guldna schdoaʳk,
So håd si si deanad wås kaft af'n Moaʳk.
Oanmåhl an sunz'lnaich'n Boarameda,
Damit ma woas, wås kimd siaʳa Wöda;
An åndasmåhl a schen's Bedbiachl,
Und wid'r anmåhl a saida's Diach'l.
Ån Oan's håd s' åwa ålawal denkd,
Unsa Heaʳged håd iaʳs åwa doh nöd g'schenkd,
's Geld håd dazua niamåhl'n g'lenga mög'n:
A sauwari Åmbrel'n siaʳn Rög'n.

Afd'n, — es is gråd iaʳ Gibuaʳdsdåch kuma, —
Und 's Huasd'n håd schon iwa Hånd bai'n iaʳ gnuma,
Si is schon gånz miselsichdi g'wös'n,
Und ohni Brül'n håd s' nima kina lös'n.
Då denk i: Wås kasd iaʳ den gschaid
Zu'n iaʳn Gibuaʳdsdåch muaring, daß sie's g'fraid?
Då is ma dö Åmbrel'n aing'fål'n,
Åwa då muas ma fül Geld dasiaʳ zål'n,

J. F. Castelli.

Das i dös griāch, wia sol i's ånfånga?
Då bin i zun Nåba iwri gånga,
Hån g'såd, i wül eām sāini Boām åbschdāig'n,
Und åbwuaʳma, wån a ma zöcha Guld'n wül lāig'n.
Māin guad's Wuaʳt håd a guad's Uaʳt åndroffa,
Und lifdi bin i in d'Schdåd āinig'loffa,
Und d' schensdi Åmbrel'n, hoch und wāidmechdi,
Fon blåwa Sāid'n und b'schlåg'n schon brechdi,
Rundumadum mid an Rög'nbog'n-Broām,
Dö hån i kafd und bin g'rend damit hoām.

In ånda'n Muaring. — d' Muadaʳ is noh g'lög'n
Und håd g'nåbfazd, — då bin ih af dö Zeg'n
Hing'schlicha zum Bödd, si håd nigs dafon g'wußd,
Hån iaʳ dö liawi g'såldradi Hånd sain bußd,
Und hån God böd'n, eaʳ mechd mainaʳ Åld'n
Noh a långs und aschbriaslig's Löb'n dabåld'n;
Afd hån ih iaʳ d' Åmbrel'n schdad af dö Duchad g'lögd,
Und hån mi g'schwind hinta'n Ofa faschdöckd.

Wia s' muntaʳ is wua'n und dasiachd dö Åmbrel'n,
Dö råsadi Frāid kån koan Mensch si fuaʳschdel'n,
Håd s' umadum ång'schaud und afg'måchd in Bödd,
Und bruwiaʳd håd si s' a, åls wån's rögna dād,
Und g'flend håd s' und kudad zu glāicha Zāid,
Und bed'd håd s': „O God! zål māin Hans'l dö Frāid!"
Und nåcha håd s' g'ruasd und g'schria'n nåch miaʳ:
Då bin ih zun Bödd hingånga zun iaʳ,
Hån g'wunsch'n fül Guad's iaʳ zun iaʳn Dåch,
Und daß s' båld d'Åmbrel'n ofd brauch'n måch,
Und ah zarāiss'n mit Frāid und mid G'sund,
Es war' iaʳ Ålas rechd heaʳzli fagund.
Då håd s' nigs g'sågd, håd sie åwabuckd,
Und håd ma māin Hånd nuaʳ rechd frāindla druckd.

D'Ambrel'n håd s' åwa nöd g'noss'n lång,
Håd's zwoamåhl nuaʳ brauchd au'm Kiaʳch'ngång,

J. F. Castelli.

Und oanmåhl håd sie's zun Båda midgnuma,
Und åfd'n is s' nimaʳ āus 'n Bödd āussakuma.
Und wiā s' af'n Dod'nbödd då is g'lög'n,
Und håd ma göb'n 'n miātaling Sög'n,
Då håd s' dö Ambrel'n nunmåhl ånz'schāu'n bigeāʳd.
„Håns!“ — sågd s' — „du håsd ålwal dāin Mūada geāʳd,
Und håsd iāʳ a Frāid g'måchd, wo 's d' kina håsd;
I wiāʳ bāi God bid'n, das a nöd di falåsd.
Wån blåw is da Him'l und d'Sun schāind so schen,
Då brāuchd ma mid koanaʳ Åmbrel'n nöd z'geh'n.
Wån åwa kuma dö driābseling Dåch,
Schāud maʳ um an Schiāʳm um und grāifd danåch.
Wån ålso bāi diāʳ a driāb's Wöda dūad kema
Māin Hans'l, so dūa dö Åmbrel'n fiāranema,
Schbån s' af, und denk bāi Schdūaʳmwind und Rög'n
Ån d' selichi Mūadaʳ und iāʳn Sög'n.
Blåw is dö Åmbrel'n, wiā da Himm'l is,
Dūarthin kumsd a zu da Mūada g'wis;
Dö blåwi Foarw, såg'n dö g'schāid'n Lāid,
Bidaid't dö Drāi und dö Bschdendikāid;
Drum håd da God blåw dāini Augna g'måhl'n,
Dö g'wis an Jad'n āinnema und g'fål'n.
Rāin is dö Sāid'n ån Åmbrel'ndåch:
God gib's, das dāin Heāʳz ah so rāin blāib'n måch!
Und 's scheni Broam wiā-n-a Rög'nbog'n,
Dös zoagd da: wån d' Wolkna si håb'n fazog'n,
So kimd nåcha widaʳ a hoatara Dåch.
Dösdwög'n drå̈ch geduldi dö Miā und dö Blåch.
Bāin Schdöka åwaʳ unt ån daʳ Åmbrel'n,
Då mūasd' da dås gūadi G'wiss'n fūaʳschdöl'n.
Wånsd' braf bisd und Neāmsd håsd a Load åndån,
So is dös a Schdåw wo's di håld'n kånsd drån.
Ån Ålas dös denk sāin, wån Kumaʳ und Nod
Und schlimi Zāid diāʳ in 'n Löb'n drod.
Löw wohl, māin Hans'l! — i g'schbiāʳ's, 's kimd da Dod.
Löw wohl! d'Åmbrel'n, dö nim hiāzd zu diāʳ;
God bhiād di! — du kimsd amåhl g'wis zu miāʳ!“

J. F. Castelli.

Wia s' dös håd g'sågd g'håbd, is s' wuarn gånds schdad,
Håd af d' entri Sait'n sih umidrahd,
An Huasda håd s' dån noh rechd schdoark und geach,
Und åfd'n is s' dåglög'n koaswais und bloach.

Mid maina Muada håm s' ål main Fraid
In diaf'n Bod'n mid åwikaid.
Zu iara Laichd, 's is a Schbridsa jusd kuma,
Då hån i d'Åmbrel'n mid au'm Fraidhof g'numa.
Und wia-n-i s' hån afg'schbånd åfd hoamadwearts,
Då is ma båld laichda woarn um main Hearz.
I hån mi af d' Ofabånk g'södzd und hån g'woand,
D' Åmbrel'n åbg'wischd und in Kåsd'n g'loand.
Und nuar, wån niar mih a schlechd's Wödar is kuma,
Und wån ih an Uarsåch hån g'håbd zun Bruma,
So hån i s' aus 'n Kåsd'n wida fiarag'numa,
Hån s' ång'schaud, ån d' Lear von main'n Muadarl denkd,
Und åfd'n håd mi nigs goar so schdoark grenkd,
Und g'wös'n is mar, åls wån d' Muada fragad:
„Wås is da den, Håns?" und åls wån s' nåcha sågad:
Sai ruawi, God wiard main Gibed dabearn,
Wån's ausg'rög'nd håd, wiard's åfd hoata wearn."

Jå und Noan.

Wån d' Muada sågd; „Kim, Söpp'l frisch!
Dö Suppa schdehd schon af'n Disch!"
            Då
            Schrai i lifdi: „Jå!"
Wån s' åwa sågd: „Da Hån håd g'schrian,
Schdeh af, geh aussi mid'n Kian!"
            Då såch i: „Noan!"
            Dös måch i håld nöd doan.

Wån d' gschdrengi Frau rechd fraindli schaud,
Sågd: „Söpp'l, bring båld wid'r a Graud!"
            Då

J. F. Castelli.

Schrāi i lisdi: „Jå!"
Wån åwa da g'schdreng Heaʳ åfd schrāid:
„Kimd's moāring rowad'n, 's is Zāid!"
Då såch i: „Nōan!"
Dös måch i håld nöd dōan.

Kimd åfd a Sun-, a Faijadåch,
Fabiād't da Bfōaraʳ åli Blåch,
Då
Giw j-eām Rechd, såch: „Jå!"
Wån 'r åwa af da Kånz'l bfnāusd,
Und iwa 's Dånz'n a nob hāusd,
Då såch i: „Nōan!"
Dös deaʳf maʳ ålmåhl dōan.

Siāch i dö Miādl bāin Fensda schdebn,
Und ruāfd sie: „Söpp'l, mågsd āina gebn?"
Då
Schrāi i lisdi: „Jå!"
Wån s' åwa drin wås blāuschd fon G'fōaʳ,
Und frågd: „Wülsd Jå såg'n bāin Åldōaʳ?"
Då såch i: „Nōan!"
Dös måch i håld nöd dōan!

Da fiāʳbladladi Gle.

Schon zwōanz'g Joāʳ bin i åld,
Und geh åli Dåch in Wåld,
Und i's Feld grāids und gweāʳ
Und schāu hin und schāu heāʳ,
Wo-n-ih geh, wo-n-ih schdeh,
Und find doh kōan fiāʳbladlad'n Gle.

Māin Grosmūada håd g'sågd,
Weāʳ 'n in Bedbiāchl drågd,
Deāʳ håd Glick ålawal,
's fliāg'n eām d' Hend'ln i's Mal.

J. F. Castelli.

Ih bring gõa[r] nigs in d' Heh,
Ih hån håld koan fiã[r]bladlad'n Gle.

In da Schul, åls a Bũa,
Hån i Schlö griãgd schon gnũa,
Gõa[r] fül Bãidla bãin Schobf,
Gang ma gõa[r] nigs in Kobf,
Nöd amåhl 's A-B-C:
Is hån håld koan fiã[r]bladlad'n Gle.

Bin åft Håldabũa wũa[r]n,
Hån fül Lamp'ln falũa[r]n,
Åli Dåch zwen und drãi,
Nigs åls Schlö und Kãirãi,
Und fon Richda[r] an Deh,
Dös måchd åls da fiã[r]bladladi Gle.

Da g'schdreng Hẽa[r] nimd mi draf
Åls sãin Åmdsdẽana[r] af.
Hån dö Schbidzbũam biwåchd:
Håd sie Dana fuã[r]tg'måchd,
Wiã-n-i in's Wiã[r]tshãisl geh;
Dẽa[r] håd g'håbd an fiã[r]bladlad'n Gle.

Wån i a Dẽand'l wül håm,
Gehd's ma[r] a niãmåhl'n z'såm;
Bin i wo bãi da Höck,
Fischd ma's glãi Dana wög,
Wal ih 's nöd rechd faschdeh;
Ih hån håld koan fiã[r]bladlad'n Gle.

Jå, ih g'schbiã[r] 's umadum,
Das ih niã zu wås kum;
Wås ih no so g'schickd dad,
Gang ma glaw'lsd fadrad,
Uj! bãi miã[r] is 's schon Schne,
Griãch ih nöd an fiã[r]bladlad'n Gle.

J. F. Castelli.

Z'nagsd'n wiã-n-i a so suãch,
Kumd a Mån mid an Buãch.
„Han, wås suãchsd?“ båd a g'frågd,
Han mãin Nod eãm glãi g'lågd:
Das ib uma då geb,
Und suãch håld an fiãrbladlad'n Gle.

Sågd a draf: „Du bisd dum!
Bucka muãsd di nöd drum;
Weãr nuãr suachd af dar Gard,
Deãr is 's Find'n nöd weãrd.
Auñ schaũ fãin in d' Heb,
Dromad wågsd da fiãrbladladi Gle.







Ludwig Aug. Frankl.

Ludwig August Frankl.

Der Träger obigen Namens, den die vaterländische Literatur seit bald anderthalb Jahrzehenden zu ihren Eingebürgerten zählt, wurde am 3. Februar 1810 in dem kleinen bischöflichen Residenzstädtchen Chrast in Böhmen, als erstgeborner Sohn einer geachteten israelitischen Familie, die mit den damals sehr einflußreichen Familien gleicher Confession, von Hönigsberg, von Henikstein u. s. w. in naher Verwandtschaft stand, geboren. Die Grundsätze, nach welchen der Knabe im väterlichen Hause erzogen wurde, waren ganz die jener strengern Religiösität, zu der ihren Sohn heranzubilden der wärmste Wunsch der Mutter und der ihrseitigen Anverwandten war. So lernte er frühzeitig das alte Testament und die andern canonischen Schriften des Judenthums in der Ursprache kennen. Die Bilder derselben prägten sich lebhaft und unauslöschlich seiner jungen Phantasie ein, und gaben ihm später zu wiederholten Malen die Anregung zu poetischen Produktionen aus dem Gebiete der orientalischen Sage. Der Wille des Vaters, der bei Zeiten darauf hielt, daß sein Sohn sowohl die deutsche als die böhmische Muttersprache rein sprechen lerne, bestimmte ihn für die Studien, und so wurde er denn, nachdem er in Leutomischl die Prüfung aus den Gegenständen der untern deutschen Schulen abgelegt hatte, für eine Zeit lang einem katholischen Geistlichen in seinem Geburtsorte zur Unterweisung im Lateinischen übergeben. Schon um diese Zeit regte sich in Frankl eine Vorliebe für eine Lektüre, die mehr die Phantasie anzuregen, als die Regeln der lateinischen Grammatik im Gedächtnisse zu befestigen geeignet war. Der kleine Bücherschrank einer katholischen Cousine wurde vom Titelblatte des ersten Buches bis zum Finis des letzten gewissenhaft in sehr kurzer Zeit verschlungen, und dem „Hyllos", einer in Prag erscheinenden Zeitschrift, welche interessante Details über Böhmen, Prag, deren Könige und Geschichte zu bringen pflegte, eine besondere Auf-

merksamkeit zugewandt. Dies weckte seinen Sinn für Romantik und vaterländische Vergangenheit gleichzeitig, was der, wenn auch wie immer kleine Prunk des bischöflichen Residenzlebens, so wie die theatralischen Vorstellungen, die man zuweilen im Schlosse zu sehen bekam, nur noch mehr zu nähren vermochten. Auf einer Ferienreise nach Brünn kaufte er sich für seine kleinen Ersparnisse, zu denen die gute Großmutter das Abgehende hinzulegte, einige Poeten: Salis, Matthisson und Schiller's Werke, Hölty, Bouterwek u. s. w. die sodann zu Hause ausschließlich aber- und abermals gelesen wurden. Der kluge Vater, dem die Neigung seines Sohnes nicht entging, fragte ihn einmal, nachdem er mit sehr viel Lebendigkeit die Geschichte des Blaubarts, die er in Gotter's Gedichten gelesen, erzählt hatte: „Möchtest Du denn auch ein Dichter werden?" Der Knabe wurde über und über roth und bejahte es. Die einsamen Wanderungen in die umliegenden Park- und Waldpartien, die Frankl im Sinne seines Lieblingsdichters Matthisson, und nicht selten auf Kosten der Lehrstunden zu unternehmen pflegte, verbunden mit dem geringen Erfolge, mit dem die Unterweisungen des hochwürdigen Lehrers gekrönt waren, bestimmten den Vater, ihn an ein Gymnasium nach Prag zu senden.

So wurde er denn zu Ende des Jahres 1823 Schüler des Piaristen-Gymnasiums auf der Prager Neustadt, an welchem unter andern der nachmalige Advokat und geistreiche Lustspieldichter Dr. Lederer, der spätere Dramatiker und Publizist Dr. Wiesner, sodann der phantastische Schauspieler Schritt (Tritsch), der Dichter der Worte zu Carl Maria von Weber's „letztem Gedanken" seine Mitschüler waren. Man kann nicht sagen, daß Frankl am Gymnasium irgendwie exzellirt habe, wiewohl Geschichte — jedoch in keinem höheren Sinne, als in welchem es eben damals den Leitern des österreichischen Unterrichtswesens sie zu betreiben erlaubt war, sein Lieblingsstudium wurde. Nur in stylistischen Elaboraten zog er bald die Aufmerksamkeit seines Lehrers, des P. Guido Lang, auf sich, und wurde von demselben sogar den Mitschülern zum Vorbilde aufgestellt, „dem man es gleichmachen müsse, um einen eminenten Calcul zu erhalten." Eine besondere Vorliebe bemächtigte sich nun Frankl's zum Deklamiren, wahrscheinlich durch Tritsch angeregt. Stoff zu diesen Redeübungen gaben ihm alle Balladen, deren er habhaft werden konnte, namentlich aber die Schiller's und Uhland's, und bald schrieb er selber welche. Schon früher hatte er sich in kleinen Gedichten im Style Matthisson's versucht. Die Ballade aber verdrängte nun diese Versuche

und nahm ihn ganz in Anspruch. Um diese Zeit etwa erschienen in Prag Carl Egon Ebert's Gedichte, für Frankl und seine Mitstrebenden ein Ereigniß. Sie wurden gelesen, auswendig gelernt, deklamirt, und neue Balladen wurden gemacht, ohne daß unser junge Dichter deshalb den Freuden des Studentenlebens, mit deren Elementen ihn eben gute Freunde bekannt zu machen anfingen, weniger zugethan gewesen wäre. Da brach im Winter 1825 ein anderes Ereigniß über ihn herein, das, gewaltig in seinen Wirkungen auf des jungen Menschen innere Zustände sowohl als äußere Verhältnisse, für ihn von entscheidenden Folgen werden sollte, der Tod seines Vaters. Die Zuflüsse, die ihm bis jetzt, wenn auch nicht reichlich, doch für ein bescheidenes Studenten-Dasein ausreichend, zugekommen waren, blieben aus, und Frankl sah sich genöthigt, sich fortan durch Unterrichtgeben selbst zu erhalten. Unter solchen Verhältnissen beendete er die Gymnasialstudien, und kehrte sodann nach Hause zurück. Hier sollte er nun, um als ältester Sohn der Mutter in Ernährung der jüngern Geschwister behilflich zu werden, den Studien Lebewohl sagen und die Leitung eines von seinem Vater auf die Großmutter übergegangenen k. k. Tabakdistrictsverlags übernehmen. Indeß wurde hierauf nicht bestanden und beschlossen, daß Frankl die philosophischen Jahrgänge an dem Leutomischler Piaristen-Collegium höre. Mit Ende des Jahres 1826 bezog er diese Schule, ohne den Wissenschaften, wie sie hier docirt wurden, am wenigsten aber den mathematischen Geschmack abgewinnen zu können. Am liebsten studirte er wieder Geschichte, die der Lehrer derselben, P. Präsident, ein jüngerer freisinniger Geistlicher, seinen Schülern möglichst interessant zu machen verstand. Die Balladenfeder wurde wieder zur Hand genommen. Ein wahrer Fund für Frankl war P. Pubicka's dickes Geschichtsbuch über Böhmen. Daraus wurden Balladenstoffe gesammelt, und endlich auch dramatische, und es entstanden in kurzer Zeit nacheinander die Trauerspiele „Agnes von Sezima", mit der er zu dem böhmischen Dramatiker Klicpera eine Fußwallfahrt nach Königgrätz unternahm; „Rudolf von der Wart", „Wenzel der Heilige", Arbeiten, die der Dichter als Kuriosa und wunderliche Reliquien einer eben so sehr strebenden als irrenden Jugend unter sieben Riegeln verschlossen hält, und unter andern auch einige Gedichte in cechischer Sprache. Eine Schauspieler-Gesellschaft, die Suwar'sche, die in einem Wirthshauslokale ihren Thespiskarren aufgeschlagen hatte, bot ihm das frühe Glück, ein Stück aus seiner Feder zur Aufführung gelangen zu sehen. Es hieß: „Die

Brautnacht", war unter dem Einflusse des Müllner'schen Fatums geschrieben, und dem Theaterdirektor sehr willkommen, da es ein gutes Haus versprach. Weniger als das Publikum, dessen größter Theil aus den Studenten aller Klassen, von vorne herein Beifallstürmern und Protektoren des Dichters, bestand, waren die Patres Professores mit dem Stücke einverstanden, in welchem sie eine Tendenz entdeckten, die ihnen wenig mit der Wohlgesittetheit eines Piaristenzöglinges vereinbarlich schien. Frankl wurde vor die Conferenz geladen und zwar zum Ausschlusse verurtheilt, jedoch mildernder Umstände wegen zu einer schlechtern Sittenklasse begnadigt.

Die sehr geringen Fortschritte, die er in der Mathematik machte, drohten zu einem gewaltigen Hemmnisse im Verlaufe seiner Studienjahre zu werden. Der mathematisch-strenge und gerechte Lehrer dieses Faches sagte einmal zu Frankl, nachdem dieser eine Viertelstunde lang mit der Kreide in der Hand stumm, wie ein Fisch an der Tafel vor einem algebraischen Exempel gestanden hatte: „Sehen Sie, Sie wollen singen — und können nicht einmal — reden!" Einige Balladen, „die Gründung des Alten-Weiber-Spitales zu Leutomischl" überschrieben, die der schlechte Rechner dem guten Professor sauber abgeschrieben zueignete, erweichten dessen verziffertes Gemüth, und Frankl konnte in den Ferien 1827 einen Ausflug nach Wien machen, um hier Hormayr aufzusuchen und ihm ein episches Gedicht in Hexametern „Ján Pancír" zur Einsicht mitzutheilen, welches auch in dem „Archiv" des Genannten (Jahrgang 1828) abgedruckt erschien. Seinen bleibenden Aufenthalt in Wien sollte Frankl erst im Herbste des nächsten Jahres nehmen, wo er dahin kam, um, ohne besondere Neigung, sondern eben blos deshalb, weil sein Glaubensbekenntniß ihn nicht hoffen ließ, in einem anderen Fache sich eine Existenz erwerben zu können, sich dem Studium der Heilwissenschaft zu widmen. Während der Dauer desselben hatte Frankl mit um so mehr Mühsal zu kämpfen, als sich seine geistige Thätigkeit nach mehren Richtungen hin zersplittern mußte. Das tägliche Bedürfniß nöthigte ihn zum „Stundengeben", der gewählte Beruf trieb ihn in den Sezirsaal, und der Drang des Herzens zur Poesie. Diesen Anstrengungen unterlag bald seine Gesundheit. Er erkrankte sehr ernstlich und verlor ein Studienjahr. Von vielem Einflusse auf ihn war damals der Umgang mit einem sehr begabten, früh verstorbenen jungen Dichter, Josef Pope, und die Berührung, in die er im Hause eines fein gebildeten ungarischen Edelmanns, von Schnierer, mit einem Kreise

geistreicher Männer und Frauen kam. Er ließ nun einzelne Gedichte drucken, die auch die Aufmerksamkeit der Poeten von Namen, insbesondere Raimund's auf ihn lenkten.

Eine Ferienreise, die er mit einem seiner Schüler in's Salzkammergut unternahm, kräftigte seine Gesundheit, erweiterte den Kreis seiner Anschauungen und ließ ihn eine Reihe lyrischer Gedichte schreiben, die nun einzeln gedruckt wurden. Jetzt begann Frankl den großen Wust seiner Balladen zu sichten. Eine gute Anzahl derselben war vaterländischen Inhalts, und inspirirt von der Begeisterung für Oesterreich, die er von der Schule mitgebracht hatte, und die im damaligen Dichterkreise, mit wenigen Ausnahmen herrschender Ton war. Ohne durch das Studium der Geschichte zu einem reiferen Urtheil gelangt zu sein, ohne höheren Ueberblick über den unverkennbaren Gang der Ereignisse, ohne tiefere Auffassung des Einzelnen in der Geschichte in dessen Zusammenhange mit dem großen Ganzen, in so viel als völliger Unkenntniß der jüngsten Begebenheiten im Westen Europas und der Motive derselben, faßte er den Gedanken, diese einzelnen Gedichte zu einem Ganzen zu vereinen, und so entstand das „Habsburglied", eine Reihe chronologisch geordneter Balladen, ohne leitende einheitliche Idee, blos zusammengehalten durch den Faden der Jahreszahl. Das Buch, 1832 erschienen, und auf den Einfall einer Verwandten, dem jüngern Könige von Ungarn gewidmet, machte bei den Patrioten, namentlich in den höhern Kreisen viel Glück, brachte ihm einerseits viel Lob, anderseits sehr empfindlichen Tadel, und nur ein Vortheil: eine Reihe der ausgezeichnetesten Connexionen, unter denen die mit Caroline Pichler und Josef von Hammer-Purgstall für ihn die einwirkendsten wurden. Die materiellen Vortheile, die Frankl jetzt und später aus der Dedikation dieses Buches und der Verbindungen in deren Gefolge hätte ziehen können, ließ er unbenützt, da er sie nicht mit Verläugnung seines Glaubens-Bekenntnisses erkaufen mochte. Sie beschränkten sich somit auf das von den Verlegern gezahlte geringe Honorar und die vom nachmaligen Kaiser ihm bewilligten Graduirungstaxen. Ein Jahr später erschienen die „Episch-lyrischen Dichtungen", Hammer-Purgstall zugeeignet, der diese Widmung durch die Zueignung seiner „Duftkörner" erwiderte. Durch Hammer-Purgstall mit der orientalischen Poesie näher bekannt geworden, schrieb Frankl die „Morgenländischen Sagen", die er auf einem Ausfluge nach der sächsischen Schweiz nach Leipzig mitnahm, wo sie 1834 erschienen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er Kind, Böttiger, Winkler, Tiedge,

Ludwig August Frankl.

der ihm schon früher einiges Freundliche über die episch-lyrischen Dichtungen geschrieben hatte, und dann Tiek, dem er den Plan zum „Colombo“ und Fragmente aus diesem Gedichte vorlas, und endlich den Landsmann Herloßsohn in Leipzig.

Zurückgekehrt nach Wien, übersetzte er zuerst auf Anregung einer Dame aus England, von der er Englisch erlernte, Thomas Moore's „Paradies und die Peri“, dann Byron's „Parisina“, die in Wien 1835 erschienen, und vollendete den „Colombo“, der 1836 in Stuttgart herauskam.

Nun hatte Frankl seine Studien zurückgelegt, und sah sich in der Lage, einem längst gehegten Wunsche Genüge leisten zu können. Er ging nach Italien, und zwar zunächst über Triest nach Venedig und dann nach Padua, wo er im Jänner 1837 eine Dissertation „De influxu Phantasiae“ schrieb und zum Doktor der Medizin promovirt wurde. Am Tage der Promotion ließ Faustino Canas aus Cagliari einer seiner neugewonnenen italienischen Freunde ein Gedicht auf den zwiefachbelorbeerten Arzt und Dichter des „Colombo“ an die Straßenecken Paduas heften. Von hier ging er nach Rom, wo ein sehr lieber und als Künstler einen hohen Rang einnehmender Vetter, Leopold Polak wohnte, der nichts unterließ, den überraschenden Besuch durch das Amt eines liebenswürdigen Cicerone durch Roms alte und neue Welt zu erwidern; und dann nach Neapel, wo er mit Leopardi, so wie später in Florenz mit Nicolini bekannt wurde. Hatten Frankl's Sinne auf der ganzen Reise nicht versäumt, von den herrlichen Kunstwerken Italiens zu l e r n e n, so fand er in Rom in den Ateliers Thorwaldsen's, Overbeck's, Reinhardt's u. s. w. Gelegenheit, sie zu b i l d e n. Hier war es auch, wo er den Cardinal Mezzofanti kennen lernte, und in einem Ponte molle alles von deutschen und vaterländischen Künstlern, was sich eben in Rom befand. Er beantwortete die festliche Begrüßung mit dem Gedichte: „An die deutschen Künstler in Rom“. Den Rückweg nahm er über Genua, wo ihm die Munizipalität in Anerkennung des „Colombo“ das Ehrenbürgerrecht verlieh und den Codice Colombo überreichen ließ.

Rückgekehrt nach Wien, war Frankl wohl reich an Eindrücken und poetischen sowohl als künstlerischen Erfahrungen, desto verlegener jedoch wegen Begründung seiner Existenz. Er schrieb einzelne Erlebnisse von seiner Reise nieder, ordnete seine Gedichte, begann die Studien zum „Don Juan de Austria“, wurde in die besten Cirkel gezogen und hatte

Ludwig August Frankl.

keinen andern Weg zur Herbeischaffung der Mittel, die sein nunmehr erhöhter Aufwand in Anspruch nahm, als den Beginn einer ärztlichen Praxis, deren Ertrag jedoch nicht zulangen wollte.

In Mailand hatte er seine Landsleute, die beiden Dichter Wilhelm Marsano, k. k. Oberst, und Jos. Em. Hilscher, k. k. Fourier kennen gelernt, und einige meisterhafte Uebersetzungen des Letzteren aus dem Italienischen, namentlich „die Gräber" des Ugo Foscolo zur Veröffentlichung mit nach Wien genommen. Hilscher starb bald, und Frankl gab nun dessen literarische Verlassenschaft, Uebersetzungen aus Byron von unübertroffener Vollendung und eben so ausgezeichnete Originalien, die er mit einer biographischen Skizze des Frühverblichenen begleitete, 1837 heraus.

Kurze Zeit darauf (1838) nahm er die ihm angebotene Stelle eines Secretärs der Wiener Israelitengemeinde an, und entsagte den Ansprüchen auf eine weitere ärztliche Laufbahn, um fortan der Literatur und seinem neuen Berufe zu leben.

Eine Zeitlang redigirte er nach Oesterlein's Tode das „Oesterreichische Morgenblatt", und war während desselben besonders bemüht, den lyrischen Kräften des Vaterlandes einen Einigungspunkt zu bieten. Im Jahre 1840 kam eine neue Sammlung seiner „Gedichte" heraus.

Mit dem Neujahr 1842 begann er die Redaktion und Herausgabe der Wochenschrift „Sonntagsblätter", die bald durch die Mitwirkung der besten Kräfte nicht minder, als durch das Streben des Redakteurs, der bildenden Kunst sowohl als den sozialen Interessen, deren Gebiete bisher in Oesterreichs Literatur so viel als brach lagen, in der Journalistik Eingang zu verschaffen, den Ruf des besten unter den Wiener Blättern erlangten. Namentlich übte er strenge Kritik über die Bühne sowohl als das damals im höchsten Flore begriffene Fingervirtuosenthum. Die musikalischen Kritiken des nachmals so unglücklichen Dr. A. J. Becher waren eben so sehr geschätzt von den Kennern, als gefürchtet von den Getroffenen. Als Beilage zu dieser Zeitschrift erschien 1842 ein biblisch-romantisches Gedicht: „Rahel", der französischen Schauspielerin Rachel gewidmet, ein andermal eine kurze Geschichte des Wiener Judenfreithofs nach authentischen Quellen. Zu Ende des Jahres 1845 war der „Don Juan de Austria" nach vielfältigen Unterbrechungen endlich zu Stande gekommen, und Frankl unternahm eine Rundreise durch Deutschland, auf welcher er Gelegenheit fand, zahlreiche geistige

Bekanntschaften in persönliche zu verwandeln und mit den bedeutendsten literarischen Capazitäten neue Verbindungen anzuknüpfen. Im Sommer 1846 erschien das Heldenlied „Don Juan de Austria“

Sogleich darauf schrieb Frankl einige kleinere epische Gedichte, und sah sich unter den serbischen Volksliedern um, deren er unter der Leitung des Sammlers derselben, Wuk Stephanovic Karacic, eine Anzahl übersetzte und zum Druck vorbereitete.

Ueber dieser Beschäftigung brach die Märzrevolution aus. Die „Sonntagsblätter“ wurden nun zum Stapelplatz einer Masse von historischen Daten, und erreichten in dem Augenblicke ihr Ende, als Windischgrätz allen Wiener Journalen sein „Bis hieher und nicht weiter!“ zurief. Interessant ist es, daß ein Gedicht Frankl's „Die Universität“, das unzählige Mal componirt wurde, und in hundert Tausend Exemplaren und Nachdrücken Verbreitung fand, den Anspruch machen kann, das erste in Oesterreich „ohne Censur“ gedruckte Blatt zu sein.

Das Jahr 1849 gestattete Frankln wieder zur Literatur zurückzukehren, und es ist dies Jahr für ihn nicht ohne Früchte verflossen. Schätzbare und reiche Sammlungen von Daten und Dokumenten bilden das während desselben mit außerordentlichem Fleiße zusammengetragene Material zu Memoiren aus der Revolution. Vollendet ward ein episches Gedicht, dessen Stoff der ungarischen Geschichte entnommen, demnächst erscheinen wird.

Dr. Siegfried Kapper.

Ludwig August Frankl.

Gedichte.

(Wien 1834. Sollinger — Leipzig 1840. Brockhaus.)

Königstraum.

Mir träumt' ich war ein König
Und herrschte weit umher —
Und liebt' in Leid und Wonne
Die rauschenden Harfen sehr.

Und was ich an Schmerzen erfahren,
Und was ich erfahren an Glück,
Das brachte mein treuer Sänger
In Liedern mir zurück.

Die horchenden Ritter und Frauen
Bewegte so Lust als Schmerz,
Sie fühlten mit, was getroffen
Hat ihres Königs Herz.

Erwacht, bin selbst ich der König
Und bin sein Sänger zugleich —
Die Worte sind meine Harfen,
Das Menschenherz mein Reich!

Frühlingsauferstehung.

Aus dem Luftgebiete
Fährt herab ein West,
Eh noch eine Blüte
Rings sich schauen läßt.

Und dem lustig Losen
Wird es bang allein,
Niemand ist zu kosen
Da, auf Flur und Hain.

Und zur Quelle nieder
Fährt er, haucht ihr zu:
„Frühling ist es wieder,
Auf aus deiner Ruh!"

Murmelnd unterm Eise
Gibt sie Antwort drauf,
Wie im Schlaf noch leise,
Springt dann lustig auf.

Und indeß der Erde
Hat er froh gelaunt,
Daß es Frühling werde
Lispelnd zugeraunt.

Und mit Neugier strecken
Gräser sich empor,
Und die Veilchen recken
Schlanke Hälschen vor.

Ludwig August Frankl.

Tausend Blumenaugen
Werden wach im Thal,
Die mit Wonne saugen
Lauen Sonnenstrahl.

Dann zu allen Bäumen
Schwärmt er fern und nah:
„Auf aus Winterträumen,
Lenz, der Lenz ist da!“

Und mit jungen Blättern
Prangen sie voll Duft,
Lerchenstimmen schmettern
In die blaue Luft.

Und es blüht und singet
All das Lenzgesind;
West, der hüpft und springet
Lustig wie ein Kind.

Und dann rauscht er leise
Auch an meine Brust:
„Ist zum Frühlingspreise
Dir kein Lied bewußt?“

Frei von allen Banden
Wird die Seele mir,
Heil, und auferstanden
Ist der Gott in ihr!

Waldtrost.

Hast du ein tiefes Leid erfahren
Im wild bewegten Lebensdrang,
Dann flüchte aus der Menschen Schaaren,
Zum Walde richte deinen Gang.

Die Bäume und die Felsen wissen
Ein Wort zu sagen auch von Schmerz —
Der Blitz, der Sturm hat oft zerrissen
Der Felsen Brust, des Waldes Herz.

Sie werden dir kein Trostwort sagen,
Wie antheillos die Menschen thun;
Doch wird ihr Echo mit dir klagen
Und wieder schweigend mit dir ruh'n.

Ludwig August Frankl.

Und die Lerchen sangen.

Bei der Sonne Strahl
Ging ich durchs Gefilde,
Wehten durch das Thal
Duft und Frühlingsmilde.

Neues Leben war
Fröhlich aufgegangen
Blau die Luft und klar,
Und die Lerchen sangen.

Und ich kam vorbei
An des Friedhofs Räumen,
Gräber Reih' an Reih',
D'rin die Todten träumen?

Und von Frost befreit
Blumenaugen sehen:
Ob es an der Zeit
Schon zum Auferstehen?

Achtend nur des Winks
Himmelher ergangen,
Bebten sie schon rings
Und die Lerchen sangen.

So viel Todte hier,
Die den Lenz nicht spüren —
Lerchen, Lerchen ihr,
Kann euch das nicht rühren?

Und wie Hände weiß
Winken Leichensteine —
Einmal hier im Kreis
Ruht auch mein Gebeine!

Eine Thräne rann
Ueber meine Wangen
Und ich zürnte dann,
Daß die Lerchen sangen!

Daß Natur uns fest
Kos't an ihrem Herzen,
Dann uns sinken läßt
Ohne Gram und Schmerzen.

Daß Natur allwärts
Stets sich kann verjüngen
Und das Menschenherz
Muß die Erde düngen!

Menschenloose.

Vom Himmel zogen rauschend
Viel runde Tropfen sacht;
Ich hörte lauschend, lauschend
Ihr Lied in dunkler Nacht:

„Wie wir so traulich wallen,
So hell, so klar, so rein,
Welch Loos wird, wenn wir fallen,
Auf Erden unser sein?“

Auf Blüthen fiel der Eine
Und schwelgte im Genuß,
Geliebt vom Sonnenscheine
Starb er von seinem Kuß.

Im Meere nahm den Zweiten
Still auf der Muschel Schooß,
Der ward für Ewigkeiten
Zur Perle hell und groß.

Ludwig August Frankl.

Ein Andrer fiel auf Eisen,
Das just von Flammen roth —
Und brannte sich mit leisen
Und flücht'gen Seufzern todt.

Der Vierte der Genossen
Trieb mit den Lüften Spiel,
Und war schon leicht zerflossen,
Eh' er zur Erde fiel.

Grund zur Andacht.

Der du grünend noch an Jahren
In dem Leben stehst;
Achte, daß du nicht an weißen Haaren
Stumm vorübergehst.

Neige mit dem Angesichte
Fromm dich jedem Greis';
Widerglänzend schon vom ew'gen Lichte
Ist sein Hauptbaar weiß.

Rath.

Willst durchs Leben wandern,
Froh und leicht ans Ziel?
Hoffe nichts von andern,
Von dir selbst — nicht viel. —

Was dich leicht bewahre
Vor der Menschen Neid?
Altergraue Haare
Und ein Bettlerkleid!

Ins Meer.

Wo fern verhallt der Erde Schmerz,
Wo Sturm und Woge sich befehden,
Zu dir allein nur Sterne reden,
Hinaus zur See, mein stolzes Herz!

Sie ebbt und fluthet, hat nicht Ruh,
Sie treibt's wie Sehnsucht in die Ferne,
Sie trägt an ihrer Brust die Sterne,
Und stürmt dann wieder, so wie du!

Sie aber pulst und wogt nicht aus,
Und trägt an ihrer Brust nicht Spuren
Von Stürmen, die vorüberfuhren —
Das hast nur du mein Herz voraus!

Sonntag auf dem Meere.

Das Meer liegt glatt und athmet kaum
In heißer Sonnengluth,
Nur meine Barke weckt den Schaum
Der blaulich hellen Fluth.

Sonst ist es still, kein Windeshauch,
Kein ferner Ruderschlag;
Denn Wind und Wellen feiern auch
Der Ruhe heil'gen Tag.

Vom Felseneiland blaulich fern
Schaut still ein Kirchlein her,
Das kündet jetzt den Dienst des Herrn
Mit Glockenklang in's Meer.

In seinem Kahn der Schiffer kniet
In frommer Andachtsruh,
Des Meeres fromme Welle zieht
Dem Felseneiland zu.

Der Kahn, den jetzt kein Ruder schwenkt,
Der folgt demselben Drang,
Die Welle selbst zum Felsen lenkt —
Das thut im Meer der Klang.

Ludwig August Frankl.

Ein Andrer fiel auf Eisen,
Das just von Flammen roth —
Und brannte sich mit leisen
Und flücht'gen Seufzern todt.

Der Vierte der Genossen
Trieb mit den Lüften Spiel,
Und war schon leicht zerflossen,
Eh' er zur Erde fiel.

Grund zur Andacht.

Der du grünend noch an Jahren
In dem Leben stehst;
Achte, daß du nicht an weißen Haaren
Stumm vorübergehst.

Neige mit dem Angesichte
Fromm dich jedem Greis';
Widerglänzend schon vom ew'gen Lichte
Ist sein Haupthaar weiß.

Rath.

Willst durchs Leben wandern,
Froh und leicht ans Ziel?
Hoffe nichts von andern,
Von dir selbst — nicht viel. —

Was dich leicht bewahre
Vor der Menschen Neid?
Altergraue Haare
Und ein Bettlerkleid!

Ins Meer.

Wo fern verhallt der Erde Schmerz,
Wo Sturm und Woge sich befehden,
Zu dir allein nur Sterne reden,
Hinaus zur See, mein stolzes Herz!

Sie ebbt und fluthet, hat nicht Ruh,
Sie treibt's wie Sehnsucht in die Ferne,
Sie trägt an ihrer Brust die Sterne,
Und stürmt dann wieder, so wie du!

Sie aber pulst und wogt nicht aus,
Und trägt an ihrer Brust nicht Spuren
Von Stürmen, die vorüberfuhren —
Das hast nur du mein Herz voraus!

Sonntag auf dem Meere.

Das Meer liegt glatt und athmet kaum
In heißer Sonnengluth,
Nur meine Barke weckt den Schaum
Der blaulich hellen Fluth.

Sonst ist es still, kein Windeshauch,
Kein ferner Ruderschlag;
Denn Wind und Wellen feiern auch
Der Ruhe heil'gen Tag.

Vom Felseneiland blaulich fern
Schaut still ein Kirchlein her,
Das kündet jetzt den Dienst des Herrn
Mit Glockenklang in's Meer.

In seinem Kahn der Schiffer kniet
In frommer Andachtsruh,
Des Meeres fromme Welle zieht
Dem Felseneiland zu.

Der Kahn, den jetzt kein Ruder schwenkt,
Der folgt demselben Drang,
Die Wolke selbst zum Felsen lenkt —
Das thut im Meer der Klang.

Ludwig August Frankl.

Liebe.

Sei nicht wie jener Prinz, dem Gold gegeben ward,
Als man ihn frug: Wo ist's? „Ich hab' es mir gespart."
Da sprach sein Lehrer streng: „Das ziemt nicht Fürsten eben,
Viel besser ließe dir, es wäre ausgegeben!"

Es goß der Herr ins Herz der Liebe Reichthum aus,
Zum Fürsten schuf er dich — und kommst du einst nach Haus,
Da wird er fragen wohl: „Was that'st du mit der Gabe?"
Nicht schmälen wird er dich, kommst du am Bettlerstabe.

Rede nicht.

Rede nicht,
Wenn ich mich in Träumen wiege;
Worte sind zu kalt, zu schlicht —
Künden, wenn ich an mich schmiege,
Worte, was die Seele spricht?

Rede nicht.
Lege deines Mundes Rose
Weich mir auf das Angesicht,
Daß ein Traum von Lenzgekose
Schmeichelnd zu der Seele spricht.

Rede nicht.
An die Nacht von meinen Haaren
Lehne deiner Wangen Licht,
Mir den Glauben zu bewahren:
Dunkle Nacht begränzet Licht.

Rede nicht.
Schaue mit dem Aug', dem blauen
In mein dunkles Augenlicht,
Und in mir erwacht Vertrauen:
Märchen sei der Himmel nicht.

Rede nicht.
Schlinge nur die Zauberkreise
Deiner Arme um mich dicht,
Daß Unendlichkeit mir leise
Klingend in die Seele bricht.

Ihr Gebet.

Du ließest, Herr! mich schön und blühend werden,
Aus meinem Spiegel glänzt ein schlankes Weib,
Du schmücktest mich mit lieblichen Geberden,
Mit schwellend süßem Reiz den jungen Leib.

Ludwig August Frankl.

Du gabst das Finst're deiner Nacht den Haaren,
Der Nacht in meinem Blick der Sterne Glanz,
Des Busens weißen Rosen zu bewahren,
Gabst du der Liebe Duft und Leuchten ganz.

Aus heißem Schnee hast Du den Arm geründet,
Geschwellt mit rother Glut die Lippen mir,
Hast in der Seele Geist mir angezündet;
Du gabst so viel, o Herr! ich danke Dir.

Ich danke Dir, daß ich mit stolzem Geize
Des heißen Leibes Schönheit keusch bewahrt,
Bis daß der kühne Herr kam meiner Reize,
Der, wie ein König, frei damit gebahrt.

Ich danke Dir für diesen Schnee der Glieder,
Für dieses Auges und der Lippen Pracht,
Für all' die Gluten, wogend auf und nieder —
Ich danke Dir, weil's ihn so glücklich macht.

Verschwenderin.

Du bist an Geist und süßen Reizen hold,
In ihren Perlen wühle ich zu Zeiten,
Und zürne nicht, daß an dem Fadengold
Der Treue nimmer sie die Götter reihten.

Du schönes Kind, so gut und doch so arm,
Mit deinem Zauber, deinen süßen Reizen,
Treu der Natur, die dich erschuf so warm,
Hast du verschmäht mit ihnen klug zu geizen.

So taumle fort in deiner Seligkeit,
Beglücke nur, indeß ich dankbar bete:
Daß mitleidvoll noch in der Jugendzeit
Der Tod in einem Kusse zu dir trete.

Ludwig August Frankl.

Fliehe.

Ich saß bei dir und las dir Lieder,
  Wie ward dein Antlitz aufhorchsam,
Dein Busen wogte auf und nieder,
  Ins Auge dir, die Thräne kam.

Du lauschtest tief — ich schwieg schon lange,
  Wohin hat sich dein Geist verirrt?
Und wie erwacht aus Träumen bange,
  Sahst du zu mir empor verwirrt.

Du hörtest nur den Laut der Rede,
  Melodisch wiegte dich der Klang,
Schon schmiegt sich wie der Schwan an Lede,
  An deine Seele mein Gesang.

Flieh! Wie der Stein der Bologneser,
  Der Lichtmagnet in Flammen blüht,
So leuchtet auch mein ganzes Wesen
  Von Frauenschönheit angeglüht.

Das Wort wird kühn, phantastisch leuchten
  Gedanken um mein Angesicht,
In Reue wird sich bald befeuchten
  Dein schönes Auge, fliehst du nicht.

Mich reißt es zu des Ruhmes Fahnen
  In des Gedankens weite Bucht,
Ein Herz voll Gluth und Himmelsahnen
  Hält mich nicht fest auf meiner Flucht.

Was einem Andern das Entzücken
  Vielleicht vom ganzen Dasein ward,
Ich mag die Blume stürmisch pflücken
  Bei flüchtiger Vorüberfahrt.

Ludwig August Frankl.

Du zauderst, kannst nicht von der Stelle
Und reichst bethört die schöne Hand?
So sei dein Leib die frische Quelle,
In meiner Küsse Wüstenbrand!

Elegie.

So plötzlich todt! Vor Tagen glühte
In frischer Jugend noch ihr Blut,
Und was in ihrem Herzen blühte
Es sprach aus ihrer Augen Glut.

So jung! und schwarze Schollen wälzen
Erbarmungslos sie auf ihr Grab,
Die ihres Busens Schnee zu schmelzen
Erlaubniß meinen Gluten gab.

Mit Schwüren nicht und nicht mit Worten,
Sie nannte mein sich mit dem Blick,
Birgt plötzlich hinter Todespforten
Sich vor dem seligen Geschick.

Den Kuß ist schuldig sie geblieben,
Den mir der rothe Mund versprach,
Die Fantasie eilt fortgetrieben
Ihr in die Gräberwelt jetzt nach.

Schmiegt an die marmorkalten Wangen
Sich wie Pygmalion einst an
Und meint, ihr glühendes Verlangen
Belebe sie, in ihrem Wahn.

Sie aber ruht im Angesichte,
Des Todes kalte Majestät,
Und antheillos macht sie zu nichte,
Was heiß und irdisch mich durchweht.

Ludwig August Frankl.

Ich weiß, wenn ich sie auch besessen,
    Ein wilder Dämon wohnt in mir,
Ich hätte wieder sie vergessen,
    Wie manche Andre schon vor ihr.

Doch weil sie todt, folgt ihr gefangen
    Noch in die Gruft mein flücht'ger Geist,
Und Schmerz und Zorn färbt mir die Wangen,
    Daß mich's zu ihr hinunter reißt.

Weh mir! den keine Lebensrothe
    Für lang zu fesseln noch verstand,
Jetzt hält mich wehrlos eine Todte,
    Mit ihrer kalten Gräberhand.

Die Universität.

Erstes Censurfreies Blatt in Oesterreich den 15. März 1848.

Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht,
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Universität.

Die Stunde ist des Lichts gekommen;
Was wir ersehnt, umsonst erfleht,
Im jungen Herzen ist's entglommen
Der Universität!

Das freie Wort, das sie gefangen,
Seit Joseph, arg verhöhnt, geschmäht,
Vorkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität.

Zugleich erwacht's mit Lerchenliedern,
Horcht, wie es dythirambisch geht!
Und wie die Herzen sich erwidern:
Die Universität!

Und wendet ihr euch zu den bleichen
Gefallnen Freiheitsopfern, seht:
Bezahlt hat mit den ersten Leichen
Die Universität.

Und wird dereinst die Nachwelt blättern,
Im Buche der Geschichte steht
Die lichte That, mit goldnen Lettern:
Die Universität.

Moderne Legende.

Zur Nacht ins weiche Bett geschmiegt
Der junge Pred'ger sinnend liegt,
Zwei Kerzen geben hellen Brand,
Er hält die Predigt in der Hand;
Im Herzen hegt er liebe Sorgen,
Er hält die erste Predigt morgen.

Er liest und liest sie wieder dann
Und denkt: „Du bist ein ganzer Mann,
Wie alles dies so prächtig klingt,
Erbaulich in die Seele dringt,
Der Text nur hat Erklärung nöthig,
Mein Sinn erst macht ihn sechzehnlöthig."

So denkt er viel noch her und hin,
Da überkommt der Schlummer ihn,
Und langsam zu der Thür' herein
Es tritt, ein bleicher Schatten, ein;
Er kann es deutlich nicht erkennen,
Wie ihm vor Schlaf die Augen brennen.

Es naht und faßt ihn bei der Hand
Und führt sie zu der Kerze Brand,
Und plötzlich wird's im Zimmer licht,
Daß ihm es in die Augen sticht,
Und weh, in hellen rothen Flammen
Brennt seine Predigt ihm zusammen.

Erschrocken will er retten noch,
Der Schlaf bewältigt ihn jedoch,
Nur der Gedanke peinigt ihn:
Sein Rednerruhm ist morgen hin,
Wenn die Gemeinde sich versammelt,
Und er gebrochne Reden stammelt.

Der Morgen kommt nach langer Nacht,
Der junge Pred'ger ist erwacht,
Da ist der lang ersehnte Tag,
Doch pocht sein Herz in schnell'rem Schlag,
Ist froh, daß Alles Traum gewesen
Und will nochmals die Predigt lesen.

Doch weh, als Asche liegt zerstreut,
Was selbstgefällig ihn erfreut,
Auf seinem Bett, auf seinem Haupt,
Was er so schön, so tief geglaubt;
Der Text, der heil'gen Schrift entschrieben,
Ist unversehrt nur liegen blieben.

Jesuit und Cither.

Im Land Tyrol, wo Treue und Glaube freudig blüh'n,
Im Abendsonnengolde die Alpenhäupter glüh'n,
Wo stolze Adler kreisen, vom Fels die Gemse springt,
In mächtigen Choralen die Bergmusik erklingt:

Der Donner der Lawinen, der brausenden Wasser Fall,
Und durch die Klüfte orgelnd der blitzenden Wetter Hall;
Im Land Tyrol, da singen die Menschenherzen auch,
Zieht mitten durch die Schrecken der Alpenflöte Hauch.

Der Hütten treue Freundin, die Cither tönt und klingt,
Wo Leid im Herzen weinet, wo Lust das Herz beschwingt;
So von den Alpen nieder, aus Thälern so empor,
Ein Klingen und ein Singen, ein Gottesfreudiger Chor.

Ludwig August Frankl.

Da einst in schwarzem Kleide erschien ein Mann im Thal
Mit glatt geschornem Scheitel, versunknem Augenstral.
Man sieht's den hohlen Wangen, den bleichen Lippen an.
Der hat mit allen Freuden es feindlich abgethan.

Ihn schmerzt beim Frauenanblick: „Mich hat geliebt kein Weib!"
Ihn quält vor frischer Mannheit: „Ich hab' kasteit den Leib."
Ein Wiegenlied ergrimmt ihn: „Mir wird kein Kindlein blüh'n."
Ihn faßt ein Hassen überall, wo lichte Freuden glüh'n.

Er kommt ins Thal, und predigt: „Musik ist arge Kunst,
Nur heilig in der Kirche, geweiht von Weihrauch-Dunst.
Der Teufel stimmt die Cither zu seinem Zeitvertreib,
Wenn er den Mann entmannen, und schwächen will das Weib.

Mit ihren Tönen zittert die Sünde Euch ins Herz,
Ihr Klang macht Euch vergessen an unsers Heilands Schmerz.
Die tönenden Geräthe, könnt' ich sie brechen all'!
Zu Gottes Ehre tödten im Wald die Nachtigall!"

Von Hütte so zu Hütte zieht er dem Thal entlang,
Ein dunkler Klangvernichter mit seiner Rede Klang.
Er hat vor Aller Seelen die Höllenglut entbrannt. —
Sie langen ihm mit Wehmuth die Cither von der Wand.

Er schlägt des Kreuzes Zeichen, und faßt das Instrument,
Das er im heil'gen Wahnsinn des Teufels Werkzeug nennt,
Er schmettert es zu Boden, und tritt mit Füßen drauf,
Das süße Spiel, zertrümmert, seufzt sterbenden Halles auf.

Er segnet dann die Hütten, und schreitet betend fort,
So segnet wohl ein Räuber, beging er erst den Mord;
Das Thal ist eine Leiche, gebrochen ist sein Blick,
Verhaucht ist seine Seele: süß tönende Musik.

Und nur Lawinendonner, der Wasser Sturz erdröhnt,
Es brausen nur die Schrecken von keinem Lied versöhnt.
Kein Jubel aus Menschenherzen und nur der Adler Schrei,
Anglotzt das todte Schweigen klanglose Wüstenei. —

Ludwig August Frankl.

Und Jahre sind vergangen, im Sterben liegt der Mann,
Der's grüne Alpeneden gelegt in stummen Bann,
In seiner Seele kämpfen das Leben und der Tod,
Wie mit der Nacht der Wolken, der Blitze wildes Roth.

Zwei Ringer, die einander wild gegenüber stehn,
Der Fluch: Nicht sterben können, die Sehnsucht: Zu vergeh'n.
Er stöhnt: „O Todesglöcklein! warum erklingst du nicht?
Du läutest Trost dem Sünder selbst auf dem Hochgericht.

Lass' Herr! zum Tode läuten" — da horch, wie Himmelher —
Ein Klingen und ein Singen, ein wallend hallend Meer,
Bald süßes Liebesflüstern, bald muth'ger Freiheitsklang,
Ein frommes Gottvertrauen, ein schmelzender Gesang.

Er lauscht dem süßen Spiele, dem er dereinst geflucht,
Das sanft zu seiner Seele jetzt Trost zu flößen sucht,
Es legt mit seinen Tönen sich um der Schmerzen Gluth,
Wie um des Schwans Gefieder die weiche blaue Fluth.

„Wie bist du Schmerzen lösend, du süßer Citherton,
Todschwere Fesseln sinken von meinem Geiste schon —
Es singen Engelschaaren," — Da bricht im Tod sein Blick,
Verklungen ist sein Leben, die Cither kehrt zurück.

Des Imperators Bild.

Es kam zum großen Kaiser ein Maler kunstgewandt:
„Will Majestät nicht gnädig Ihr Bild von meiner Hand?"

„„Das will ich, lieber Meister! doch sprecht, wie stellt ihr's dar?
Denn nicht allein die Züge, die Haltung macht es wahr!""

„Um eures Lebens Deutung so ganz hinein zu legen:
Auf einem Schlachtfeld, Kaiser, gestützt auf einen Degen!"

„„Nein Meister! es erkämpfet die Völkerschlacht kein Schwert,
Nein, malt mich marmorruhig auf einem tollen Pferd.

Ludwig August Frankl.

Habsburglied.

(Wien 1832. Gbelen.)

Roth-Weiß.

Es sitzt der Kaiser Max zu Tisch
Mit seinen frohen Rittern;
Ein Sänger läßt die Saiten frisch
Zu lust'gen Mähren zittern.

„Die goldne Kette schenk ich dir,
Die ich am Halse trage,
Belebst du mit dem Liede mir
Ein Bild verklungner Tage."

Der Kaiser spricht zum Sänger so,
Der Sänger stimmt die Saiten
Und harft und läßt dazwischen froh
Dieß Lied vom Munde gleiten:

„Vor Ptolomais steht das Christenheer,
Der Saracene zittert sehr.

Der Rothbart und der Löwenherz,
Sie sind zum Kampfe gerüstet in Erz.

Und Oestreichs Leupold, der glorreich heißt,
Ragt über Beide an Waffengeist.

Er trägt die Brust, von Erz befreit;
Schneeweiß erglänzt sein Schlachtenkleid.

Da klingt die Drommete, der Kampf beginnt,
Daß bald das Blut in Strömen rinnt.

Es wird gekämpft den ganzen Tag,
Da that der Herzog manch derben Schlag.

Ludwig August Frankl.

Und wen ein solcher schmetternd traf,
Liegt bis zum jüngsten Tag im Schlaf.

Schon mahlt der Abend hell rosig sich,
Der Heide liegt nieder fürchterlich.

Die Helden reiten vom blutigen Feld —
Wer ist im Purpurkleide der Held?

Und kennt ihr den glorreichen Herzog nicht,
Mit seinem muthigen Angesicht?

Der hat sein weißes Kleid mit Blut
Im Schlachtgetümmel gefärbt so gut.

Er schwingt sich vom dampfenden Roß herab,
Der Knappe nimmt ihm die Waffen ab.

Er bindet ihm die Schärpe los,
Die quer des Helden Brust umschloß.

Sieh, unter ihr glänzt ein weißer Streif,
Wie auf rothem Blatt des Herbstes Reif.

Und sprach der Herzog siegesfroh
Zu seinem muthigen Heere so:

„Mit weißem Streife dieß rothe Kleid
Sei Oestreichs Wapen für alle Zeit."

„Daß noch es der fernste Enkel weiß,
Wie für Gott wir kämpften streng und heiß."

Der Sänger schweigt, der Kaiser nimmt
Die Kette von goldenen Ringen:
„Du hast die Saiten gut gestimmt,
Ich lohne dir dein Singen.

Doch mit dem Geiste im Pokal
Begrüße ich den deinen:
Gott lasse dir den Himmelsstral
Der Kunst noch lange scheinen!"

Ludwig August Frankl.

Kaiserin und Bischof.

Der Kaiser sitzt zu Throne, zu hören Alle bereit,
Um strenges Recht zu sprechen, zu schlichten manchen Streit.
Und als er sie entlassen die Herren aus dem Saal,
Da naht zuletzt dem Throne sein jugendlich Gemahl.

Sie nähert sich bescheiden, verneiget tief den Leib.
„Da sieh! was will im Richtsaal mein süßes, junges Weib?"
„„Verzeiht mein Herr und Kaiser, wenn wider Frauenart,
Ich an den Zug der Männer mich heute hab' geschaart.

Von Speier der böse Bischof, noch fühl ichs heute glühn,
Der küßte nach der Beichte mich auf die Wange kühn.""
Wie sie verschämt die Worte zu dem Gemahle spricht,
Benetzen helle Thränen ihr rosig Angesicht.

„„Das mußt' ich euch wohl melden, o zürnet mir nur nicht,
Und dünkt euch's gut, so ladet den Bischof vor Gericht.""
Rudolph von Habsburg lächelt und ist wohl still erfreut,
Daß solch ein Herr um Agnes selbst nicht die Sünde scheut.

Und er umschlingt sie liebend und streichelt sie um's Kinn,
Sie ist so gar holdselig die junge Kaiserinn!
Und Einen von den Dienern, den winkt er nah dem Thron,
Und schickt ihn an den Bischof mit diesem Wort davon:

„Er soll ein Agnus küssen, was wohl viel frömmer ist;
Doch meine liebe Agnes, die lass' er ungeküßt!"

Ludwig August Frankl.

Sagen aus dem Morgenlande.

(Leipzig 1834. Leo.)

Mohammed und die Katze.

Mit seinen Freunden im Gemach
Saß der Prophet vertraulich.
Von Menschenthum und Milde sprach
Er Worte tief erbaulich.

„Wer je ein weinend Herz verließ,
Wird nicht zu Gnaden kommen;
Mild wird vom Herrn im Paradies
Das Thier selbst aufgenommen.“

Sie saßen still und aufhorchsam —
Denn er belehrte Jeden;
Nur einen Hörer überkam
Der Schlaf bei seinen Reden.

Mohammed's Lieblingskatze war's,
Die, als sie ihm geschmeichelt,
Auf einem Zipfel des Talars
Entschlief, vom Herrn gestreichelt.

Von der Moschee ließ zum Gebet
Jetzt laut der Ruf sich hören,
Doch mochte nimmer der Prophet
Den Schlaf der Freundin stören.

Und schnitt den Zipfel vom Talar,
Dann ging er, um zu beten,
Und seinen Jüngern wurde klar
Die Milde des Propheten.

Ludwig August Frankl.

Moses und die Lampen.

Als noch der Herr in milder Art
Den Menschen sich geoffenbart,
Da dachte der Prophet einst nach,
Mit dem der Herr oft menschlich sprach,
Ob auch den Herrn der Weltenhalle,
Der zürnt und liebt, denn Schlaf befalle?
Der Herr, langmüthig, mild gesinnt,
Ein Vater jedem Menschenkind,
Schickt gleich auf glänzendem Gefieder
Zu Mosen einen Engel nieder:
„Zwei Lampen brenne leuchtend an
Und unter freiem Himmelsplan
Mußt sie die Nacht durch bis zum Tagen
Auf vorgestreckten Armen tragen.
Sei wach und sorge streng Prophet!
Daß ihre Flamme nicht vergeht.“
Und der Prophet verwundert fast,
Weil das in sein Gehirn nicht paßt,
Thut folgsam doch nach dem Befehle;
Es steht ihm klar noch vor der Seele,
Wie er den Zorn einst auf sich lud,
Da er in zweifelhaftem Muth,
Vom Felsen Wasser zu erhalten,
Statt mit Worten mit dem Stab gespalten.

Er steht hindurch die halbe Nacht,
Der Himmel glänzt in Sternenpracht,
Fast scheint ihm Spott in seinen Händen
Der Strahl, den seine Lampen senden.
Wie sauer ihm die Müh' auch schmeckt,
Er hält die Arme vorgestreckt.
Und plötzlich fühlt er sich erschreckt,
Durch Scherbenschall vom Schlaf geweckt.
Die Lampen liegen rings zerstückt,
Denn der Prophet war eingenickt.

Da hört er von der Höhe nieder
Des Engels helle Stimme wieder:
„Du lerne jetzt aus diesem Spiele:
Wenn Gottes Auge Schlaf befiele,
Auch würden Mond- und Sonnenballen,
Die Weltenlampen, niederfallen!“

Gott weint.

Ich seh' ihn noch: mit strengen Mienen,
In schwarzem seidenem Talar,
Mit weißem Barte den Rabbinen,
Dem tiefes Wissen eigen war.

Er lebte streng und sprach nur selten,
Er forschte, betete zumeist
Auf Erden nicht, in andern Welten
Schien aufzugehn sein frommer Geist.

Einst fragt ich ihn mit dreistem Munde:
„Sind dir des Lebens Freuden Nichts?“
Da gab er mir tiefernste Kunde
Geheimnißvollen Angesichts:

„Jedweden Tag eine Sekunde
Weint um sein Volk Jehovas Herz,
Daß er's auf weitem Erdenrunde
Zerstreuen mußte sich zum Schmerz.

Erheben wird er es aufs Neue,
So kündet der Kabalah Schrift,
Wenn des abtrünnigen Volkes Reue
Mit dem Moment zusammentrifft.

Wie aber, wenn mich Lust bethörte,
Wenn der Moment dereinst erscheint?
Und ich den Friedensbund zerstörte,
Wenn Gott und Volk Versöhnung weint!“

Cristoforo Colombo.

(Gedicht in 6 Gesängen. Stuttgart 1836. Brodhag.)

Colombo's Tod.

Ein schneegelockter Greis mit glüh'nden Wangen
Liegt zu Valladolid im Siechenbette;
Sein Geist, von bunten Phantasien umzogen,
Liegt schwer gefesselt an der Krankheit Kette.
Der mit dem Sturme sonst zum Kampf gegangen,
Wenn der die Seeschlacht kämpfte mit den Wogen,
Sie trieb zum Himmelsbogen,
Wie liegt er da mit schmerzlicher Geberde.
Ein sterbender Vulkan, die letzten Flammen,
Die schlagen über seinem Haupt zusammen,
Und ausgebrannt gleicht er der andern Erde.
Wohin entfloh der Geist, des Willens Größe?
Ein traurig Menschenbild in seiner Blöße!

Ist dies der sturmgewohnte Almirante,
Der das Geheimniß unsers Stern's entsiegelt?
Colombo, der den Erdenkreis erweitert,
Und als ihr Bild im Haupt sich ihm gespiegelt,
Zu neuen Ländern kühn die Segel spannte?
Doch seh' ich nichts, was ihm den Tod erheitert—
Wie wär er so gescheitert
Im Port der Schmach? Da ist kein Glanz zu sehen,
Was Nothdurft braucht ist spärlich ihm gegeben,
Verklärt hat er ein Volk, ein Königsleben,
Und ist ihm das zu Dank, zu Ruhm geschehen?
Ihn aber trifft der Größe schwere Klage,
Er hat die Welt erleuchtet und ich frage?

Ludwig August Frankl.

„Bist du allein, wo, sprich! wo sind sie Alle,
Die, als dir noch gelacht des Glückes Sonne,
Sich zugedrängt in ihre Atmosphäre?
Durch sie zu glänzen war schon ihnen Wonne!
Beraubt steigst du hinab zur Todtenhalle,
Und erntest nicht des Ruhmes gold'ne Aehre.
Dich trifft des Undanks Schwere!
Weil sie sich tief gebeugt vor dir zur Erde,
Als hell dein Geist die alte Nacht durchflammte,
Da du geschmückt mit königlichem Amte,
Auf den Gewässern schwebend riefst: Es werde!
Und Neid und Hohn hast du herauf beschworen,
Weil Größe dich zum Liebling auserkoren.

Denkst du in Barcellona noch der Stunde?
Es drängt das Volk in buntbewegten Massen,
Musik ertönt, die hellen Glocken schlagen,
Auf Giebeln füllt es sich, auf den Terassen,
Colombo, klingt es rings aus jedem Munde.
Ein Triumphator aus den Römertagen,
Von stolzem Roß getragen
Ziehst du herein, voran die Siegeszeichen —
Die bunten Wilden aus den fremden Zonen,
Auf Purpursammte goldgefügte Kronen,
Gewürze, Pflanzen aus den neuen Reichen.
So ziehts zum Schloß, zum weitgedehnten Saale,
Der offen steht mit glänzendem Portale.

Der König harrt, die Königin zu Throne,
Vom Adel ihres Reichs mit Prunk umgeben;
Du nah'st — sie wehren dir ins Knie zu fallen,
Indem sie neigend sich vom Thron erheben.
Bedeckten Haupts, der Nächste ihrer Krone,
Stehst du bewundert und bestaunt von Allen,
Die zu dem Saale wallen.

Es hängt ein jeder Blick an deinem Munde,
Und durstig in des Ohres Muschelpforte,
Nimmt Jeder auf die Perle deiner Worte,
Von deiner Fahrt die wundervolle Kunde.
Jetzt sind sie bang, jetzt froh, wie Kinder lauschen,
Wenn Märchen wunderbar zur Harfe rauschen.

Ein ander Bild zeigt sich nach wenig Jahren —
Die edlen Glieder sind gelegt in Ketten,
Verbrechern gleich führt man dich zu Gerichte,
Wirst du dich vor der Bosheit Schlingen retten?
Tief schmerzt die Fürstin, daß du Schmach erfahren —
Ein milder Strahl von ihrem Angesichte
Macht jeden Schmerz zu nichte.
Und wieder bist du kühn hinausgesteuert,
Hast Krankheit, Sturm und Weh gering geachtet;
Doch Schiffe kamen nicht mit Gold befrachtet,
Das nur die Welt, nichts Edleres durchfeuert.
Du bringst nicht Schätze mit und gold'ne Gaben,
Was bist du nütz, was willst du Träumer haben?

Was du gefühlt in jener großen Stunde,
Nimm als den Lohn auch hin von deinen Thaten.
Bist doch so alt, und in der Kunst zu leben,
Bist du so jünglingsmäßig schlecht berathen.
Der König beugte sich, da mit der Kunde
Du rückgekehrt warst, mit erfülltem Streben
Von Hoheitglanz umgeben!
Dünkt dir's nicht Lohn genug, daß er geruhte
Mit königlicher Huld es anzunehmen,
Was du gebracht an gold'nen Diademen,
Was du mit Geist erkämpft, mit kühnem Muthe —
Ein Königslächeln dünkt dir's zu geringe?
Dünkt dir's kein hoher Lohn für diese Dinge?

Ludwig August Frankl.

Die Fürstin ist entfloh'n in bess're Welten,
Die mit der Milde, mit des Friedens Fahne,
Ein Schutzgeist schwebte ob den neuen Ländern.
Vergeudest du dein Ende noch im Wahne,
Der König werde dir die That vergelten?
Der sie nur liebt, weil sie mit gold'nen Pfändern
Ihn diente zu umbändern.
Du biethest deinen Rath? Hirnloses Träumen!
Zur Milde wohl? Sie aber brauchen Waffen.
Du willst ein blühend Paradies erschaffen —
Sieh hin, wie roth vom Blut die Ströme schäumen,
Das Meer wälzt blutig sich an blut'gen Borden,
Als wär das Blut hier Element geworden!

Krank kehrt das Volk zurück von jener Erde,
Verfahlt und hohl und gelb sind seine Wangen,
Höhnender Widerglanz von dem Metalle,
Nach dem die Herzen glühend heiß verlangen.
Wie Hunde hetzen sie die Menschenherde,
Geschändet ist das Weib, bestimmt zum Falle
Sind Greis und Kinder, Alle!
Wär es in seiner ew'gen Nacht geblieben,
Wie war es selig in den Finsternissen!
Du hast's erleuchtet und heraus gerissen,
Daß sie es, wie sich Fluth und Flammen, lieben.
Gebrandmarkt mit erschlag'ner Menschen Fluche,
Legst du zum Schlafe dich im Leichentuche!

Von kühner Forschung war dein Geist durchlodert,
Und als dein König dir das Gold verweigert,
Sofort kein Schiff zu neuer Fahrt bemastet,
Hast Menschen du, wie schlechtes Gut versteigert,
Und den Gewinn für Sclaven dann gefodert.
Frech hast der Menschheit Recht du angetastet,
Von ihrem Fluch belastet
Fährst du nun unbeweint zur Grube nieder." — — —

Ludwig August Frankl.

Colombo harrt, ob sich das Sein verliere —
Es bohrt wie Schwerdter in der Seele Wunde.
Er athmet kaum und sehnt sich nach dem Ende,
Nur schmerzlich dringt das Wort aus seinem Munde:
„Nimm denn Natur, argvolle Dejanire!
Nimm sie zurück die Gabe deiner Hände,
Die tückevolle Spende
Der Phantasie, aus Licht und Glanz gewoben!
In Gift getränkt sind ihre zarten Fäden,
Und wem sie wurde, sie vernichtet Jeden!
Auf einer Lebenshöhe steht er droben,
Die Götter öffnen ihm die Wolkenballen —
Indeß verzehrend Flammen ihn umwallen.“

Er stöhnt es nur und glaubt schon zu vergehen,
Doch soll nicht sein so schmerzlich ihm das Ende,
Er soll nicht scheiden also tief vernichtet.
Es dehnen sich hinaus des Saales Wände,
In's Unbegränzte kann sein Auge sehen —
Was auf ihm lag, wie Felsen aufgeschichtet
Hebt sich empor, gelichtet
Liegt es vor ihm im Strahlenüberflusse —
Mild aufgelöst hört er die Worte gleiten,
Die schwellend sich wie Glockenklang verbreiten.
Wie Moses starb, berührt von Gottes Kusse,
Soll scheiden er vom dunklen Erdenraume,
Vom Blick der neuen Welt geküßt — im Traume.

„Du wähntest zu begrüßen Asiens Porte,
Das höchste Ziel erschien es deinem Blicke,
Werth dich zu schmücken mit des Ruhmes Kränzen.
Zu größ'rer That erkoren vom Geschicke,
Rißt unbewußt du auf die gold'ne Pforte
Von einem Erdtheil, den du ohne Gränzen
In's Ferne siehst erglänzen,

Ludwig August Frankl.

Und größer, denn all die bekannte Erde.
Das Wolkenschiff zerschellt an Felsenspitzen,
Und Berge, die mit eis'gen Kronen blitzen,
In ihrer tiefsten Brust sind Flammenherde.
Der Gürtel, den sie um die Lenden spannten,
Die Urwaldnacht mit ihren Baumgiganten.

Wohl trägt die Zeit in ihrem dunklen Schooße
Furchtbarer Kämpfe blutige Geschichte,
Die nur die Seele liest mit tiefem Grauen,
Fern halt ich es von deinem Angesichte,
Ankämpfend nur entfaltet sich das Große!
Und glänzender vor allen Erdenauen,
Ist einst dieses Land zu schauen.
Und große Geister werden einst hier walten
Und herrschen wird das Recht, es herrscht der Weise,
Das Menschenrecht wird steigen hoch im Preise!
Der Ruhm, den sie dir neidend vorenthalten,
Er wird in später Zeit dir leuchtend werden:
Columbia preist ewig dich auf Erden." — — —

Ein Freheitshymnus schlägt an alle Wände,
Es ragt das Kreuz umwogt von tausend Chören —
Er ruft im Schauen selig und im Hören:
„Herr, meinen Geist leg ich in deine Hände!"
Und da er freudig schied mit dem Gebete,
Schien in den Saal herein die Morgenröthe.

Ein Glöcklein tönt mit hellem, scharfem Schalle,
Und zu Valladolid von Mund zu Munde
Erklingt's: Colon ging ein zum ew'gen Frieden.
Und da zu Spaniens König kam die Kunde,
Setzt er ihn ein in seine Würden alle,
Daß schnell, was er beim Lebenden vermieden,
Dem Todten sei beschieden!

Ludwig August Frankl.

Wähnt er die Königsehre so zu retten?
Mehr klagt ihn an, was er Colon zu schätzen,
In seines Sargs Metall ließ preisend ätzen,
Mehr klagt's ihn an als einst des Todten Ketten:
„Für Arragoniens und Castiliens Kronen
Entdeckt' Colon des neuen Welttheils Zonen.“

Was aber soll der Todte mit dem Ruhme
Und die Bewunderung der Nachwelt tödtet
Die Qualen nicht des kampferfüllten Lebens!
Es will, so lange sich die Wange röthet,
Und freudig blüht des Daseins frische Blume,
Es will der Mensch den Lohn auch seines Strebens;
Und daß er nicht vergebens
Gedacht, gekämpft auf seiner Lebensstraße,
Will einen Strahl der Mitwelt er auch immer,
Der, wie durch Wolken oft ein flücht'ger Schimmer,
Den Sonnenball ihn leuchtend ahnen lasse;
Daß er ihn stärke und ihn muthig mache,
Er kämpfe nicht für die verlor'ne Sache!

Doch jedem Kämpfer soll die Feier sagen,
Es geh' im Dasein keine That verloren,
Wenn edle Geister sie in's Leben riefen,
Wenn sie die Selbstsucht eitel nicht geboren.
Wie Götterbilder, die im Schutte lagen
Durch ein Jahrtausend in Pompejis Tiefen,
Wo sie vergessen schliefen:
Wird großer Thaten Riesengeist erstehen,
Und wird verwandter Geister sich bemeistern,
In Flammen setzen und mit Gluth begeistern,
Ein Sturmwind Gottes durch die Nachwelt wehen,
Und klingend zieh'n, ein schöpferisches Werde!
Colombos Denkmal ist und bleibt die — Erde.

Ludwig August Frankl.

Don Juan de Austria

(Leipzig 1846. Weber.)

Ein dämmerndes Gemach. Vor der Madonne,
Die lampenangestralt die Nische schmückt,
Kniet bleich ein Weib, doch nicht in heilger Wonne,
In's dunkle Haar die weiße Hand gedrückt;
Das Auge schwarz, doch flammt es wie die Sonne,
Wem dies in Liebe glänzt, der ist beglückt!
Das Antlitz stolz und griechisch scharf geschnitten,
Als schmölz es nie von heißen Liebesbitten.

Und eine Klarheit drüber ausgegossen,
Erschreckend groß und doch so süß zugleich,
Der rothen Lippen Sammt nur halbgeschlossen,
Den schwellenden durchschimmerts perlengleich.
Gewiß, wer die von Lächeln sieht umflossen,
Ihm öffnet sich ein wonnig Zauberreich.
Beglückt, wer diese klaren, schönheitstolzen,
Gediegnen Züge sieht in Lieb geschmolzen.

Was betet sie? was kann sie so bethören,
Daß sie des Heißgeliebten Tod erfleht?
„Du hast die Flamme, die mich zu zerstören
Und zu vernichten brennt, ins Herz geweht.
O lasse mir allein ihn angehören,
Laß Alle blind sein, höre mein Gebet!
Daß meines Helden Schönheit sie nicht sehen,
Wo nicht, so mache diese untergehen."

Ludwig August Frankl.

Ein Priester ist indeß hereingetreten,
Es decket die Capuze sein Gesicht,
Er höret unbemerkt des Weibes Beten,
Aus dem die Liebe heiß wie Wahnsinn spricht.
„Was deine Worte, gottlos Weib! erflehten,
Die heilige Jungfrau, sie erhört es nicht.“
Er spricht es dumpf, sie blickt empor erschrocken,
Und schüttelnd aus dem Angesicht die Locken.

„Wer seid ihr, Herr, der also kühn vermessen
Sich zwischen mich und die Madonna drängt?“
„„Ich, Weib! das meine Schönheit, gottvergessen
Mir wegzubeten kühn sich unterfängt!““
Er warf vom Haupte die Kapuz indessen,
Sie springt empor, an seinem Halse hängt
Das schöne Weib, an seinem Herzen schwellen
Des Busens sturmbewegte, weiße Wellen.

„Du bist's, Juan?“ „„Ich bin's. Bei meinem Leben!
Noch umgewandelt nicht durch dein Gebet.““
„Du bist's, Juan! Wie warst du preisgegeben;
Ich hör es noch: er ist verloren, seht!
Aufschrei ich in der Angst, die Pulse beben,
Wild pocht das Herz und Sinn und Sehn vergeht —
Und heimgebracht wird aus des Dieners Munde,
Du seist gerettet, spät mir erst die Kunde.“

Sie drückt an seine Brust des Hauptes Locken,
Als wolle lauschen sie dem Herzensgang.
„Willst einen Helden frei'n und bist erschrocken,
Du thöricht Kind! macht die Gefahr dich bang?
Ich mag nicht leben, wenn die Pulse stocken,
Mir wird die Zeit an diesem Hofe lang,
Schwarz im Kalender stehn die öden Tage,
Roth werden sie, wenn ich einst Schlachten schlage.

Ludwig August Frankl.

Ists keine Schmach? der Kaiser ließ als Erbe
Mir seinen Ruhm und ich verzehr ihn stumpf!
Mich sieht die Welt; beim Himmel! ich erwerbe
Vor ihren Augen Sieg mir und Triumph.
Mein Bruder fesselt mich, damit ich sterbe,
Ein flackernd Irrlicht in des Hofes Sumpf.
Es soll die Welt sich vor der Wahrheit beugen:
Wie selten auch, daß Helden Helden zeugen.

Der Christenfeind drängt Maltas heilgen Orden,
Schon harrt ein Schiff, ich helf ihm aus der Schmach."
Sie ist bis in die Lippen blaß geworden
Und er erschrickt, daß er die Worte sprach;
Er kennt ihr Lieben, glühend bis zum Morden,
Ihn reut es, daß er sein Geheimniß brach.
Sie schaut ihn lange an, er schweigt betroffen —
„Ich schaue dir ins Herz, mir liegt es offen!"

Er senkt den Blick; sie schweigt und zieht ihn leise
Auf bunte Decken, sanft geschwellt und weich,
Und schlingt um ihn der Arme Zauberkreise.
Es fällt auf ihn die Nacht der Locken reich,
Warm webt ihr Hauch und wär er selbst von Eise,
So schmilzt sein Heldensinn in Liebe gleich.
Ein tiefes Schweigen rings, als sollten eben
Zwei Engel stumm im Kuß vorüberschweben.

Sie sieht ihn schmachtend an — aus Eden stammen
Mag dieses Auges feuchtverklärtes Licht.
Er neigt sich und magnetisch zu den Flammen
Des süßen Kusses zieht es sein Gesicht —
In Seligkeit und Dämmerung zusammen
Zerschmelzen sie. „Nicht wahr, du fliehst mich nicht?
Du bleibst bei mir, Juan?" die Worte klingen
Wie Glocken, die zu Liebesfesten singen. — — —

Ludwig August Frankl.

Ein maurischer Palast mit Steinzierathen,
Mit spitzem Bogenwerk und Säulenflucht
Ragt finster in die Nacht voll Sternensaaten;
Nur rückwärts, wo mit lastend süßer Frucht
Ein Garten ruht von Mandeln und Granaten,
Ist heimlich er vom Mondenschein besucht.
Hier helle Wipfel, dort grünschwarze Bäume,
Dazwischen plätschern hell des Springquells Schäume.

Und um des Quells porphirne Riesentasse
Das Blumenvolk auf grünem Teppich kniet;
Auf all die Fluth und Baum- und Blumenmasse,
Aus denen Duft und Kühlung lieblich flieht,
Sieht marmorschwer die offene Terrasse,
Die sich entlang dem Prachtgebäude zieht.
Zwei Männer sitzen dort am Marmortische,
Und laben sich an Wein und nächtger Frische.

Der Eine blickt so frei und fröhlich munter,
Gedanken blitzen hell im Antlitz drinn;
Der Andre neigt das düstre Haupt vorunter
Und drückt aufs kniegehaltne Schwert das Kinn.
Von hoher Stirne fällt das Haar herunter,
Der festgeschloßne Mund zeigt starren Sinn,
Das Auge scheu, wirft unstät graue Funken,
Und ruhet es, ists trüb in sich versunken.

„Wo nur der Tolle bleibt?“ Der schöne Ritter
Nimmt so das Wort: „Was meint ihr wohl, Infant?“
Der hebt den Kopf nicht auf, erwidert bitter:
„Ist wohl von einer Donna festgebannt!
Ah, wo es Schranken gibt und Gartengitter,
Da setzt er drüber tapfer und galant.“
Farneses Prinz erwidert ihm mit Scherzen:
„Ei spürt ihr Eifersucht in eurem Herzen?

Ludwig August Frankl.

Nun trinkt's hinab!" Er füllet die Pokale;
Da naht ein Schatten durch den Gartenplan.
„Don Carlos, seht! Dort kommt im Mondesstrahle
Ein Mönch, der predigt noch zur Nacht uns an.'
Und der Infant steht auf mit Einemmale
Und harrt verlegen auf des Mönches Nahn;
Doch jetzt vernehmen sie sein lustges Rufen:
„Gegrüßt ihr Herrn!" er springt herauf die Stufen.

Er wirft die Kutte ab; ausrufen Beide:
„Bist du's, Juan?" und Carlos fügt hinzu:
„Was spielst du frevelnd mit dem Priesterkleide?"
„„Infant! ich bin ein guter Christ, wie du;
Doch mit Barret und Sammt und heller Seide
Schleicht man zum Liebchen nicht in sich'rer Ruh.
Die Kutte schützt und wärmet die Gefühle,
Doch gebt mir Wein, daß ich die Seele kühle.""

Er läßt auf einen Sitz sich fröhlich nieder,
Er löst das Wams, den Spitzenkragen auf.
Don Carlos schlägt ein Kreuz und setzt sich wieder
Und stemmt das Kinn auf seines Schwertes Knauf.
Juan faßt den Pokal: „Das stärkt die Glieder!
Ah, und wie wehts von unten frisch herauf!
Farnese! fülle noch einmal den Becher,
Ich bin so selig heiß, ein durst'ger Zecher."

„„Vom Kampfe mit dem Stier?"" fragt Carlos spitzig.
Juan faßt den Pokal und leert ihn frisch.
„Ei seht, mein Neffe Carlos wird gar witzig!"
Er dehnt bequem die Arme auf dem Tisch:
„Bringt Eis! der Wein ist wie die Hölle hitzig,
Er gibt mit meinem Blut ein toll Gemisch."
„„Seid froh, Juan! das kommt ihm wohl zu Gute,
Dann wird es ebenbürtig span'schem Blute.""

Ludwig August Frankl.

„Gebt acht, Infant! daß nicht die deutsche Quelle
Vom Herzen in die Faust, in's Schwert mir schießt!"
Aufspringt er; unbeweglich auf der Stelle
Bleibt Carlos und ein kaltes Lächeln fließt
Ihm um den Mund, das in die heiße Welle
Des rothen Zorns das Eis des Hohnes gießt.
Rasch nimmt Farneses Prinz die muntre Rede:
„Halt, Herrn! sonst wird der Scherz zur blutgen Fehde."

Juan ruft heiß und stark: „Du kennst nicht diesen!
Farnese laß, sein Scherz ist giftdurchglüht.
Weil sie den neidschen Freier abgewiesen,
Drum kocht im Zorn sein tapferes Gemüth."
„„Du wagst zu denken, was du kannst erkiesen,
Mach wallen je mein königlich Geblüt?
Tollköpf'ger Bastard!"" mit erdrücktem Tone
Sagt Carlos dies dem großen Kaisersohne.

Der steht erstarrt und regungslos die Glieder,
Sein Auge stiert, die Wangen werden bleich,
Die Arme hängen schlaff vom Leibe nieder,
Vernichtet ist sein Herz von diesem Streich;
Nach langer Pause kehrt das Leben wieder
Es zuckt im Aug, bebt um die Lippen weich,
In Thränen löst sich sein gepreßter Oden:
„O arme Mutter!" ruft's und stürzt zu Boden.

Und auf die Scene lagert sich ein Schweigen,
Drei Herzen schlagen nicht minutenlang;
Nur hörbar die krystallnen Wogen steigen,
Die mondbeglänzt der Quell im Garten schwang.
Farnese will sich zum Gestürzten neigen,
Der das Bewußtsein plötzlich sich errang,
Er springt empor, im Antlitz rothe Flammen:
„Du höhnst mich Bastard? Mich soll Gott verdammen!

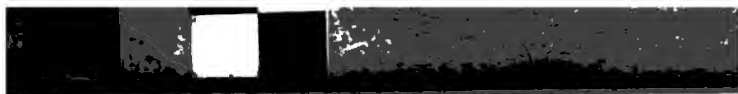
Ludwig August Frankl.

Ist nicht mein Vater besser als der deine.
Heraus, mein echter Prinz, mit deinem Stahl!"
Sein Auge flammt in hellem Wetterscheine,
Sein blankes Schwert im bleichen Mondenstrahl.
Don Carlos zieht wie wüthend jetzt das seine.
Ein Stier, der lange kalt, mit Einemmal
Fühlt auf dem Haupte die Rakete brennen,
Jetzt wird er rasend auf den Gegner rennen.

Die Prinzen fechten. Wie die Schwerter blinken!
Und rasend stürmt und planlos der Infant,
Juan führt bald zur Rechten, bald zur Linken
Klirrende Blitze auf den Feind gewandt;
Don Carlos wankt und seine Knie sinken.
„Ha, ha! das echte Blut wird jetzt erkannt!"
Wild rufts Juan und schleudert fort den Degen,
Farnese eilt dem Sinkenden entgegen.

Dem rinnts vom Haupte roth und tropfenweise,
Farnese kniet bei ihm und stillt das Blut
Und spricht dazwischen zu dem Freunde leise:
„Jetzt mußt du fort, Juan! im Hafen ruht
Das segelfert'ge Schiff zu unsrer Reise.
Nach Malta geht es fort mit frischem Muth."
Er bindet mit der Schärpe jetzt die Wunde:
„Bist du noch hier? fort, fort, es drängt die Stunde!"

———







Adolf v. Tschabuschnigg.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg wurde am 20. Juli 1809 zu Klagenfurt in Kärnthen geboren. Seine erste Bildung erhielt er am Gymnasium und Lyceum der Vaterstadt, dessen Lehrer dem Benedictinerstifte St. Paul im Lavantthale angehören und damals noch einige jener trefflichen Männer in ihrer Mitte zählten, die, einem Rufe Franz I. folgend, aus dem berühmten Stifte St. Blasien im Schwarzwalde nach Oesterreich eingewandert waren. In einem Familienkreise aufwachsend, dessen Glieder einander mit inniger Liebe anhingen, sah er durch öftere Krankheiten in derselben sein Leben schon in der Kindheit traurig umschleiert. So machten sich bei ihm frühzeitig die Regungen des Gefühls in vorwiegendem Maße geltend, und da eine lebhafte, ja überreizte Einbildungskraft diese Antriebe noch steigerte, führten sie bald zu dichterischen Ergüßen. Bezeichnend genug stammen die Ersten gerade aus der „Poesie," wie man in Oesterreich die fünfte Classe des Gymnasiums bisher zu nennen pflegte. Zugleich trat auch, Tschabuschnigg sich anschließend, eine Schaar junger „Poeten" zu einem Bunde zusammen, um sich wechselseitig zu dichterischer Production anzuspornen. Da wurden um die Wette Verse gemacht, und jenen, die bei der Vorlesung den Preis errangen, widerfuhr die Ehre, in ein Buch eingetragen zu werden, das aber, außer Tschabuschnigg, nur noch einem seiner Genossen, dem in den literarischen Kreisen der Heimat durch manches gelungene Erzeugniß bekannten Paul Renn, als Gradus ad Parnassum im eigentlichen Sinne diente. Die übrigen sind verschollen — wenigstens auf dem Helikon.

Diesem harmlosen Treiben, dessen Glanzpunkt die Feste bildeten, welche am 1. Mai auf einer der anmuthigen Höhen in der Umgegend Klagenfurts unter Blüthenbäumen begangen wurden, setzte Tschabuschnigg's Abreise nach Wien ein Ziel. Dorthin begab er sich 1826, um sich den Rechtsstudien zu widmen, und damit trat in seiner Entwicklung

Adolf v. Tschabuschnigg.

der erste bedeutende Wendepunkt ein. Körperlich allmälig erstarkend durch gymnastische Uebungen, die er aus eigenem Antriebe unternahm — denn leider wurde diese Seite der Erziehung damals und noch lange nachher von der Familie wie vom Staate nur allzusehr vernachlässigt — ward er durch den Aufenthalt in der Hauptstadt auch geistig gekräftigt. Sein Gesichtskreis erweiterte sich und mit dem freieren Umblicke schwand die Neigung zu schwermüthiger Versunkenheit, der er sich früher hinzugeben liebte. Von einer Fülle neuer Eindrücke bestürmt, die er nicht zu ordnen und zu klären vermochte, suchte er dieselben durch skeptische Zersetzung zu bewältigen. Er fühlte sich gedrängt, die Kehrseite jedes Dinges zu betrachten, was ihm natürlich wenig reinen Genuß erlaubte, und obschon sich dieser Hang zur Verneinung später unterordnete, so ist dem Dichter doch aus der eben berührten Periode das kritische Bedürfniß, die analytische Anschauungsweise zurückgeblieben.

Bei dem angestrengten Fleiße, den Tschabuschnigg auf seine Studien verwandte, und den vielen Zerstreuungen, die das Residenzleben darbot, konnte er für poetische Bestrebungen wenig Zeit erübrigen. Doch erschienen in manchen Zeitschriften und Taschenbüchern Beiträge von ihm, namentlich in der „Abendzeitung," die damals unter Theodor Hell's Leitung in der belletristischen Welt Ansehen genoß. Es war ein behagliches Stillleben, in das die Julirevolution wie ein Blitz aus heiterm Himmel fuhr. Von den Ereignissen, die sich an dieselbe knüpften, angeregt, schrieb Tschabuschnigg „das Haus der Grafen Owinski" (Leipzig, 1832) einen kleinen Roman, dem die polnische Revolution zum Hintergrunde diente. Darauf ließ er die erste Ausgabe seiner Gedichte folgen (Dresden, 1833).

Tschabuschnigg's Gedichte zeigen sich schon auf den ersten Anblick als der Ausdruck individuellen Charakters und selbstständiger Gesinnung; sie tragen den Stempel der Persönlichkeit des Dichters an der Stirn, und wer sich nicht in die zum Grunde liegenden Erlebnisse und Stimmungen versenken will, könnte allerdings nur manche glänzende Formen, die gewählte Sprache und die Einkleidung irgend eines einzelnen Gedankens daraus hervorheben. Der wahre Sinn dieser Gedichte offenbart sich erst durch ein solches tieferes Eindringen. Ergebung ist ihr Grundton, eine Ergebung, die der Welt stolz entgegentritt und sich nur vor Gott und der Ewigkeit demüthig in den Staub beugt. Daran knüpft sich biedere ritterliche Gesinnung, Ernst und Tiefe des Gefühls, das sich an manchen Stellen zur Ironie schärft und in einzelnen Ge-

dichten zur Verachtung des Weltgetriebes steigert. Tschabuschnigg ist mit der Welt nicht durch sich oder sie, sondern nur durch den Gedanken der Ewigkeit er ist mit dem Leben nur durch den Tod versöhnt. Wer der Ansicht ist, die Aufgabe eines Dichters bestehe nur darin, Trost für den Schmerz des Lebens zu bringen, wer volksthümliche Lieder wünscht, oder Gedichte sucht, die in das Gebiet der Politik greifen, findet bei den Gedichten Tschabuschnigg's seine Rechnung nicht. Der Gegenstand derselben sind die innern Zustände, Gefühle und Erfahrungen des Dichters selbst, der Mikrokosmus der Welt, wie er sich in einem eigenthümlich gebildeten, edlen Dichtergemüthe wiederspiegelt. Selbst die Balladen und Romanzen tragen ein subjectives Gepräge und sind nur epische Darstellungen der Gesinnung des Dichters. Da es sich in der Poesie aber jederzeit nur um die Darstellung des Schönen handelt, und das Herz eines Dichters, besonders, wenn Lebenserfahrung es bereichert, Philosophie es geläutert hat, immerhin ein würdiger Vorwurf der poetischen Kunst bleiben wird, so läßt sich an dem Stoffe von Tschabuschnigg's Gedichten im Grunde eben so wenig rügen wie an der Form. Es war, als sie erschienen, im Gegentheil erfreulich, nach den gemüthlichen Tändeleien, mit welchen man damals so häufig heimgesucht wurde, endlich wieder einmal auf kräftigere, charakteristische Gesinnungen zu stoßen. Zwei Bände Novellen, die der Dichter 1835 veröffentlichte, bewiesen, daß er auch die erzählende Prosa gewandt zu handhaben verstand, und hielten wenigstens jeden Vergleich aus mit den Rührungsgeschichten, in welchen der Abgang von einigen hundert Thalern unendlichen Liebesjammer aufregt, und mit den andern Rettungshistorien und belletristischen Anekdoten, die in jenen Tagen den österreichischen Büchermarkt zu füllen pflegten.

Mittlerweile war Tschabuschnigg, nachdem er die Rechtsstudien mit ausgezeichnetem Erfolge zurückgelegt, in den Staatsdienst getreten und beim k. k. Stadt- und Landrechte in Klagenfurt als Auscultant angestellt, jedoch schon 1836 nach Triest versetzt worden. Der Einblick in die großartigen Weltverhältnisse, welche ihm die mächtig aufblühende Handelsstadt näher legte, der Umgang mit welterfahren, praktisch durchgebildeten Männern, zu dem sie ihm Gelegenheit bot, übten den wohlthätigsten Einfluß. Zugleich ward auch, am Meere und an der Pforte Italiens, die Reiselust geweckt und natürlich dieses Land zum ersten Ziele gewählt. Tschabuschnigg durchwanderte es in den Jahren 1836—1847 nach allen Richtungen, von Venedig bis Rom, vom Sim-

plon bis zum Aetna, und zwar mit um so größerem Genuß, als er sich durch Kunststudien, mit denen er sprachliche und geschichtliche Fortbildung verband, vorbereitet hatte, und dieses, in jenen politisch verkümmerten Zeiten freier und fruchtbringender Bearbeitung fast allein offene Feld fortwährend mit Eifer bebaute. Auch die Schweiz wurde mehrmals besucht, so wie Deutschland vom Rhein bis zur Insel Rügen, und ein reicher Schatz anziehender und belehrender Ergebnisse dieser Fahrten in ein „Buch der Reisen" (Wien, 1842) niedergelegt.

Zu schüchtern für die That noch liebt' ich Räume,
Wo still die Kunst mir ihre Werke wies,
Sie schienen mir fast Trümmer meiner Träume,
Bekannte aus verlornem Paradies —

schrieb er später mit Beziehung auf diesen Zeitraum, in dem er mehr aufnahm und sammelte als wiedergab und producirte. Nun aber ließ er in rascher Folge die zweite vielfach vermehrte Auflage der „Gedichte" (Wien, 1841), einen Band „Humoristische Novellen" (Wien, 1841) und die Novelle „Ironie des Lebens" (Wien, 1841. 2 Theile) erscheinen. In allen diesen Werken waren bedeutende Fortschritte nicht zu verkennen. Der Gesichtskreis des Dichters hat sich ausgedehnt: antike und moderne Kunst, mannigfaltige Naturgenüsse, romantische Ueberlieferungen der sagenreichen Heimat bieten unerschöpflichen Stoff, vermögen jedoch die Sehnsucht, deren Ziel das Ewige, nicht zu befriedigen. Darum wendet sie sich von der dunklen Zukunft immer wieder ab zur Vergangenheit, in der sich, wie in stiller Wasserfläche, ein umgekehrter Himmel spiegelt. Oft, singt der Dichter,

Oft stand ich dort am Alpensee,
Im gold'nen Abendstrahl,
Und sah hinab mit süßem Weh,
In's hirtlich stille Thal.

Und sah hinab und sah hinan,
Und wollte fast vergeh'n,
Mich griff's so wunderseltsam an,
Im Abendroth zu steh'n.

Da dacht' ich an die ferne Zeit,
An meiner Kindheit Glück,
Und schwamm in stiller Seligkeit
Den Strom der Zeit zurück.

Adolf v. Tschabuschnigg.

Den „humoristischen" Novellen verliehen das bewußte Entgegenhalten endlicher Durchführung an die ewige Idee der Erscheinung, die kecken Uebergänge vom edlen Ernste zum lächerlichen Fortgange derselben Richtung, das Jean Paul'sche Schwanken zwischen Lachen und Thränen volles Anrecht auf ihre Bezeichnung: ja, mehrere in diesen Novellen auftretende Personen sind geradezu Allegorien menschlicher Thorheiten und verirrter Bestrebungen. Die Ideen edler Geselligkeit, echter Poesie, wahrer Liebe und dauernden Menschenglückes liegen als heller Hintergrund unter den bunten, abenteuerlichen Arabesken, die in skizzirten Bildern, in wunderbaren Blumen und märchenhaften Schnörkeln aufsteigen.

Am unantastbarsten jedoch beurkundete Tschabuschnigg seinen Dichterberuf in der „Ironie des Lebens." Edel in der Idee, reich und eigenthümlich in einzelnen Situationen, rein und gediegen in der Sprache, konnte dieses Werk den besten deutschen Dichtungen ähnlicher Art an die Seite treten; in Oesterreich insbesondere aber brach es ihnen gleichsam die Bahn, und fand, in zwei Auflagen verbreitet, sehr günstige Aufnahme. „Jahrelang," so äußert sich darüber Tschabuschnigg selber im Vorworte, „jahrelang trug ich die Aufgabe des vorliegenden Buches im Kopfe. Mag die Liebe in ihrer Veranlassung und Entstehung willkürlich und unbedeutend erscheinen, ihr Verlauf wird ernster, ihre Folgen und Wirkungen sind oft großartig und erhaben. Sie entscheidet mehr oder weniger über das Glück, über die Richtung jedes Einzelnen, und auch auf die Geschicke der Gesammtheit übt sie nicht selten unverkennbaren Einfluß. Wie manche große That der Geschichte bedurfte eines von ihr begeisterten Willens; in der modernen Zeit hat sie sich zwar größtentheils in das Privatleben zurückgezogen, aber ihre negativen Nachwirkungen sind nicht zu übersehen, und nach ihrem kurzen Aufschwunge scheint ein nicht geringer Theil der Helden des Tages wie geöffnete Fläschen zu verrauchen. Das Wesen der Liebe stellt sich in unberechenbaren Widersprüchen dar; ihr Aufwand an Blühen und Duften ist oft nicht mehr als eine prächtige Phrase, die einen kurzen gemeinen Trieb kostbar verhüllt, — oft aber wieder hat ihr Samenkorn Anspruch auf himmlische Abkunft. Ich versuchte ihre Phasen aufzugreifen, die Geschichte ihrer Entwickelung zu verfolgen, und so einen Beitrag zu ihrer Auslegung zu bereiten. Bald fand sich ein passendes Gerüste von Thatsachen, der Vorwurf war der Ausführung werth, und

der Verlauf des Werkes versprach nebstbei Anregung zu vielseitigen Gedanken und Betrachtungen . . . "

Solche Gedanken und Betrachtungen, und zwar der trefflichsten Art, finden sich denn auch in dem Buche überall zerstreut, und sichern demselben dauernden Werth. Beispielsweise mag nur hervorgehoben werden, was S. 25 über Menschenwürde ausgesprochen ist; ferner die schönen Bemerkungen über Deutschlands geschichtliche Entwicklung, sein eigenthümliches Wesen und seinen Beruf, auf S. 247—252; dann die von tiefem Studium zeugende Schilderung der vier großen Dichter Italiens, S. 316 — 327; endlich die für die Anschauungsweise des Dichters sehr bezeichnende Darstellung der zweifachen Bestimmung des Menschen, S. 406 — 408. „Man darf," heißt es da, „nicht immer sich und Individuen vor Augen haben, man muß sich zum Urtheile über das ganze Geschlecht erheben. Die Menschheit selbst ist das würdigste Individuum der Erde. Die Erfahrung, wie unbedeutend der Einzelne ausgetilgt wird, wie spurlos er verschwindet, soll uns die irdische Bedeutung im Gesammtleben der Gemeinde zeigen . . . Als Mitglied der großen irdischen Familie muß der Mensch die Wissenschaft des Geschlechtes wahren und fördern, die Entschlüsse desselben veredeln und reifen, dessen Thaten vorbereiten und ausführen. Das Streben keines Redlichen ist in dieser Hinsicht verloren; die Geschichte bedarf nicht immer Helden und Genies, aber der bescheiden Wirkende, der treu Erhaltende ist ihr stets nöthig. Wären alle Zeitgenossen jemals dumm und schlecht, und dauerte dies auch nur durch ein paar Menschenalter, so müßte die allgemeine Menschengeschichte um Jahrtausende zurückgehen. In dieser Wahrheit liegt die Würdigung der still Thätigen, deren Namen keine Ehrentafel, kein Leichenstein verkündet. Sie sind es, welche die errungenen Schätze für die Zukunft bewahren, die den Rost von den Kostbarkeiten abwehren und die Perlen und Edelsteine schimmernd erhalten. Sie sind es, welche die unscheinbaren Werkzeuge kommender Thaten bereiten, die durch mißlungene Versuche das künftige Gelingen möglich machen. Und endlich erscheint auch der Glückliche, Erwählte; kühn holt er die feurige Wahrheit vom Himmel, siegend prägt er die That aus, auf die Jahrhunderte harrten. Der Zeiger der Menschheit rollt in diesem Augenblicke eine Periode weiter, es schlägt die Stunde einer neuen Zeit. Aber der Heros legt seinen Lorbeer auf die Gräber der vorangegangenen Edlen, ihr stummes Wirken war nicht verloren. So geschieht es, daß die menschliche Ge-

Adolf v. Tschabuschnigg.

meinde immer wissender und besser wird; das ganze Geschlecht schreitet vorwärts, und der Schauplatz jedes künftigen Einzelnen wird günstiger und edler. Aber dieser Einzelne selbst ist ein Sohn der Unsterblichkeit, unbegrenzte Vervollkommnung ist seine eigene Sendung, sein ewiger Flug überragt sogar das Ziel der irdischen Gemeinde. Nur kurze Zeit ist er ihr Glied. Wenige Frühlinge wird es ihm gegönnt, ihre Zwecke zu fördern, er entwächst bald ihren vergänglichen Blumen und Düften und schwingt sich über sie, trunken von Unsterblichkeit. Wer will die Jahrhunderte zählen, die er aufwärts dringt durch die Sterne bis zum Anblicke Gottes, Lenze, schöner als die irdischen, durchwandelt er, die Lichter der Erde werden ihm Schatten, und seine schmerzliche Sehnsucht ein seliges Hoffen. Aber wo sind sie, die er einst liebte im Thale der Erde, — Eltern — Freunde — Geliebte — wo sind sie? — Sie wallen hinauf zu Gott wie er. — Wird er sie wieder sehen und kennen? — Die Liebe steigt mit ihm zum Urquell, ihre endlichen Kränze zerfallen."

Tschabuschnigg hatte die zweite Auflage der „Gedichte" seinem einzigen Bruder Franz gewidmet, „dem Genossen seiner Bestrebungen, seinem besten treuesten Freunde," der 1840 im fünfundzwanzigsten Lebensjahre gestorben war. Ein Verlust, den er auf das tiefste betrauerte und nie ganz verschmerzte, da zwischen ihm und dem Todten in der That die innigste Verbrüderung der Gefühle und Gedanken bestanden hatte. „Ich gestehe Dir mit der Wahrhaftigkeit eines unparteiischen Beobachters," schrieb er einem gemeinschaftlichen Freunde, „daß ich kein edleres, für Tugend und Wissen mehr begeistertes Herz gekannt habe, als Franz. Alle seine Gedanken gingen seit Jahren auf die ewige Welt, seine Ideen wie seine Liebesseufzer waren mit Sternen durchwebt. Du sahest ihn diese letzte Zeit nicht, wo sein Geist den erhabensten Aufschwung nahm, Du kanntest ihn nicht in der beginnenden Verklärung seines irdischen Daseins. Der Obelisk seines Aufstrebens wurde immer höher, immer dünner, er hatte die Spitze erreicht, und sein Geist mußte der Erde und uns jetzt entschweben, oder Franz mußte ein anderes praktischeres Gebäude auf neuer, breiterer Grundlage beginnen. Seit Jahren beobachtete ich dieses geisterhafte Aufstreben unseres Freundes, und im Sinne meiner dualistischen Weltansicht war ich stets bestrebt, dagegen irdische Gewichte anzuheften. Wie einen feigen Soldaten zur Schlacht trieb ich ihn in gesellige Verhältnisse zurück; endlich schien es mir zu gelingen — da entschwebte er, sich, uns

unerwartet, und ich gestehe, daß mir dieser Verlust minder schmerzlich noch vor kurzer Zeit gewesen wäre, als ich ihn mit dem Leben diesseits der Gräber noch ganz unausgesöhnt wußte. Ich habe selten ein Wesen gesehen, das seine unsterbliche Aufgabe auf Erden so rein gelöst hat. Sein Tagebuch aus Bleiberg ist eine schöne Idylle nicht dieser, sondern einer ewigen Welt. Es ist ein Kunstwerk und noch dazu ein erlebtes. Sein Liebesverhältniß ist darin von seiner eigenen Hand beschrieben; diese Blätter, sein Brief an Emma und ihre Antwort sind von durchsichtiger Klarheit. Jedes von ihnen schrieb nur einen Liebesbrief; ich fand sie nebst einer Locke, die ihr auf der Bahre abgeschnitten wurde, und fünf bis sechs Blumen, die mit ihren Aufschriften gleichsam die ganze Geschichte seiner Liebe umfassen, in seiner Brieftasche. Eine dieser Blume ist aus der glücklichsten Stunde seines Lebens, die letzte von ihrem Grabe . . ." Möchte Tschabuschnigg nicht für immer den Vorsatz aufgegeben haben, dem schuldlosen, in so frühem Grabe vereinigten Liebespaare durch Veröffentlichung dieses Nachlasses ein Denkmal zu setzen!

So weit für solchen Verlust Ersatz möglich war, fand ihn der Dichter, als er sich ein Jahr darauf vermälte. Er hatte Julie, die Tochter des Appellationsgerichts-Vicepräsidenten von Heufler aus einer altangesehenen zu Eppan begüterten tiroler Familie schon im Jahre 1830 kennen gelernt, sich aber bald von ihr trennen müssen und eine lange Reihe von Jahren weder persönlichen noch schriftlichen Verkehr mit ihr unterhalten, bis ein günstigeres Geschick zur Vereinigung führte. „Du fromme Todte," sprach er zu ihr im Epilog der „Ironie des Lebens,"

Du fromme Todte! Schutzgeist dieses Herzens,
In dessen Tiefen liebend Du geseh'n,
Du sahst die Ader des geweihten Schmerzens
Durch taub Gestein der blöden Scherze geh'n, —

Du fromme Todte, deren Fehler Tugend,
Wie meine Tugend fast nur Fehler war,
Dir bring' ich hier den letzten Kranz der Jugend,
Die Ernte mancher Erdenlenze dar . . .

und pilgerte in das „Thal ohne Namen" (S. Buch der Reisen. S. 130), wo das „Schloß der Hoffnung" lag. Das „Schloß der Hoffnung," denn die Todte erstand, und, singt der Dichter:

Adolf v. Tschabuschnigg.

Und das schöne Herz, das eine,
Das mir einst in Liebe schlug,
Hegte noch die Glut, die reine,
Wie es einst für mich sie trug.

Was Du glaubst, für Dich hat's Leben,
Was Du liebst, nur das ist Dein,
Was Du hoffst, muß sich begeben,
Und so wirst Du glücklich sein.

Der „Auferstandenen" ist darum auch Tschabuschnigg's zuletzt erschienenes Werk gewidmet, der „moderne Eulenspiegel" (Pest, 1846. 2 Bände) — der Auferstandenen, der Frommen:

Ihr, die für Thorheit nur Vergebung,
Für halbe Freude ganzes Lächeln beut,
Die fest vertraut der Menschheit voll Erhebung,
Verdienten Wunden selbst noch Balsam streut!

Tschabuschnigg's Till ist die verkörperte Verhöhnung dessen, was unserer Zeit (eigentlich der Zeit, in der das Buch geschrieben ward) von Schein und Lüge anklebt: er ist es wenigstens in der Anlage, denn die Ausführung bleibt hier und da hinter dieser zurück, sowohl, weil der Verfasser sich freiwillig gewisse Grenzen steckte, als auch, weil er selber ein Kind seiner Zeit, sich nicht völlig über sie zu erheben vermochte. Till zur Seite geht Lanzelot, der Vertreter aller jener Nichtse, die sich in der Atmosphäre der Gegenwart mit der Anmaßung herumtreiben, Etwas zu sein, jener Schemen, die so ängstlich bemüht sind, sich zu Gestalten zu verdichten und zum Range der Persönlichkeit zu gelangen. Der „moderne Eulenspiegel" zerfällt in zwei nur lose zusammenhängende Haupttheile, in zwei Novellen, wenn man will, deren eine Kunst und Künstelei, Künstler und Künsteler zum Vorwurfe hat, während die andere das Verhältniß des Weibes zum Manne, zur Welt behandelt. Tschabuschnigg versucht es, das Krämervolk mit der Geißel scharfer Ironie aus dem Tempel zu treiben, und hält den verkehrten Bestrebungen des Tages den Spiegel der Selbsterkenntniß vor: der falsche Kunstenthusiasmus, das Histrionenthum, die Restauration des Mittelalters, die Frauenemancipation — lauter Modethorheiten, in die sich ursprünglich edle Richtungen verlaufen haben — werden uns nach einander vorgeführt, und das hohle Phrasengeklingel, mit dem die Apostel der Lüge ihre Götter anpreisen, empfängt seine

gebührende Würdigung. In den Gang der Erzählung, die, einige Episoden, z. B. das mit psychologischem Scharfblick entwickelte Verhältniß zwischen Parzeval und Berenice abgerechnet, eigentlich der schwächste Theil des Buches ist, sind überall Betrachtungen eingewoben, die von klarem Verständniß der Kunst- und Literaturzustände sowie von sicherer Auffassung des sozialen Lebens zeugen. Selbst wo man mit des Dichters Ansichten nicht einverstanden sein kann, da sind sie wenigstens mit so viel Geist vorgetragen, daß man ihnen das Recht, sich geltend zu machen, einräumen muß. Auch auf dem Gebiete der Politik wagt er Streifzüge, — denn ein Wagniß war's in einem vor dem März 1848 in Oesterreich veröffentlichten Buche, — und gewinnt manche Wahrheit als Beute, die vielleicht gerade jetzt, da die Sprachenverwirrung der jüngsten Zeit einigermaßen geschlichtet ist, verdiente Beherzigung finden dürfte. — „Sie vergessen wohl Rom," mit diesen Worten läßt er unter Anderem die Behauptung widerlegen, daß kein mächtiges wälsches Reich zu Stande gekommen; „Sie vergessen Rom, das alte so wie das päpstliche, indem Sie Italien diesen Vorwurf zu machen gedenken; unbillig und der Geschichte gerade widerstreitend wäre es aber, wenn Sie die weltliche Macht durch alle Jahrhunderte an ein Stück Land gefesselt wissen wollten: sie hielt durch die ganze Weltgeschichte ihren langsamen majestätischen Umzug, von jenen frühesten Weltreichen des Orients bis in das westliche der Franken, und von da wieder rückwärts nach Osten. Jedes hat viel Blut gekostet, und wenn es seine Sendung erfüllt hatte, war es zusammengesunken, und der Schauplatz mußte durch Jahrhunderte brach liegen, um wieder zu erstarken. Langsam ändern sich die Phasen der Weltgeschichte, ganze Generationen vermögen oft das Räthsel eines kaum merkbaren Zwischenschrittes nicht zu begreifen. Große Reiche sind überdies kein Glück für das Menschengeschlecht, das Eigenthümliche, die Selbstständigkeit der Völker und der Individuen geht darin unter, Bundesstaaten sind das günstigste Element der Entwickelung und des Fortschrittes, in ihnen findet die edelste Freiheit, das bleibendste Glück seinen Wohnsitz. Frankreich und Deutschland gingen darin gerade die entgegengesetzten Wege; dort zwangen die Könige die freien Städte und die mächtigen Großen in das Band eines einigen Staatskörpers, hier emancipirten sich die Barone und wurden selbst zu Königen; aber mit wie vielem Blute, mit dem Verluste wie vieler edlen Kräfte hat das schöne Frankreich diese Einheit erkauft, wie wenig Glück hat es sich für den täuschenden Traum ruhm-

voller Macht eingehandelt, während Deutschland in naturgemäßer Entfaltung einer schönen Zukunft entgegengeht. Wohl strebten einst auch die römisch-deutschen Kaiser eine Weltmonarchie zu stiften, aber so wie sie an der Größe ihres Planes scheiterten, so wußte auch der kleinste deutsche Ritter sich auf seinem Felsenneste frei zu halten; den Verrath und den Henker wollten die edlen Fürsten aber nicht zu ihren Kämmerlingen, und ritterliche Haft, nicht das Blutbeil war das Geschick der Besiegten. Gerade daß die Hohenstaufen Deutschland und Italien ihrer Macht unterwerfen wollten, rettete Beide; mit einem allein wären sie sicher zu Stande gekommen. In schönerem Sinne ging ihre Erbschaft auf Oesterreich über, das mit Recht den doppelten Adler im Schilde führt; er deutet auf ewige Versöhnung Deutschlands und Italiens. Die edelsten und die glücklichsten Völker lebten zu allen Zeiten in Bundesstaaten, die Griechen, die Deutschen, die Schweizer, die Nordamerikaner; das ist auch die Zukunft Italiens und Oesterreich dürfte zur Einleitung berufen sein. Ein italienischer Bund, ein italienischer Zollverein! Das wären die Bürgen seiner Einheit, seines Glückes, und Oesterreich verbände dann den schönen südlichen mit dem deutschen Bunde. Die Zuckungen verirrter Bestrebungen verlören sich, alle edlen Kräfte wären mit einem Male der guten Sache gewonnen, wenn erst eine klug bedenkende und rasch wirkende Bundesversammlung das Wohl Italiens überwachte; die Zersplitterung lösete sich in Einheit, und diese Einheit ließe dennoch allen löblichen Sonderheiten und Bestrebungen Raum. Das, meine Freunde, sind meine Träume für Italiens Wohlfahrt, und die beiden Staatenbünde bildeten dann den Kern von Europa. Mögen immerhin die umgebenden Randreiche in ihrer kostspieligen Einheit fester und schlagfertiger dastehen, unverletzlich wäre auch der doppelte große Bund, ihm bliebe Europa's gesetzgebende Gewalt vorbehalten, jenen die ausführende."

Auch dem lyrischen Elemente hat der Dichter im „Eulenspiegel" angemessenen Spielraum gestattet, besonders in den da und dort eingestreuten Naturschilderungen, die in ihrer anschaulichen Einfachheit vollkommen der Muster würdig sind, deren Vorzüge er so trefflich darzulegen weiß, z. B. dort, wo er die wundervolle Naturpoesie in einigen Schöpfungen Heine's den gekünstelten Entzückungen Matthisson's gegenüberstellt. Diese Schilderungen sind aber auch jener Muster würdig, die ihm die Natur in der Heimat selber in reichster Auswahl darbot — in der Heimat, deren Alpentriften, deren waldbekränzte Höhen und an-

muthige Thäler mit den stillen Seen ihre Söhne so unwiderstehlich anziehen.

Gern hätt' ich weiter noch das Werk gebreitet,
Bei blüh'nder Industrie, der Arbeit Schmach,
Und wie die Welt mit Gänsekielen streitet,
Euch vorgelegt wie ich es einst versprach . . .

heißt es im Epiloge zum „Eulenspiegel," und in der That legte der Dichter bereits Hand an die Fortsetzung, um im dritten Theile die Schattenseiten des industriellen Verkehrs hervorzuheben, im vierten aber das politische Treiben zu mustern. Vielleicht wäre Till auf seinen Wanderungen in Oesterreich irgend ein Jérome Paturot à la recherche de la meilleure des republiques aufgestoßen, an dem er seine Eulenspiegeleien hätte üben können, wäre nicht die Zeit selbst für ihn zu ernst.

Tschabuschnigg war 1844 zum Rathe beim k. k. Stadt- und Landrechte in Klagenfurt ernannt worden, und hier überraschte ihn die Umwälzung des Jahres 1848, wie sie uns alle überrascht hat. Ihn aber vielleicht weniger als Andere, denn er hatte schon in Triest die Unhaltbarkeit des alten Systems desto deutlicher erkannt, je mehr ihm dort die Erfolge der Thätigkeit jenes energischen Staatsmannes, dem unser blühendstes Emporium so viel zu danken hat, in die Augen sprangen. Ueberdies war ihm während eines wiederholten Aufenthaltes in Karlsbad in den Jahren 1839 und 1845 Gelegenheit dargeboten worden, näheren Einblick in die Bestrebungen der ständischen Opposition Böhmens zu gewinnen und mit dem Kreise bekannt zu werden, in welchem die bekannten „drei Denkschriften" ihre Entstehung fanden. Deshalb begrüßte er auch den Umschwung der Märztage mit jener aufrichtigen Freude, welche die bewährtesten Patrioten Oesterreichs theilten, und widmete dem neuen Baue, der sich auf den Trümmern der alten Einrichtungen erheben sollte, nach seinen Verhältnissen eifrige Thätigkeit. Er trat als Rottenführer — den Offizierstitel verschmähte man in Klagenfurt — in die rasch organisirte Nationalgarde, drang auf Beiziehung von Vertretern des Bürger- und Bauernstandes zu den landständischen Sitzungen, und entfaltete in letzteren vielseitige Wirksamkeit. Dazu fühlte er sich umsomehr berufen, als sein Vater, den er im Laufe desselben Jahres durch den Tod verlor — die Mutter war wenige Tage nach seiner Vermählung gestorben — lange Zeit die Stelle eines landständischen Secretärs bekleidet hatte, und er selber durch das Vertrauen seiner Mitbürger jenen Abgeordneten beigesellt ward, die im April nach

Adolf v. Tschabuschnigg.

Wien geschickt wurden, um über den Verfassungsentwurf, die Ablösungsfrage, die neue Gemeindeordnung, die Reform der Provinzialstände, des Justizwesens u. s. w. — zu berathen. Nach seiner Rückkehr war die Bewegung schon durch manche unreine Elemente getrübt, und allmälig gewannen Bestrebungen die Oberhand, deren die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung gefährdendes Ziel nicht zweifelhaft sein konnte. Anfangs hatte, wie überall, so auch in Klagenfurt die Bevölkerung den zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Umschwung in friedlicher Eintracht gefeiert: Fackelzüge, Beleuchtungen, Gesangfeste wechselten ab. Nun aber wirkte der Rückschlag aus der Hauptstadt auch auf die Provinzen, und die Stellung aller Freunde stätigen, geordneten Fortschrittes wurde sehr erschwert. Dessenungeachtet arbeitete Tschabuschnigg an der einmal übernommenen Aufgabe beharrlich fort, zunächst als Referent des Ausschusses für Reform der Provinzialstände, in welcher Eigenschaft er die provisorische Wahlordnung für den kärnthnischen Landtag entwarf, der im Juli 1848 zusammentrat. Hauptgegenstände der Berathungen desselben, die täglich mehrstündige Sitzungen ausfüllte, waren die Provinzialverfassung, eine Gemeindeordnung, Justizreformen und manche andere Vorschläge, die theils dem Reichstage, theils dem Ministerium vorgelegt wurden und Tschabuschnigg's Thätigkeit mehrfach in Anspruch nahmen. Ueberdies bediente er sich des Hebels der periodischen Presse, um den Ansichten, die ihm für das Gedeihen des Vaterlandes förderlich schienen, Geltung zu verschaffen. Namentlich verdient ein längerer Aufsatz hervorgehoben zu werden, den er im Oktober 1848 in den „Sonntagsblättern" über die Frage der Nationalitäten veröffentlichte; hieran schloß sich eine Reihe trefflicher Artikel, die im „Lloyd" und in andern Blättern erschienen, — Zeugnisse redlichen, auf das wahre Wohl des großen Gesammtvaterlandes gerichteten Eifers, der glücklicherweise in naher Umgebung wie in entfernteren Kreisen nicht ohne befriedigenden Erfolg blieb. So nahm z. B. die von Tschabuschnigg im Landtagsausschusse angeregte Gründung eines kärnthnerischen Invalidenfondes den erfreulichsten Fortgang und gab den Beweis, daß das kleine Land, seinen Ueberlieferungen treu, dort wo es Opfer zu bringen gilt, seinen Platz in der vordersten Reihe zu behaupten gesonnen ist. Damit ihm aber die Kraft zu solchen Opfern nicht allzu sehr geschmälert werde, darf ihm auch der gebührende Antheil an jenen Errungenschaften der Neuzeit nicht vorenthalten bleiben, die allein allseitig ersprießliche Fortentwicklung auf die Dauer zu sichern vermö-

gen. Auf diesem Felde bietet sich seinen patriotischen Söhnen weiter Spielraum dar, den sie auf das emsigste zu benützen nicht säumen sollen, sogar auf die Gefahr hin, die stille Oase Kärnthen in einen der Tummelplätze großartigen Weltverkehrs zu verwandeln. Denn wie mächtigen poetischen Reiz solche Oasen besitzen mögen, in Kärnthen selber dürfte man doch, um dem schon von Theophrastus Paracelsus in seinem „wahrhaften, kurzen Auszug der Kärnthischen Chronik" gerühmten Metallreichthum leichteren Abfluß zu eröffnen, die Anziehungskraft der Locomotive vorziehen.

Im Jahre 1849 unternahm Tschabuschnigg eine Reise nach Frankreich und Belgien, hauptsächlich um sich über das öffentliche Gerichtsverfahren, das er früher schon am Rheine kennen gelernt, genauer zu unterrichten und die neuen Gefängnißeinrichtungen in Paris zu besehen. Gericht und Gefängniß — traurige Worte in der Lebensbeschreibung eines Dichters, doch wohl geeignet ihn zu erinnern, daß vor Allen Dichter berufen sind, der entflohenen Asträa auf Erden eine neue Heimat zu bereiten.

F. E. Pipitz.

Adolf v. Tschabuschnigg.

Gedichte.

(Zweite Auflage. Wien 1841. Pfautsch und Comp.)

Im Walde.

Es rauschen die Wipfel, es singen
Die Vögel mit darein,
Ich lieg' im Moose und starre
In's Regen und Weben hinein.

Es läutet eine Glocke,
Mich überkommt ein Schmerz,
Als wär' ich wo weit in der Südsee
Das einzige, fühlende Herz.

An die Heimatberge.

Lebt wohl ihr Berge still und groß,
Verklärt im Abendschein,
Schwer reißt von euch das Herz sich los,
Doch, ach, es muß wohl sein!

Oft stand ich dort am Alpensee,
Im gold'nen Abendstrahl,
Und sah hinab mit süßem Weh'
In's hirtlich stille Thal.

Und sah hinab, und sah hinan,
Und wollte fast vergeh'n,
Mich griff's so wunderseltsam an,
Im Abendroth zu steh'n.

Adolf v. Tschabuschnigg.

Da dacht' ich an die ferne Zeit,
An meiner Kindheit Glück,
Und schwamm in stiller Seligkeit
Den Strom der Zeit zurück.

Und wo ich hinsah, sah ich — ach!
Der Heimat hold Revier,
Und jeder Felsen, jeder Bach
Er sprach vertraut zu mir.

Doch schau' ich fürder einmal hin
Zum hellen Abendstern,
Da seh' ich nicht mehr euer Glüh'n,
Dann bin ich weit und fern.

Drum steh' ich so bezaubert da
In banger Seligkeit,
Seh' euch zum letzten Mahle ja,
Und morgen bin ich weit!

Lebt wohl ihr Berge, schütz' euch Gott,
Nehmt meinen letzten Gruß!
Möcht' glühend wie das Abendroth
Euch geben einen Kuß.

Die Schildwache.

Ueber der Landschaft stumm
Lagert die Nacht,
Und kein Lämpchen mehr wacht
In den Häusern,
Und kein Vogel mehr hüpft
Herum
In den Wipfeln,
Der Soldat nur ist wach,
Und geht stumm
Ab und auf.

Adolf v. Tschabuschnigg.

Dort kommt auch der Vollmond herauf
Ueber den Wald,
Willkommen, du alter Bekannter —
Sanft und still, wie du bist!
Hab' lang' schon gewartet auf dich,
Nun aber geh'n wir auch gleich zusammen,
Du am Himmel hoch, ich auf Erden tief,
Im muntern Lauf
Ab und auf!

Hei, Nachtwind, was machst denn du auch schon dabei?
Wer hat denn nur dich gebeten,
Wild und kalt zu uns herzutreten!
Ja, wärst mir nur nicht so ein flinker Gesell,
Da rief' ich bald
Das gewaltige Halt! —
Husch! den Mantel höher herauf,
Und dann wieder ab und auf,
Du aber, Nachtwind, sei mir zu Willen,
Und laß mit dem Mond mich ein wenig im Stillen!

Wie es Einen so mild anhaucht,
Und gar so traut
Ueber Seele und Herz läuft,
Wenn man ein bischen nur in den **Mond** schaut,
Da treibt's Einen im Strome der Zeit
Zurück gar weit
In die alten Tage,
In die alte Zeit,
Es wird Einem zu Muth
So weich und lind,
Man wird so fast wieder ein Kind,
In den Adern schwillt wieder
Das alte, das herzliche Blut,
Und die Weihnachtbäume,
Die lieben Träume
Kehren alle, alle zurück! —
Pfui, alter Knaster! jetzt schäm' dich gleich,
Ich glaube wohl gar, du wirst noch weich! —

Adolf v. Tschabuschnigg.

Es war doch eine Zeit einmal
Wie Morgenschimmer,
Und das liebe Thal,
Ich vergesse es nimmer!
Und der Kuhreigen, der Flötenklang,
Die Lämmerglocken, der Hirtengesang!
Es tönt mir noch immer
So süß im Ohr!

Auf der Alpe
Zog ich still
Durch Frühlingwiesen
Und blies die Flöte,
Das Abendroth
Zu grüßen;
Da sprang's bald heraus
Aus dem lieben Haus',
Und wenn der Vollmond hernieder hing,
Franz wohl auf holdere Wache ging.

O, Gretchen! wie denk' ich noch dein so oft,
O, Gretchen! wie denk' ich noch dein!
Im Kanonendonner
Hab' ich dein nicht vergessen,
In Dampf und Feuer
An dich oft gedacht!
Und manche Nacht vor'm Schlafe
Bist du mein Gedanke,
Und da schwillt mir das Herz,
Und da wird mein Sinn
So mild und so still,
Wie zum Beten! —

Wo du nun bist? — wo du nun sein magst?
Ob du denkst noch an Franz —
Manchmal noch! —
Vielleicht unter'm Grün schon —

Adolf v. Tschabuschnigg.

Gott segne dich!
Dein Franz steht allein in der Welt! —
Das blaßrothe Band da, 's war dein Zopfband,
Hab's getragen immer am Herzen,
Hat manchen Zug mitgemacht mit deinem Franz,
Lag oft an der Brust mir,
Wenn die Kugeln saus'ten,
Und jede ein Herz brach; —
Das liebe Band, wie's so bleich schimmert im Mond,
Wie Weiden am Grab,
's kommt auch einmal mit mir hinab! —

Wie, was? auch ihr seid heut da,
Die ich lange Jahr' nicht wieder sah —
Thränen!
Ja, ja! da steht so eine am Knebelbart noch! —
Man sollt's nicht meinen,
So ein alter Kerl,
Und noch weinen! —
Sei still, Franz, laß fahren!
Stehst ja auch nicht allein, —
Da, da, das Gewehr,
Was braucht so ein alter Kerl denn noch mehr!
In die ganze Welt geht's
Mit dir,
Fällt in's Gras einmal
Mit dir!

Nun aber Gewehr in Arm!
Und richt' dich in Ordnung, du weiches Ei!
Oder willst vor den Andern weinen,
Die Zeit ist vorbei!
Dort kommt der Corporal schon
Mit den Gemeinen; —
Abg'lös't! —

Adolf v. Tschabuschnigg.

An ein junges Herz.

Wandle still den Pfad hiernieden,
Junges, kindlich frommes Herz,
Wenn auch Alles, nur den Frieden
Raub' dir nicht des Lebens Schmerz.

Ja, jetzt steh'n wir uns noch ferne;
Wo du Regenbogenglanz
Sieh'st und tausend lichte Sterne,
Droht mir dunkler Wolken Kranz.

Statt der Hundertblätterrose,
Die so froh dein Auge sucht,
Seh' ich schon die blüthenlose,
Schmuckberaubte Dornenfrucht.

Jener blumenreiche Hügel,
Deines Abendganges Ruh',
Deckt mit schwerem Schattenflügel
Ach! ein junges Herz, wie du.

Du bist reich, — in deinem Traume
Liegt die ganze, weite Welt,
Mir zerfloß in buntem Schaume
Vieles, was ich mir gesellt.

Sieh': ich denke, — seit das Leben
Schwärmend Fühlen mich verlehrt,
Bin mir klar im Sinn' und Streben,
Und so werd' ich deiner werth.

Nimmer lieb' ich, — ach, dies Feuer
Hat das Herz mir ausgebrannt; —
Und doch bist du mir so theuer,
Wie ich nie ein Herz gekannt.

Pilgre deine Wunderjahre;
Was zerflittert, war nur Schein,
Vieles bleibt, — und am Altare
Der Erkenntniß werd' einst mein!

Vor vollen Gläsern.

Nicht gefragt, aus welchem Lande,
Jeder fühl' sich frei und reich,
Mit dem Glas', gefüllt zum Rande,
Sind sich alle Menschen gleich.

Keiner nenne seinen Namen,
Was ihn schmerzt und was ihn freut,
Heute scherzen wir zusammen,
Morgen wandern wir zerstreut.

Menschen sein ist mehr als scheinen,
Und das Herz vereint allein,
Lächeln können wir und weinen
Und verliebt zu Tode sein!

Auf dem Rheine.

Im Nachen bin ich gesessen,
Vom Lurlei rief es und sang
Ein Lied, das ich längst vergessen
Und das doch so rührend klang.

Es standen in Abendgluten
Die Felsen und Burgen rund,
Ich starrte durch grüne Fluten
Bis auf den stillen Grund.

Und Gold lag drauf und drunten,
Es winkte der Zwerg aus dem Rhein;
— Was sollt' ich mit all' den bunten
Perlen und Edelgestein?

Am Himmel kamen die Sterne,
Sie zogen auch über die Flut,
Tief drunten schwammen gar ferne
Zwei Augen in feuchter Glut.

Du Antlitz mit blassen Wangen,
O, sag' mir das Zauberwort!
Wie kann ich dich erlangen,
Mein Nibelungenhort?

Scheidebrief.

Lebe wohl, wir sind geschieden,
Geh', verlaß mein Herz und Haus,
Lebe wohl und scheid' in Frieden,
Zieh' nach neuer Heimat aus!

Ja du warst mein Glück auf Erden,
Ein Stück Himmel voll von Licht;
Mög' ich nie mehr glücklich werden,
Deine Thräne rührt mich nicht.

Liebe duldet keinen Schatten,
Sie erblaßt vor einem Hauch,
Wer bedenkt, der hat verrathen,
Und wer schwankt, der brach sie auch.

Klug vielleicht war dieses Zagen,
Fromm und heilig magst du sein:
Mögst du drum die Palme tragen,
Aber nimmer bist du mein!

Adolf v. Tschabuschnigg.

Zieh' wie Hagar in die Wüste,
Deinen Sohn nimm mit, den Schmerz,
Alles, was mich mahnen müßte, —
Eines laß mir nur, mein Herz!

Wie ich diese Doppelrose
Jetzt zerreiße, scheiden wir,
Jede folgt nun andrem Loose:
Nie mehr find' ich mich zu dir!

Freiheit.

1848.

Nicht eine Braut mit halb gelös'ten Spangen,
Im holden Blick der Liebe süßes Zagen,
Erschien die Freiheit in des Lenzes Tagen,
Nein, stolz wie Judith kam sie hergegangen.

Ihr glühte wildes Feuer auf den Wangen,
Den sie geliebt, den hat sie drauf erschlagen,
Das blut'ge Haupt, das ihre Hand getragen,
Es war noch warm von Kuß und von Umfangen.

Des Märzens Veilchen wand sie in die Haare,
Von denen rein noch Thau des Frühlings quoll,
Mit Sommers Rosen roth und dornenvoll

Hat sie geschmückt die Stirne drauf, die klare,
Und als der Herbst, der traurige, gekommen,
Hat Todtenblumen sie zum Kranz genommen.

Dienstlos.

An der Straßenecke beiseiten
Da steht ein bleicher Mann,
Und bietet allen Leuten
Sich laut zu Diensten an.

Adolf v. Tschabuschnigg.

Er ist nicht leicht zu ergründen,
Der Anzug steht nicht recht:
Zu gut den Diener zu künden,
Für einen Herrn zu schlecht.

„Ich kann nicht Vieles, nur Eines
Das thue ich flink dahin:
Wer sterben nicht mag, — um ein Kleines
Streck' ich mich nieder für ihn."

Viele Tage schon ruft er wie heute,
Blöd seh'n sie auf den Mann,
Gern nähmen ihn die Leute,
Ging's nur so recht auch an.

Eine Zaubermähre.

Aus der Liebe süßen Armen
Kommt begeistert der Gesell,
Von der Küsse Glut, der warmen,
Ist noch Herz und Auge hell.

Sterne leuchten, Flammenzungen
Sprüh'n an abgelegnem Ort,
Heute wär' der Schatz errungen, —
Wüßt' er nur das rechte Wort.

Aber Lieb' und Lust im Herzen,
Zieht er weiter unbesorgt;
Leicht vergißt sich unter Scherzen,
Was nur Erdenschimmer borgt.

Erst als Liebe floh, die holde,
Die Unsterblichkeit versprach,
Wird der Durst nach schnödem Golde,
Nach gemeinem Glücke wach.

Adolf v. Tschabuschnigg.

In geheimnißvollen Lehren
Forscht er drauf manch langes Jahr,
Nur nach Mühe und Entbehren
Wird der Sinn dem Lehrling klar.

Und er eilt den Schatz zu heben
Mit dem hohen Zauberwort,
Doch kein Glanz will Zeichen geben. —
Er vergaß den rechten Ort.

Aber wer den Spruch gefunden,
Kommt auch noch zum wahren Platz,
Beide öffnen dann verbunden
Ihm den wunderbaren Schatz.

Grau ist fast sein Haupt, der Rücken
Krümmt sich matt und furchtsam ein,
Endlich sieht er voll Entzücken
Lustig bunten Flammenschein.

Ja! hier ist die rechte Stelle,
Und er ruft das rechte Wort,
Doch verschlossen bleibt die Schwelle. —
Denn die rechte Zeit ist fort.

Wissenschaft läßt sich bezwingen,
Welten öffnet der Verkehr,
Doch kein Mühen, und kein Ringen
Bringt die rechte Stunde mehr!

Der alte Husar.

Tapfer fochten die Bürger am öden Wall,
Da liegen nun alle im blutigen Fall,
Und durch's gesprengte, ächzende Thor
Braus't jähe der Feind in die Gassen hervor.

Adolf v. Tschabuschnigg.

Mancher stand vor der Stadt mit kräftigem Muth,
Nun modert er draußen in seinem Blut;
„Den Todten Rache!“ wutherfüllt
Wird's im Heer von Reihe zu Reihe gebrüllt.

Und es braus't durch die Stadt nun schaurig laut,
Die Flamme schleicht buhlend dem Mord nach als Braut,
Und die Glocke vom stillen Liebfrauenthurm,
Sonst Sonntaggeläute, heut kündet sie Sturm.

Das Thor speit Horde auf Horde aus,
Es dringt in die Kirche, es bricht in's Haus,
Schadenfroh dazu kriecht finster die Nacht,
Zum Schlimmen hat sie das Schlimmste gebracht.

In der Faust den Säbel, mit grauem Haar,
Stürmt unter den Rächern ein alter Husar;
Seinen Bruder, noch mit Wangen wie Morgenschein,
Sang heut erst die Kugel in Schlummer ein.

„Schlaf' wohl, du Mutterfreude, guter Knab',
Blut und Thränen schütt' ich dir nach in's Grab!“
Er jagt durch die Gassen in zornschnellem Lauf,
Eilt wild in das stattliche Haus hinauf.

Der Riegel weicht, es steht im Gemach
Eine Wiege, drin liegt ein Säugling wach, —
Auch eine Mutterfreude, ein Mensch — gestellt
Zu Lust und zu Weh' auf die wechselnde Welt.

Das Knäblein lächelt im engen Schrein,
Die Sterne leuchten und schau'n herein;
O verdorrte Kindheit! was kehrst nicht mehr, —
Wer noch so ein lächelnd Kindlein wär'!

Und das alte Mährchen, das längst zerrann,
Faßt den Alten im Dolman vom neuen an,
Die Zeit, da er einnickt' bei Mütterchens Lied,
Auf der Heide saß, bis die Sonne schied;

Adolf v. Tschabuschnigg.

Wie er Knab' ward, — auf's erste Pferd sich schwang,
Und stolzer nun jagte die Steppe entlang, —
O Erny! o Liebe! o Jugendtraum!
Der Alte verhält die Thränen kaum.

„Schlaf' wohl, mein Bruder, — du Mädchen süß, —
Im Paradiesgarten spielt ihr gewiß!"
Der Alte starrt in den Sternenschein,
Und wiegt und schaukelt das Knäblein ein.

Vom alten Grafenhause.

Es war ein uraltes Grafenhaus,
Kein edleres gab's landein, landaus;
Und seit alten, undenklichen Zeiten schon
Stand der Altgraf des Hauses zunächst dem Thron.

Und im Stammbaum auf Pergamente strahlt
Die Kunde in güldener Schrift gemalt,
Daß Jeder aus ihnen, vom Ahnherrn gezählt,
Zum Gespons sich ein adelig Fräulein gewählt.

Auf der Stammburg oben im Ahnensaal
Da reiht sich im Kreise der Bilder Zahl,
Je ein Graf mit der Kron' mit elf Perlen geziert,
Eine Gräfin je, schlank in Gold geschnürt.

Dieser prangt im Mantel des Kanzlers und trägt
Die Stirne in sinnige Falten gelegt,
Jener starrt in Eisen, das Feldherrnschwert
In gewaltiger Rechte, des Sieges werth.

Der trägt die Perrücke, der Locken wie Gold,
Dem sprüht's aus dem Auge, der blickt so hold;
Doch hinab und hinauf aus jedem Gesicht
Ein Zug voll seltsamer Schwermuth bricht.

Adolf v. Tschabuschnigg.

Mancher stand vor der Stadt mit kräftigem Muth,
Nun modert er draußen in seinem Blut;
„Den Todten Rache!“ wutherfüllt
Wird's im Heer von Reihe zu Reihe gebrüllt.

Und es braus't durch die Stadt nun schaurig laut,
Die Flamme schleicht buhlend dem Mord nach als Braut,
Und die Glocke vom stillen Liebfrauenthurm,
Sonst Sonntaggeläute, heut kündet sie Sturm.

Das Thor speit Horde auf Horde aus,
Es dringt in die Kirche, es bricht in's Haus,
Schadenfroh dazu kriecht finster die Nacht,
Zum Schlimmen hat sie das Schlimmste gebracht.

In der Faust den Säbel, mit grauem Haar,
Stürmt unter den Rächern ein alter Husar;
Seinen Bruder, noch mit Wangen wie Morgenschein,
Sang heut erst die Kugel in Schlummer ein.

„Schlaf' wohl, du Mutterfreude, guter Knab',
Blut und Thränen schütt' ich dir nach in's Grab!“
Er jagt durch die Gassen in zornschnellem Lauf,
Eilt wild in das stattliche Haus hinauf.

Der Riegel weicht, es steht im Gemach
Eine Wiege, drin liegt ein Säugling wach, —
Auch eine Mutterfreude, ein Mensch — gestellt
Zu Lust und zu Weh' auf die wechselnde Welt.

Das Knäblein lächelt im engen Schrein,
Die Sterne leuchten und schau'n herein;
O verdorrte Kindheit! was kehrst nicht mehr, —
Wer noch so ein lächelnd Kindlein wär'!

Und das alte Mährchen, das längst zerrann,
Faßt den Alten im Dolman vom neuen an,
Die Zeit, da er einnickt' bei Mütterchens Lied,
Auf der Heide saß, bis die Sonne schied;

Adolf v. Tschabuschnigg.

Wie er Knab' ward, — auf's erste Pferd sich schwang,
Und stolzer nun jagte die Steppe entlang, —
O Erny! o Liebe! o Jugendtraum!
Der Alte verhält die Thränen kaum.

„Schlaf' wohl, mein Bruder, — du Mädchen süß, —
Im Paradiesgarten spielt ihr gewiß!“
Der Alte starrt in den Sternenschein,
Und wiegt und schaukelt das Knäblein ein.

Vom alten Grafenhause.

Es war ein uraltes Grafenhaus,
Kein edleres gab's landein, landaus;
Und seit alten, undenklichen Zeiten schon
Stand der Altgraf des Hauses zunächst dem Thron.

Und im Stammbaum auf Pergamente strahlt
Die Kunde in güldener Schrift gemalt,
Daß Jeder aus ihnen, vom Ahnherrn gezählt,
Zum Gespons sich ein adelig Fräulein gewählt.

Auf der Stammburg oben im Ahnensaal
Da reiht sich im Kreise der Bilder Zahl,
Je ein Graf mit der Kron' mit elf Perlen geziert,
Eine Gräfin je, schlank in Gold geschnürt.

Dieser prangt im Mantel des Kanzlers und trägt
Die Stirne in sinnige Falten gelegt,
Jener starrt in Eisen, das Feldherrnschwert
In gewaltiger Rechte, des Sieges werth.

Der trägt die Perrücke, der Locken wie Gold,
Dem sprüht's aus dem Auge, der blickt so hold;
Doch hinab und hinauf aus jedem Gesicht
Ein Zug voll seltsamer Schwermuth bricht.

Adolf v. Tschabuschnigg.

Nur die Dame daneben im Prunkgewand,
In Spangen aus Gold und Rubinen die Hand,
Wirft stolz und befriedigt die Lippe empor,
Lächelt adelig fein aus dem Rahmen hervor.

Ei, was seid ihr nicht glücklich, was ist euch nicht recht?
Seid doch aus dem ältesten, reichsten Geschlecht;
Zur Seite jedem ein schönes Gemahl,
Aus gräflichem Hause, die eigene Wahl.

Jede Braut, die sich einer der Grafen erkürt,
Wird hinauf in den Saal zu den Ahnen geführt,
Der Reihe nach blickt sie auf jedes Gesicht,
Doch den Zug voll Schwermuth gewahrt sie nicht.

Sie denkt, auf Robe und Schmuck den Blick,
Belächelnd an uralte Mode zurück,
Den Goldstoff prüft sie, die Spitzentracht,
Des Demants Feuer, der Perle Pracht.

Nun steht sie unten am Ende der Reih',
Da hängt schon ihr eigenes Konterfei,
Aus Sammet das Kleid, viel Gold herum,
Daneben ihr Bräutigam ernst und stumm.

Und kennst du die Mähr' nicht, hochgräfliche Braut,
Die ein alter Diener mir einst vertraut?
Zu jedem gräflichen Konterfei
Gehören der weiblichen Bilder zwei.

Einst trat er nachts in den Saal hinein,
Da sah er schaudernd im Mondenschein
Auch an der Grafen linker Hand
Ein liebliches Frauenbild an der Wand.

Das war nicht geschmückt wie die Dame rechts,
Man sah's, nicht adligen, alten Geschlecht's,
Doch den schmeichelnden Liebreiz der holden Natur
Erhob das Gewand ohne Zierath nur.

Adolf v. Tschabuschnigg.

Bleich waren sie alle die Reihe hinab,
Und ein Kreuz stand drüber, wie auf dem Grab.
Einen Kranz trug jede im flatternden Haar,
Als wär' sie geschmückt für die Jungfrauenbahr'.

Und linkwärts starrte der Grafen Zahl,
Als hinge nicht rechts nur ihr adlig Gemahl,
Und Blicke verwebten sich leis' in Schmerz,
Man sah's, nur die linke besaß einst ihr Herz.

Die letzte, hatte mein Alter erkannt,
War des Fischers Töchterlein, Lore genannt;
Oft kam der Graf sonst zum See hinaus,
Als er freite, zog man sie todt daraus.

Leichenstück.

Sechs derbe Gesellen sitzen
Am runden Tische herum,
Der Pfarrer ist voll Mucken,
Der Küster auch nicht stumm.

Die Kuchen duften ergötzlich,
Der Wein glänzt hell und klar,
Dort drinnen in der Stube
Liegt Eine auf der Bahr'.

Die Mutter weint erbärmlich,
Und deckt den Tisch dazu,
Der Vater im breiten Lehnstuhl
Entbehrt die Nachmittagruh'.

Gevattern und Muhmen verschlucken
In Thränen jedes sein Stück,
Und legen für die Kinder
Auch einen Bissen zurück.

Adolf v. Tschabuschnigg.

Sie führen sehr kluge Reden,
Und loben was man gethan;
Da dringt durch die offene Thüre
Ein ungeladener Mann.

Am Säbel und weißen Rocke
Verkündet sich der Soldat,
Im verfallenen Auge sieht man
Der Thränen reiche Saat.

Es steht sein Blick voll Wasser,
Er starrt ihr blöd in's Gesicht. —
Barmherziger Gott! wie lange
Sah er die Blasse nicht!









Johann Gabriel Seidl



Johann Gabriel Seidl.

J. G. Seidl ist am 21. Juni 1804 in Wien geboren, wo sein Vater als Hof- und Gerichtsadvokat lebte. Letzterer, in der edelsten Bedeutung des Wortes Rechtsgelehrter, seinem Stande mit Leib und Seele zugethan, bestimmte auch seinen Sohn für die juridische Laufbahn.

Seine Erziehung war einfach und ist nicht von Umständen begleitet, die besonders hervorzuheben wären. Die weise Strenge seines Vaters entzog ihn dem wilden Treiben seiner Kollegen, und entbehrte er in dieser Hinsicht die lauten Freuden der geselligen, durch das Leben hinstürmenden Jugend, so genoß er hinwieder den Vortheil, den Geist in seiner Einsamkeit sammeln und gleichsam die Grundelemente jener Gefühlsrichtung, die gegenwärtig den Mann charakterisiren, in sich vereinigen zu können. Schon als Knabe ein Freund der Natur, war sie für ihn eine nie versiegende Quelle von Freuden.

Viele erheiternde Genüsse boten ihm die häufigen Ausflüge in die Umgegend Wiens dar. Ernstbrunn gegen Norden, Gutenstein gegen Süden, die reizende väterliche Villa seines verehrten Freundes Simon Freiherrn von Sina zu Rappoltenkirchen gegen Westen waren bis zu seiner Uebersiedelung von Wien die Grenzpunkte seiner Wallfahrten geblieben. In diese enggezogene Peripherie sind liebliche Erinnerungen eingeschlossen, denen die Phantasie des Dichters immer neue und schöne Seiten abzugewinnen verstand. Frühzeitig äußerte sich sein Hang zur Poesie, und sein Professor A. Rößler, (als Direktor des Josephstädter Obergymnasiums zu Wien gest. am 25. April 1850), hat das Verdienst, den dichterischen Genius in dem jungen Gabriel erkannt und

22

Johann Gabriel Seidl.

durch freundliche Aufmunterung die schöne Anlage zur Thätigkeit gebracht zu haben.

Kaum sechzehn Jahre zählte Seidl, als bereits die ersten Proben des werdenden Dichters in der Dresdener Abendzeitung, deren Redakteur Hofrath Winkler (Theodor Hell) war, erschienen und in Gedanken und Fassung ein seltenes lyrisches Talent errathen ließen. Theodor Hell wurde, wie später noch vielen andern, dem vielversprechenden liebenswürdigen Jüngling bald ein herzlicher Freund und Rathgeber und trug nicht wenig dazu bei, den jugendlichen Dichter zu fördern. Die Arbeiten fanden großen Beifall, bald wurde Seidl bekannt und erhielt von mehren Seiten Aufforderungen, Beiträge zu spenden. In Folge einer solchen erschienen im „Berliner Gesellschafter" die „Lieder der Nacht," welche wir als die ersten mild leuchtenden Strahlen eines neu aufsteigenden Dichter-Gestirnes betrachten dürfen.

Ungetrübt wie ein schöner Frühlingsmorgen, unter Lerchenschlag und dem Säuseln der Lenzluft, schwand bisher sein Leben, da bildet der Tod seines Vaters (1823) einen Wendepunkt in demselben. Der Jüngling, bisher nicht für sich zu sorgen gewöhnt, war, vermögenlos mit einem Schlage in die dürftigste Lage versetzt und zum ersten Male im Leben auf sich allein angewiesen. Doch wenn ihn auch Entbehrungen aller Art, ja selbst mitunter Nahrungssorgen quälten, Dürftigkeit und äußeres Leid vermochten es nicht, seinen frischen, heitern Geist niederzubeugen, seine innere Zufriedenheit zu zerstören, im Gegentheil waren sie vielmehr ein Sporn, seine literarische Thätigkeit zu entfalten, und kehrte das Glück dem jugendlichen Lyriker neidisch den Rücken, die Muse, der Armuth stets hold, lächelte freundlich ihm zu. Unter bald kleinen, bald großen Sorgen entstanden die lieblichen Ergüsse seines Talentes, welche seinen Namen immer bekannter und seine Arbeiten immer gelesener machten.

Wie einerseits wohlthätig und den Ideenkreis des Jünglings erweiternd die Liebe zur Natur wirkte, wie ferner der Umstand, in erster Jugend auf sich selbst angewiesen zu sein, seine Thatkraft und seinen Willen stählte, so hatten andererseits schon früher tüchtige geist- und gemüthvolle Lehrer, deren er glücklicher Weise in den philosophischen Studien sich zu erfreuen hatte, auf den wißbegierigen Jüngling großen und nachhaltigen Einfluß geübt. Vor allen müssen wir hier des trefflichen Leopold Rembold gedenken. Selbst ein Mann des Lichtes und der Wahrheit, wußte er ersteres im Gemüthe der strebenden Jugend zu entflammen,

Johann Gabriel Seidl.

und den hehren Sinn für leztere zu wecken. Ward er für so edles Beginnen auch von Finsterlingen verfolgt, und in Folge eines verkehrten Systems geächtet, die Liebe, ja die Verehrung der Jugend bot ihm für mannigfache Kränkungen Ersaz. Die Inschrift, welche den Grabstein des unvergeßlichen Lehrers schmücket, rührt aus Seidl's Feder her. Rembold trug Philosophie vor, und wer es weiß, wie bald nach ihm diese Wissenschaft des Lebens herabgewürdigt und zu einem seichten Gewebe logischer Formen, die aller höhern Kraft und Weihe entbehren, verflacht worden, wird die Pietät des Dichters für den einstigen Lehrer vollends erfassen. Lust und Liebe für die klassischen Studien dem strebenden Jünglinge einzuflößen, war der gelehrte Sonderling A. Stein ganz der Mann. Das Barocke in seinem Aeußern störte den jungen Dichter nicht: gewöhnt sich minder an die Erscheinung, als an das eigentliche Wesen derselben zu halten, gewann er den Gegenstand lieb, welchen Stein, alle ermüdende Trockenheit beseitigend, mit seltener Lebendigkeit, Liebe und Frische vortrug, und dem Seidl später, als Lehrer bei Ausübung dieses seines Amtes und bei seinen schon damals, wie in seinen jetzigen Verhältnissen, betriebenen ernsten Studien, sich mit Eifer und von schönen Erfolgen belohnt zuwendete. Seine ästhetischen Studien leiteten der geistvolle Deinhardstein und später der kenntnißreiche Dr. Franz Ficker.

Die angeführten Namen genügen für die Begründung unsers Ausspruches, daß Seidl eine tüchtige Schulbildung und diese in einer Zeit erhalten hatte, als dieselbe noch auf einer höhern, würdigern Stufe gestanden, als kurz nach seinem Ausscheiden aus den Studien.

War es im zarten Knabenalter ihm nicht gegönnt, mit seinen Kollegen inniger zu verkehren, und damals schon eine jener Freundschaften zu schließen, die oft alles Wehe des Daseins überdauern, so war der nunmehr sich selbst überlassene Jüngling in dieser Hinsicht glücklicher. Seine unerschöpfliche Gemüthlichkeit, echt österreichische Biederkeit, dabei sein anerkannter bereits gefeierter Genius gewannen ihm manches liebe Herz; doch nur einem solchen, zu dem er sich sympathetisch angezogen fühlte, schloß er sich inniger an, weil er nur von gleichgestimmten Seelen das volle Verständniß seiner Gefühlsrichtung und seiner Arbeiten erwarten durfte.

Wir nennen hier die Namen derjenigen, welche diesen traulichen Freundeskreis bildeten, und die entweder zugleich mit Seidl oder nur kurz vor und nach ihm studirten, es sind Namen von Jünglingen, die später als Männer eine ehrenvolle Stelle in der vaterländischen

Johann Gabriel Seidl.

Literatur einnahmen. Unmittelbare Studiengenossen Seidl's waren Niembsch Ritter von Strehlenau (Nikolaus Lenau), Baron Münch-Bellinghausen, Johann Schön, Ad. Ritter von Tschabuschnigg, Karl Herloßsohn u. a. Ersteren hat jenes fürchterliche Loos getroffen, daß uns bei dem Gedanken daran Schauder erfaßt, und wir nur wünschen müssen, das Schicksal möge so gräßlichem Leiden durch den Tod ein Ende machen. Unser Dichter hat ihm jüngst eine Erinnerung gewidmet, die zu den schönsten Ergüssen zählt, die aus Seidl's poetischer Feder geflossen. Lezterer hat in diesem Jahre das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, und mit Wehmuth müssen wir es sagen, er erlag dem Loose, dem so viele Dichter bereits anheimgefallen, er starb in drückender Armuth. Vor Seidl studirten Bauernfeld, L. Halirsch, Ed. Silesius und Hermannsthal, nach ihm Dr. L. A. Frankl.

Außer den obengenannten, welche, wenn wir so sagen dürfen, den weiteren Freundeskreis unsers Dichters bildeten, zählte er noch ein Kränzchen vertrauterer, engverbrüderter Jugendgenossen, dessen belebende Seele Franz Exner bildete.

Bei den Erinnerungen an jene Tage traulichen Verkehrs verweilt unser Dichter, noch heute gern und gedenkt mit um so innigerer Wehmuth derselben, als mit den Zeiten sich so manches geändert hat, und die freudenlose Gegenwart aber auch gar keinen Ersatz mehr für jene schöne Vergangenheit bieten will.

Zu dem erhebenden Gefühle der Freundschaft für seine geistverwandten und strebenden Jugendgefährten gesellte sich bald nicht minder einflußreich jenes der Liebe. In dem Hause eines hiesigen Großhändlers lernte Seidl ein liebenswürdiges wackeres Mädchen kennen. Armen bürgerlichen Eltern entstammt, war sie doch reich an allen jenen Schätzen, welche das Weib dauernder schmücken, als die vergänglichen Güter des Glückes.

Als er sie kennen und würdigen gelernt, gab er ihr das Wort, sie zum Altar zu führen, wenn er binnen drei Jahren eine seinen Fähigkeiten entsprechende Anstellung erhielte. Aus dieser Zeit datirt Seidl's Bekanntschaft mit A. Grün. Bald schlossen sich die beiden Dichter so innig aneinander, daß Grün der Vertraute seiner Liebe wurde. Konnte auch ein so zartes Geheimniß als die Liebe eines Dichters in ein würdigeres Gemüth niedergelegt werden, als in jenes Grün's, aus dessen Herzen die Blätter der Liebe, dieser herrliche Blüthenstrauß im Garten der deutschen Poesie, aufgesproßt sind? Sein lebendiges Streben, bald

möglichst das gegebene Versprechen zu lösen und das geliebte Mädchen für immer die Seinige zu nennen, bewogen ihn, nach vollendeten Fakultätsstudien sich für eine Professur vorzubereiten.

Zu Anfang des Jahres 1829 erhielt er, wonach er getrachtet, am Gymnasium zu Cilli, und an dem Tage, an welchem er der Residenz, worin er seine Jugend verlebt, Lebewohl sagte, um sich nach seinem Posten in dem freundlichen Städtchen der südlichen Steiermark zu verfügen, löste er auch sein gegebenes Wort und führte seine Braut zum Altare.

Die drei Jahre hindurch, die von ihm den Vorbereitungsstudien für's Lehramt gewidmet worden waren, hatte er sich vorzugsweise den klassischen Sprachen und ihrer Literatur zugewendet, sich mit aller Sorgfalt auf den deutschen Styl verlegt und in seinen Mußestunden die Ausgabe seiner Dichtungen vorbereitet, die seinen bereits erworbenen Namen begründen halfen. War es ihm bisher gelungen, sich in den gebildeten Schichten der Gesellschaft durch seine lyrischen Dichtungen Namen und Geltung zu verschaffen, so erwarb er sich durch Herausgabe seiner „Flinserln, Gsang'ln und Gstanz'ln" in allen Gauen des österreichischen Landes eine Popularität, in der ihm nur Stelzhamer und Castelli gleichkommen. Aus der Seele des biederen Oesterreichers schöpfend, verstand er, der vollendete Typus österreichischer Gemüthlichkeit, diesen Liedern das rechte Wort zu geben. Das Volk, gewahrend, wie seine Gefühle durch die Sprache in ihrer ur- und eigenthümlichen Naivetät verleiblicht wurden, hörte sie und erkannte sie für seine in Worte gebrachten Empfindungen; von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen wandernd, wurden sie in der wahren Bedeutung des Wortes Volkslieder, worüber man ihres Urhebers, der noch unter uns lebt, nicht selten vergessen hat. Es ist dieß ein Triumph für Seidl's Muse, der weit über alle Anerkennung der Kritik reicht. Er wird in seinen Liedern fortleben, wenn seinen Namen neue Dichtergestirne verdunkeln sollten.

Auf dem klassischen Boden der alten Claudia Celeja blieben die Musen ihm nicht minder hold, wie vordem in der lebenslustigen Residenz. Die fast ländliche Stille des freundlichen Städtchens, die liebenswürdige Weise des steirischen Völkchens, unter welchem sich Seidl bald so heimisch fühlte, wie unter seinen biedern Oesterreichern, und die wahrhaft reizende Gegend waren vollkommen geeignet, den poetischen Genius zu nähren, und in dieser gemüthlichen ländlichen Zurückgezogenheit entstanden die schönen Blüthen, die auch manchmal den Namen von Blu-

Johann Gabriel Seidl.

men tragen, wie die „Georginen“ und „Bifolien,“ die in vierter Auflage jetzt die Runde durch Deutschland machen, dann seine „Brosamlin, Novelletten, Episoden und die Liedertafel.“

So zogen eilf Jahre eines ungetrübten, zwischen Poesie und Häuslichkeit getheilten Dichterlebens dahin, manche neue Verbindung wurde angeknüpft; besonders jener mit dem trefflichen gelehrten Präfekten des Cillier Gymnasiums, Hartnid Dorfmann, Kapitular des Stiftes Admont, einem Manne von tiefem Wissen und seltener Gesinnungstüchtigkeit, müssen wir gedenken, da sie, nach des Dichters eigener Aussage für ihn im Leben, wie in seiner wissenschaftlichen Ausbildung, nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben. Die literarische Thätigkeit Seidl's, der in seinen Schriften scharf ausgeprägte Patriotismus, der, aus tief innerster Seele quillend, nie gemacht, sondern wirklich gefühlt ist, die Beliebtheit, deren sich seine Arbeiten allenthalben erfreuten, machten bald in höhern Kreisen auf ihn aufmerksam, und so geschah es, daß er im J. 1840 am k. k. Münz- und Antiken-Kabinet in der Eigenschaft eines Custos angestellt wurde. Hier in einem seiner klassischen Bildung entsprechenden Wirkungskreise bereicherte er auch das Gebiet der Wissenschaften, denen er eben diente, Geschichte und Archäologie, mit schätzbaren Arbeiten, die in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, in den österreichischen Blättern für Literatur und Kunst, in der steiermärkischen Zeitschrift u. a. erschienen sind.

Ein großer Theil dieser Arbeiten, theils historischen und topographischen, theils archäologischen und numismatischen Inhalts, dient zur Verherrlichung seines zweiten Vaterlandes, der lieblichen Steiermark, der Heimat seiner Kinder. Es ist darin bedeutendes und sorgfältiges Materiale für künftige Geschichtschreiber dieses Landes enthalten, und jene, welche diese Vorarbeiten je benützen wollten, werden die übersichtliche Zusammenstellung derselben im 5. Hefte der Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften S. 76—78 von dem unermüdlichen Gelehrten und Geschichtforscher Regierungsrathe Chmel ausgeführt finden.

In seiner Eigenschaft als Custos am k. k. Münz- und Antiken-Kabinet ist Seidl noch jetzt thätig, ist aber auch außerdem immerdar beflissen, die Wissenschaft mit den Resultaten seiner Forschungen zu bereichern und mit seinen durch mehr als fünfundzwanzigjährige Thätigkeit im öffentlichen und Privat-Lehrfache gewonnenen Erfahrungen ins praktische Leben erfolgreich einzugreifen. Unter die ersten korre-

spondirenden Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften ernannt, begegnen wir öfter in den Sitzungsberichten seinen Arbeiten, und liegt nunmehr von ihm eine Monographie über das altitalische Schwergeld (aes grave) vor.

Im J. 1849 versah er die Professur der deutschen Sprachwissenschaft an der Lycealklasse des Josephstädter Gymnasiums in Wien, in diesem Jahre (1850) ist er zum Mitredakteur der ersten österr. Gymnasial-Zeitung ernannt worden.

Wir haben hier in schlichter Weise den Lebensabriß des wackern österreichischen Lyrikers gegeben, und uns bleibt nur noch Weniges zu sagen übrig. Doch zweier Episoden aus seinem Leben müssen wir noch gedenken. Im J. 1840 verbreitete sich aus unbekannter Veranlassung das Gerücht von Seidl's Ableben. Dasselbe ging aus den Provinzblättern in viele Journale des Auslandes, selbst in die allgemeine Augsburger Zeitung über. Die lebhafte Theilnahme, welche diese Nachricht hervorbrachte, die tiefgefühlten Worte der Anerkennung und Trauer, wovon sie stets begleitet war, die elegischen Klänge der über das Scheiden eines ihrer liebsten Jünger trauernden Muse bieten den richtigsten Maßstab für das Urtheil dar, welches die Zeitgenossen über Seidl gefällt hatten, und in der That es mußte den Lebenden doppelt ans Leben fesseln, da er, als Todtgeglaubter vor das Gericht der öffentlichen Meinung geladen, so unverhohlen, einstimmig und ehrend den Richterspruch lauten hörte.

Im Gegensatze zum Vorigen und nachhaltiger war die Wirkung einer andern Episode seines Lebens, die dem Dichter mannigfache Verkennung zuzog, nämlich die Uebernahme des ihm aufgebürdeten Censoramtes. Wer Seidl kennt, wird es begreifen, daß er durch Annahme dieses Amtes des möglichen Guten willen, das er stiften konnte, wenn er für die armen gedrückten Literaten seines Vaterlandes wenigstens vermittelnd wirkte, sich einer wirklichen Last unterzog. Nicht zur Kohorte offizieller Gedankenmörder zählend, weit entfernt von wohldienerischer Skrupulosität Anderer, übernahm er nur die Haftung für das von ihm in einem Werke am Leben belassene, was unter dem Rothstifte manches Anderen verblutet wäre. Die Märztage befreiten auch ihn von diesen Fesseln.

Außer den bereits im Verlaufe dieser biographischen Skizze angeführten Arbeiten Seidl's erwähnen wir, der bibliographischen Vollständigkeit halber, seine Beschreibung interessanter oder malerischer Punkte

Johann Gabriel Seidl.

und Gegenden Tyrols und der Steiermark, welche den Text zu 60 in Stahl gestochenen Ansichten dieser Länder und eine Abtheilung des bei G. Wigand in Leipzig unter dem Kollektiv = Titel: „Das romantische und malerische Deutschland“ erschienenen Kupferwerkes bilden. Außer seinen „Georginen“ schrieb er noch andere Novellen und Erzählungen, die unter dem Titel: „Laub und Nadeln,“ nach zwei Jahren schon in zweiter Auflage, und als „Pentameren“ selbstständig, zerstreut aber als Beiträge in Taschenbüchern des In= und Auslandes erschienen sind.

Im Dramatischen hat Seidl anfänglich Mehres gearbeitet, sich aber, wie es scheint, bei seinem vorherrschenden Hange zur Lyrik und Erzählung, später davon abgewendet. Sein im J. 1824 auf dem Theater an der Wien zum ersten Male gegebenes dreiaktiges romantisches Schauspiel „der kurze Mantel“ wurde mit Beifall aufgenommen, und zehnmal hintereinander dargestellt; eben so gefielen sein Dramolet „das erste Veilchen“ (aufg. auf dem Hofburgtheater 1831), sein zweiaktiges Lustspiel „Jeannette und Hannchen“ (aufg. zu Gratz 1840), ein Lebensbild in einem Akte: „Das verlorene Kind“ (aufg. auf dem Josefst. Theater zu Wien 1844) und „die Unzertrennlichen,“ Lustspiel in zwei Akten (aufg. zu Klagenfurt 1847); „s'letzti Fensterln“ und „drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fensterln“ wurden aber fast auf allen Bühnen der Residenz und der Monarchie, so wie auf den vorzüglichsten Bühnen des Auslandes mit entschiedenem Beifall gegeben. Auch rühren von ihm her die Bearbeitungen mehrer französischer Stücke wie z. B. des Napoleon=Lancival'schen Trauerspiels „Hektor,“ der beliebten Oper: „Der Maurer und Schlosser,“ der „Lucretia“ Ponsards (auf dem k. k. Hofburgtheater und an mehren größern Bühnen Oesterreichs gegeben) und endlich das Original=Libretto „die Insel des Prospero“ mit Ph. J. Riottes Musik (aufgeführt zu Brünn 1834). Seine Cantate „die vier Menschenalter“ mit Musik von Fr. Lachner ist in Wien, Salzburg, Mannheim, München, Heidelberg, Frankfurt a. M. u. a. O. aufgeführt worden. Viele seiner Lieder eignen sich trefflich zur musikalischen Komposition, und wenig Dichter werden sich eines so zahlreichen Kreises von Kompositeuren zu rühmen haben, wie eben Seidl. Wir begegnen darunter Namen vom besten Klange in der Musikwelt, wie z. B. Fr. Schubert, Meyerbeer, H. Esser, J. Dessauer, J. Abenheim, Lachner, Proch, Löwe, Schuman, Kanne, Hoven, G. Preyer, A. Müller, E. Titl, Randhartinger, Fischhof, Fr. Küken, A. Edenhofer.

Johann Gabriel Seidl.

A. Zöllner, E. Rotmanner, Eitzenberger, Hedwig, J. Tagwerker, Chotek, Nowotny, u. a.

Die Wirksamkeit Seidl's, als Gelehrten, zu schildern, gehört nicht in den Bereich dieser Blätter, wir haben es hier mit Seidl dem Dichter zu thun. Eine Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen finden wir in seiner Ernennung zu dem Posten, den er gegenwärtig bekleidet, zum korr. Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften und in der Diploms-Verleihung auswärtiger Gesellschaften, wie z. B. des archäologischen Institutes zu Rom, des hist. Vereines von und für Oberbayern, des hist. Vereines für Inneröſterreich, des histor. Vereines für Kärnthen zu Klagenfurt u. a.

Ueber Seidl den Dichter, κατ' ἐξοχὴν den Lyriker, sind wohl schon die Akten geschlossen, und das Urtheil der Kritik dürfte bei der vorwaltenden Neigung Seidl's zu lyrischen Ergüssen kaum mehr geändert werden dürfen. Als Lyriker ist sich Seidl seiner vollen Kraft bewußt, wie er dieß in seinem Gedichte „Eigenheit" zart ausdrückt, und dieß erkennend beharrt er bei der seiner Individualität am meisten zusagenden Gattung, weil er darin das Trefflichste geleistet hat und noch zu leisten vermag. Seidl hat sich sowohl von der romantischen wie von der politischen Richtung der modernen Dichterschulen fern gehalten. Wir begegnen in seinen lyrischen und episch-lyrischen Ergüssen weder jener laxen Moral, jener bald so beliebt gewordenen poetischen Liederlichkeit, die man so häufig den Anhängern der romantischen Schule und nicht immer mit Unrecht zum Vorwurfe macht, noch jener Tendenzsucht, worüber in jüngster Zeit nicht selten die eigentliche Poesie in Verlust gerathen ist. Seidl ist durch und durch eigenthümlich; sittlich ohne prüde, fromm ohne Pietist zu sein, spricht er in allen seinen Gedichten seltene Tiefe des Gefühls und eine wohlthuende Ruhe aus. Nicht eben bilderreich, ist ihm doch das Bild nicht fremd; mit dem innigsten Sinne für die Schönheiten der Natur ausgestattet, leiht er denselben auch liebliche Worte und Gedanken. Die Zeit, in der er lebte und eben zu dichten begann, war eine Zeit der Ruhe; die Menschheit hatte sich nahe an drei Dezennien müde gekämpft, und jeder Einzelne freute sich am heimischen Herde des Friedens genießen zu können.

Daheim im Frieden, wenn's noch so schlecht,
Ist's immer doch besser als im Gefecht.

In dieser Zeit sang Seidl seine ersten Lieder, es begann im österreichischen Dichterhaine eben zu singen und zu klingen, und Seidl

Johann Gabriel Seidl.

war eine seiner ersten Lerchen, und so ein erstes Lied, wenn es überdieß ein treffliches ist, vergißt man nimmermehr. Andere Zeiten und andere Sorgen sind gekommen, ein entwürdigter Frieden ist verhaßt, die Poesie des Hasses, des Zornes, der Verachtung ist laut geworden; um so lieber gedenkt man jener ersten Lerchen, weil sie an bessere Zeiten mahnen, und daher die bleibende Anerkennung Seidl's mitten unter neuentstandenen Dichterschulen. Die Gesellschaft hat sich von der Unzahl der Poeten der Neuzeit, wiewohl oft mit Unrecht abgewendet, und beharrt mit besonderer Vorliebe bei den ältern, die in ihrer Keuschheit und Arglosigkeit sie nicht bedroht und angegriffen. Die meisten der neuen Dichter, von der Gesellschaft als Parias oder Proletarier ausgestoßen, haben sich ihr nun zum Entgelt feindlich gegenübergestellt, bekämpfen dieselbe und dieß nicht immer erfolglos. Auch geschah es zu jener Zeit nicht, wie heut zu Tage, daß alles, aber alles dichtet. Ehe man sich das Gedächtniß mit hundert Namen die des Namens nicht werth sind, beschweren will, gedenkt man lieber der wenigen älteren Sänger, die Namen und Klang vom ersten Liede her haben. In diesen Glücklichen, die doch solches Loos verdienen, gehört Seidl. Er hat die in der Halleschen Literaturzeitung vor einigen Jahren ausgesprochene Behauptung, „daß alle unter dem Namen Lyrik bisher verstandene Poesie inhaltlos und einer so männlichen Zeit, wie der unsrigen, unwürdig sei, und um sie stofflich auszufüllen, Politik die beste Materie wäre" durch die That am entschiedensten widerlegt; denn wenn wir auch einerseits zugeben müssen, daß die Poesie, ewig wie die Zeit, immer nur ein Nachhall der Zeit sei, und sich von den in einer solchen vorwaltenden Elementen, wenn sie wirksam sein soll, nie ganz loslösen dürfe, so hat eben Seidl als Dichter seiner Zeit, als Dichter des Friedens, bewiesen, daß Lyrik ohne Politik ebenso gehalt- wie inhaltreich sein könne. Seidl der Dichter identificirt sich mit seinen Dichtungen, wir hören eine trauliche Beichte, wenn wir seine Gedichte lesen, es ist eine Beichte von Gefühlen, die glücklicher Weise keine Sünden sind, ist die Selbstschau eines keuschen Gemüthes, und sollte diese wirklich des innern Gehaltes bar sein? Nein und nimmermehr!

Die Form seiner Dichtungen ist durchgehends edel, und dem behandelten Stoffe angemessen. Weniger geeignet zur Deklamation, als zum Gesange, leben sie durch die Weihe der Musik verherrlicht auch im letzteren fort.

Dr. Const. Wurzbach.

Johann Gabriel Seidl.

Gedichte.

(Dichtungen. I. Theil. Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder. Wien, 1826. Sollinger.)

Mein Frühlingslied.

Im Mai 1823.

Mein Herz ist froh, mein Aug' ist licht,
Und wen'ge sind mir gleich,
Drum ruf' ich's laut, und rief' ich's nicht,
Mein Aug' verrieth' es euch;
Und daß ich sing' von meiner Lust,
Das hat der Lenz gethan:
Da wird sich seiner recht bewußt,
Was blüh'n und singen kann.

Noch hab' ich frisch mein Elternpaar
In stillem Haus daheim,
Das mir behütet vor Gefahr
So manchen Blütenkeim;
Noch seh' ich heiter hin und her
All meine Lieben geh'n,
Weiß keinen Stuhl im Kreise leer:
Brauch' keinem nachzuseh'n!

Ich hab', was mancher nicht erstritt,
Manch Herz, das meiner denkt,
Nicht Freunde nach dem Modeschnitt,
Nein, — wie sie Gott nur schenkt.
Ich weiß, man heißt die Freundschaft jetzt
Ein Mährchen, schön doch leer:
Ich habe viel auf sie gesetzt,
Und halte sie für mehr.

Johann Gabriel Seidl.

Die Liebe, — was man Liebe nennt,
Blieb noch aus meinem Spiel,
Doch glaub' ich, wer die Freundschaft kennt,
Wiss' auch von Liebe viel.
Und seht! das bringt mir neuen Scherz
Und neue Lust in's Haus:
Hat man für's Lieben nur ein Herz,
Das Mädchen bleibt nicht aus.

Und solch ein Herz — dem Herrgott Dank!
Das, mein' ich, wäre mein,
Wo es gesund sein soll, nicht krank,
Und nicht von Stein und Bein;
Das gern schlägt, wo es Freude gilt,
Sie gern empfängt und gibt,
Und trotz der Mängel, die's erhielt,
Beständig lebt und liebt!

Und drum ist mir das Aug' erhellt,
Drum sind mir wen'ge gleich,
Drum fühl' ich mich so wohlbestellt,
Zumal im Frühlingsreich.
Wer nichts, was er geliebt, verlor,
Und noch was drüber kennt,
Der scheint ein Kloß mir, oder Thor,
Wenn er nicht reich sich nennt.

Apologie.

Meinem Vater.

Am 16. Oktober 1823.

Mein Vater, Vater, wie du thronst
In meinem Herzen hier, —
Denn, welchen Stern du dort bewohnst,
Wer weiß, wer sagt es mir? —
Kaum hast du heimgelegt dein Herz,
Dein Auge zugethan,

Johann Gabriel Seidl.

So prüft man auch schon meinen Schmerz
Und legt das Maß daran.
Sie tadeln mir das Kleid am Leib,
In meinem Aug' den Stern,
Und was ich lasse, was ich treib',
Es findet seinen Herrn.

Daß ich den herben Feierzug
Der Leiche mir erspart,
Und keinen Schmerz zu Markte trug
Bei deiner Grabesfahrt,
Das bringt die Guten außer sich
Und reizt sie auf zum Hohn;
Mag sein! du Vater siehst in mich
Und kennest deinen Sohn.
Mein Grabscheit war — verschwiegne Qual,
Mein Busen war — das Grab,
Da scharrt' ich dich, beim Fackelstrahl
Getäuschten Glück's, hinab.

Daß ich mich eben lasse seh'n,
Wo sie, nach Modeschnitt,
Sich lispelnd oder wiehernd dreh'n
Im frechen Faunenschritt,
Das macht sie bös, die frommen Herrn,
Und ärgert sie gar sehr; —
O kennten sie mich nur von fern,
Sie thäten's noch weit mehr!
Wo fühlt' ich, welch ein Mann verschied,
Wo fühlt' ich's tiefer wohl,
Als wo mein Aug' ihr Treiben sieht,
So ärmlich, flach und hohl?

Und daß ich gar in's Schauspielhaus
Mit meiner Trauer geh',
Drob zieh'n sie gar die Stirne kraus
Und zetern Ach und Weh!

Johann Gabriel Seidl.

Gewiß, mein Vater, gönntest du
Mir diese karge Lust,
So gut sie manch ein Stündchen Ruh'
Mir zu verleih'n gewußt!
Spielt' ich doch nun ein Trauerspiel,
Der Held darin war — ich,
Ich half, ich rang, ich stritt, ich fiel, —
Noch schmerzt die Wunde mich.

Und wenn ich steh' auf freiem Feld,
Mit Freunden mich erbau',
Und meine Lust hab' an der Welt
Und auf- und niederschau',
Das nehmen sie mir wieder krumm,
Und schelten meinen Sinn,
Daß ich nicht lieber trüb und stumm
In meiner Kammer bin.
Mein Vater, was kann ich dafür
Daß die Natur so licht?
Daß sie sich thränenlos mit mir,
Als Trösterin, bespricht?! —

Mein Vater, nein, du schiltst mich nicht!
Dein milder Wink verzeiht,
Ich sehe dich, — das Schloß zerbricht
Am Thor der Ewigkeit!
Es ist dein Blick, der winkt; dein Haupt,
Dein theures Haupt, das nickt:
Ein Kranz von Strahlen hat's umlaubt,
Der's ziert, nicht niederdrückt;
Es ist die Hand, die Vaterhand,
Die mir so werth, so viel — !
Welt, Welt, verdamme mit Verstand:
Ich halt' an dem Gefühl!

Johann Gabriel Seidl.

An die Hochfliegenden.

Schwebt immer auf im Adlerflug,
Ihr Geister, stark und hehr,
Mir ist mein stilles Thal genug:
Ich wünsche mir nicht mehr!

Ihr kreiset schwindelnd durch die Luft
Und schaut herunter stolz;
Das Thal erscheint euch — eine Kluft,
Der Wald — ein Häuflein Holz.

Die schönen Blumen seht ihr nicht;
Der Strom, so voll und reich,
Der silbern sich durch Auen flicht,
Ein Streiflein dünkt er euch!

Der Vöglein recht auf's Menschenherz
Berechnete Gesang
Wird, eh er steiget wolkenwärts,
Ein dumpfverworrner Klang.

Was frommt's euch, daß ihr Nachbarn seid
Dem Früh- und Abendroth?
Schweigt unter euch doch, tief und weit,
Das Leben gleich dem Tod!

Da lob' ich mir mein stilles Thal,
In dem der Friede liegt,
In dem sich alles allzumal
So traulich an mich schmiegt.

Dort hab' ich, was man haben kann,
In kleinem Raum verwebt;
Dort sieht die Welt mich freundlich an,
Und was mich ansieht, — lebt!

Johann Gabriel Seidl.

Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh, laß den Mann herein,
„Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein! —
„Grüß' Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch
„Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!" —

„„Es ist nicht Trank nicht Speise, wonach es noth mir thut,
„„Doch, so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
„„Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht:
„„Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.

„„Und als er rang am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
„„Daß ich ihn wolle rächen früh' oder spät an euch!"" —
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
„Und kommt ihr ihn zu rächen, — wohlan! ich bin bereit!

„Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand;
„Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand!
„Den Säbel, — Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug:
„Und sollt' ich nimmer kommen: — Tirol ist groß genug!" —

Sie gehen miteinander den nahen Fels hinan,
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan;
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun steh'n sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und, sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreis't,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand,
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:

„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
„Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt."—

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
„„Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!"" —

Der Luftschiffer.

Die Sag' erzählet von einem Mann,
Der dacht' allimmer nur himmelan,
Und meinte, nur droben im blauen Raum,
Gelagert auf flimmerndem Sonnenflaum,
Von Wolkenrosen das Haupt umspielt,
Von Adlersfittichen kräftig gekühlt,
Hoch oben dort unter den Lüften allein
Könn' einer frei und fröhlich sein.

Drum wob er sich Schwingen mit Dädal's Kunst,
Hochaufzufliegen aus irdischem Dunst,
Auf daß er, eh' seine Zeit vorbei,
Doch einmal frei und fröhlich sei.
Und mehr als Kunst und als Schwingen gar
Schuf ihn sein gewaltiges Sehnen zum Aar;
Er hob sich, — er stieg mit beflügelter Sohl'
Empor ohn' alles Lebewohl,
Und ruderte durch mit starker Brust,
Sog Aetherfreiheit, Aetherlust.

Und wie er nun hoch in den Lüften stand,
Da sah er hinauf und hinunter auf's Land,
Hinauf und hinunter mit einem Zug,
Und wiegte sich, hemmend den schwindelnden Flug.
Ha! rings in der Höhe, so blau, so weit; —
Und rings in der Tiefe, lang und breit,

Johann Gabriel Seidl.

Ein Spielen, ein Leben, ein buntes Gewirr,
Sein Auge wird bei dem Anblick irr.
Hochoben — einsam, öd und leer,
Ein weites, todtes, dunkles Meer:
Der Kuß der Lüfte der einzige Kuß,
Der Gruß der Adler der einzige Gruß; —
Tiefunten — ein fernes unkenntliches Dreh'n,
Der Geist der Freude scheint drüber zu weh'n;
Und Grüßen und Küssen im endlosen Raum,
Fluß küsset den Fluß, und Baum den Baum,
Und Thäler die Felsen, und Felsen die Luft,
Und Lüfte die Blumen, und Blumen den Duft,
Und Vögel, zur Sonne zu schwingen sich, stark,
Umkreisen die Raine den Erdenmark;
Und Städte, von ewigen Thürmen bekrönt,
Und Thürme mit funkelnden Kreuzen verschönt; —
Und fernes Läuten und ferner Chor
Umwallt in zerstiebenden Klängen sein Ohr.

Da faßt es mit tausend Ketten sein Herz,
Und ziehet, und dränget es erdenwärts:
Hochoben nun däucht es auf einmal ihn leer,
Und unten ein ewiges Freudenmeer.
Er senket die Flügel, — er schwingt sich herab,
Herab aus dem blauen unendlichem Grab,
Herab, wie ein Engel zur Erde sich schwingt,
Und Glück den genießenden Menschen bringt,
Und selbst sich verklärt in der Glücklichen Glück;
Die Bäume des Thales begrüßet sein Blick.

Und wie er nun wieder zur Erde kam,
Stand, schaut' er und freute sich wundersam,
Und warf sich zu Boden mit schweigender Lust
Und drückte das grüne Getrieb an die Brust,
Und schöpfte vom Bergquell und pflückte vom Baum
Und wandelt' und schritt durch den grünen Raum,
Und schien es zu fassen: Auf Erden allein,
Könn' einer auch frei und fröhlich sein.

Johann Gabriel Seidl.

Lieder der Nacht.

(Dichtungen. 2. Theil.)

Die Begegnung.

Das Feld vor'm Friedhof schimmert fahl
Im kalten, bleichen Mondesstrahl;
Zwei schwarze Leichenwagen zieh'n,
Der eine her, — der andre hin.

Zwei Männer sitzen schlummernd drauf,
Die Rosse wissen selbst den Lauf:
Die Wagen rollen, schwer wie Blei,
Grad an einander dumpf vorbei.

Den beiden, die der Nord, so scharf,
In dumpfen eis'gen Schlummer warf,
Erdröhnt das Rollen an ihr Ohr, —
Sie schrecken aus dem Schlaf empor.

Sie halten still auf ihrer Bahn
Und schau'n sich düster lächelnd an:
Der deutet auf die Leiche drin,
Der auf den leeren Wagen hin.

„Ich hol' ihn erst!“ — „„Ich hab' ihn schon!““ —
„Kommt uns wohl beiden nicht davon!“ —
Ob's früher, ob es später fiel:
Es leitet doch an's eine Ziel!

Die Männer scheiden wieder stumm,
Und sinken dumpf im Schlummer um. —
Nach wenig Stunden rollt es schwer,
Der eine hin, — der andre her.

Johann Gabriel Seidl.

Der Wanderer an den Mond.

Auf Erden — ich, am Himmel — du,
Wir wandern beide rüstig zu,
Ich ernst und trüb, du hell und rein: —
Was mag der Unterschied wohl sein?

Ich wandre fremd von Land zu Land,
So heimatlos, so unbekannt;
Bergauf, bergab, waldein, waldaus,
Und bin doch nirgend — ach! — zu Haus.

Du aber wanderst auf und ab
Aus Ostens Wieg' in Westens Grab, —
Wallst länderein und länderaus,
Und bist doch, wo du bist, zu Haus!

Der Himmel, endlos ausgespannt,
Ist dein geliebtes Heimatland; —
O glücklich, wer, wohin er geht,
Doch auf der Heimat Boden steht!

Das Zügenglöcklein.

Kling' die Nacht durch, klinge,
Süßen Frieden bringe
Dem, für den du tönst!
Kling' in stille Ferne,
So du Pilger gerne
Mit der Welt versöhnst!

Aber wer will wandern
Zu den lieben andern,
Die vorausgewallt?
Zog er gern die Schelle?
Bebt er an der Schwelle,
Wann „Herein" erschallt?

Gilt's dem bösen Sohne,
Der noch flucht dem Tone,
Weil er heilig ist? —
Nein, es klingt so lauter,
Wie ein Gottvertrauter
Seine Laufbahn schließt.

Aber ist's ein Müder,
Den verwais't die Brüder,
Dem ein treues Thier
Einzig ließ den Glauben
An die Welt nicht rauben, —
Ruf' ihn Gott zu dir!

Johann Gabriel Seidl.

Ist's der Frohen einer,
Der die Freuden reiner
Lieb' und Freundschaft theilt,—
Gönn' ihm noch die Wonnen
Unter dieser Sonnen,
Wo er gerne weilt!

Verheimlichung.

Da lag Sie, die ich so geliebt,
Im Sarge todt vor mir:
In Schmerz, wie's keinen herbern gibt,
Saß ich zu nacht bei ihr.
Ihr Aug' war zu, die Hände kalt,
Ihr warmes Herz ein Stein,
Verstummt der Lippen Allgewalt,
Verglüht der Wangen Schein.

Und durch des Zimmers Dunkelklar
Zog's feierlich daher,
Als ob es eine weiße Schar
Von stillen Geistern wär';
Die Engel waren's, die ihr Herz
Sich einst zum Haus ersah'n:
Nun flogen still sie himmelwärts,
Und sagten sie dort an.

Und um den Mund der Todten lag
Ein Lächeln, wie Gebet,
Ein Lächeln, wie's ein Feiertag
Auf eine Rose weht.
Da sprang ich auf, flog hin zu ihr,
Hätt' mögen darauf bau'n,
Sie wolle noch was frohes mir
Zu guter letzt vertrau'n;

Etwas vertrau'n von jener Welt,
Von jenem Kanaan,

In das sie aus des Sarges Zelt
Schon einen Blick gethan. —
„O sage, rief ich, sage mir,
„Sprich aus, wie ist es dort?
„Denn ging' es drüben übel dir,
„Ich ließe dich nicht fort!"

Sie aber sprach nicht nein, nicht ja,
Sie, die mir nichts verschwieg;
Still, wie ein Engel lag sie da,
Nach einem großen Sieg. —
Es ist wohl drüben schön und rein,
Zum überraschen schön,
Drum wollte sie nicht vorlaut sein,
Bis ich es würde seh'n!

Liedertafel.

(Wien, 1840. Gerold.)

Bei der Rückkehr.

Nur wenig Jahre sind entschwunden,
Seit ich die Stadt nicht wieder sah;
Nun ich mich freudig heimgefunden,
Wie ganz verändert steht sie da!

Wie aufgewachsen aus der Erde,
Hub Haus an Haus sich fremd hinan,
Zu manchem einst mir lieben Herde
Trat ich, ein unbekannter Mann.

Und mancher, den ich kennen sollte,
Ging stumm und kalt an mir vorbei;
Von manchem, den ich grüßen wollte,
Vernahm ich, daß er nicht mehr sei.

Johann Gabriel Seidl.

Und liebe Plätze, traute Stellen,
Mir heilig durch Erinnerung,
Wie weggewaschen von den Wellen,
Vermodert, was ich kannt' als jung!

Mit frohem Herzen, leichtem Fuße
War ich genaht dem lieben Ort,
Und schritt mit meinem besten Gruße,
Jetzt, ohn' ihn anzubringen, fort;

Ging fort, hinaus, wie ein Verbannter,
Hinaus zum nahgelegnen Wald;
Vielleicht, daß dort noch ein Bekannter,
So dacht' ich, Gruß mit Gruß bezahlt.

Und da war alles noch geblieben,
Da nichts verändert, nichts gestört,
Noch alles so, wie's einer lieben
Erinnrung ewig angehört:

Die abenteuerlichen Föhren,
Der Fels mit seinem Hut von Moos,
Die Quelle mit den Finkenchören,
Die Grotte mit dem Westgekos,

Dieselben Pfade längs den Hecken,
Dieselben Bäume drüber her,
Dasselbe Flüstern, Rauschen, Necken, —
Ich hört', ich sah nichts fremdes mehr.

Und meinen Gruß rief ich entgegen
Der theuren Sippschaft dieses Hain's,
Und fühlte tief den ganzen Segen
Des seligsten Zuhausesein's.

Johann Gabriel Seidl.

Abschied.

Es ist nun einmal so gekommen,
Ich bleib' allein, — du gehst von hier;
Halb wird das Leben mir genommen,
Doch leben werd' ich, glaube mir!

Ein dünner Faden ist das Leben,
Doch aber zäh', unendlich zäh',
Er überdauert Lust und Beben,
Er überdauert Wohl und Weh'.

Darum entschlage dich des Bangens,
Zieh' ruhig, — frage nicht um mich;
Trotz alles Hangens und Verlangens
Werd' ich auch leben ohne — dich!

Sieh' jenen Vogel dort im Bauer,
Man grub ihm beide Augen aus,
Und dennoch lebt er, lebt in Trauer,
Und horch! er singt in seinem Haus.

Tritt hin, vermehre seinen Jammer,
Schlag' ihm die Flügel auch entzwei;
Er lebt noch, hüpft in finstrer Kammer,
Und singt ein Schmerzenslied dabei.

Und so gedenk' auch ich zu leben,
Beraubt zwar meines Augenlicht's,
Zu schwach, die Schwingen mehr zu heben,
Doch leben werd' ich — fürchte nichts.

Und so gedenk' auch ich zu singen
Ein Schmerzenslied, ein Lied von dir,
Das mir ersetze Licht und Schwingen —
Ich werde leben, — glaube mir —!

Johann Gabriel Seidl.

Herr, Du bist groß!

„Herr, Du bist groß!" — so ruf' ich, wenn im Osten
Der Tag, wie eine Feuerros', erblüht;
Wenn, um den Reiz des Lebens neu zu kosten,
Natur und Mensch in junger Kraft erglüht.
Wo läßest Du, o Herr, Dich güt'ger sehen,
Als in des Morgens großem Auferstehen?

„Herr, Du bist groß!" so ruf' ich, wenn's von Wettern
Am Mittagshorizonte zuckend droht,
Und Du mit Deines Blitzes Flammenlettern
Auf Wolkentafeln schreibst Dein Machtgebot.
Wo wärst, o Herr, furchtbarer Du zu schauen,
Als im empörten Mittagswettergrauen?

„Herr, Du bist groß!" so ruf' ich, wenn im Westen
Der Tag sein Auge sanft bewältigt schließt;
Wenn's in den Wäldern schallt von Liederfesten,
Und süße Wehmuth sich auf's All ergießt.
Wodurch, o Herr, stimmst Du das Herz uns milder,
Als durch den Zauber Deiner Abendbilder?

„Herr, Du bist groß!" so ruf' ich, wenn das Schweigen
Der Mitternacht auf allen Landen liegt,
Die Sterne funkelnd auf- und niedersteigen,
Und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.
Wann winkst Du, Herr, erhabner uns nach oben,
Als wenn Dich stumm die heil'gen Nächte loben?

Herr, Du bist groß in jeglichem Erscheinen,
In keinem größer, stets der größte nur;
Du führst im Staunen, Lächeln, Grau'n und Weinen,
In jeder Regung uns auf Deine Spur.
Herr, Du bist groß! O laß mich's laut verkünden,
Und selbst mich groß in Deiner Größ' empfinden!

Johann Gabriel Seidl.

Bifolien.

(Vierte Auflage. Wien, 1849. Pfautsch & Voß.)

Das Glücksglöcklein.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn,
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß' ich dir,
„Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

„Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;
„Mein Sohn, das ist nicht also, — sei dessen früh bewußt!
„Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
„Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht;
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düstrem Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, grad über seinen Saal,
In dem er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
Doch abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Innre, das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„„Herr, den du Freund geheißen, verrieth dich, wie ein — Feind!""

Johann Gabriel Seidl.

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?"" —

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — sieh!
Da stürmts herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie:

„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
„So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!" —
„„Ha, freche Räuber!"" donnert der Fürst in wildem Glüh'n,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh'n. —

Schon bleichen seine Haare, vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach;
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt.

Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz ohn' Unterlaß.
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!" —
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!""

„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?" —
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften dein's mit Blut!""—
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritt's herein,
Und will ihn nochmal sehen, ihm nochmal nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?" — Und tausend weinen: „„Ja!""
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß, es läutet, und — lächelnd sinkt er um.

Johann Gabriel Seidl.

Der todte Soldat.

The most precious tears are those, with which
Heaven bedews the unburied head of a soldier.
O. Goldsmith.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergessner
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallnen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!"

Da sitzt eine weinende Mutter,
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
„Es hat sich angemeldet:
„Die Uhr blieb steh'n um elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
„Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Johann Gabriel Seidl.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Mein Wecker.

(1830.)

Nicht Räderuhr, nicht Schlagwerk und Gewicht,
Selbst Morgenglock' und Haushahn brauch' ich nicht,
Auch weder einen Knecht, noch eine Magd,
Die mich allmorgentlich zu wecken zagt.

Denn einen Wecker hab' ich nebenan,
Der es weit besser, als sie alle kann,
Er zupft mich nicht an Zehe, Nas' und Haar,
Vom Herzen aus weckt er mich wunderbar.

Der kleine Wecker aber ist mein — Kind,
Der weckt mich zuverläßig und geschwind;
Ein Laut, ein Schrei, so ist es mir genug:
Weiß Gott! er kennt den rechten Glockenzug.

Dann spring' ich hin zu ihm und seh' mit Lust
Sein liebes Lächeln nach der Mutterbrust,
Und frommer Wünsche wird mein Herz so voll,
Wie es am Morgen eben werden soll.

Und weckt er oft mich etwas früher auch,
Als es vordem gewesen mein Gebrauch,
Ich bin gleichwohl der erste nicht empor:
Die Muttersorge kam mir stets zuvor.

Und sollt' ich manchmal auch der erste sein,
Wie wäre dieses Opfer doch so klein!
Für's Lamm erwacht der Hirt im Dämmerlicht:
Und ich — ich sollte für mein Kind es nicht?

Täuschung.

Seht ihr dort die beiden Berge,
Wie sie dasteh'n eng vereint,
Daß beim ersten Blick das Auge
Einen nur zu schau'n vermeint?

Und doch sind sie streng geschieden
Von dem Fuße bis zum Joch,
Manche Kluft mit manchen Schlünden
Gähnet zwischen beiden noch. —

Seht, wie diesen Bergen geht es
Meinem Glück und meinem Ich;
Wer mich flüchtig sieht, von weitem,
Wähnt das Glück gebannt an mich;

Wer mir aber in die Tiefen
Meiner Seele blickt, erkennt,
Welche tiefe Kluft der Schmerzen
Mein Gemüth vom Glücke trennt!

Ansichten.

„Freund, da hilft kein Widerstreben,"
Also schallt es rings mir zu,
„Willst du mit der Zeit nicht leben,
„Glaub', umsonst nur lebtest du.

„Sieh die jüngern, rasch gewonnen
„Haben sie's im kühnen Schwung,

Johann Gabriel Seidl.

„Und die ältern, klug besonnen,
„Thun, so gut sie's können, jung.

„Soll man dich nicht fallen lassen,
„Stimme deine Saiten um;
„Wie man's liebt, so mußt du's fassen,
„Besser vorlaut sein, als stumm.

„Reiß dich los von all' dem Plunder,
„Der so alt ist wie die Welt:
„Jeder Tag bringt neue Wunder,
„Und das neue nur gefällt.

„Keck in's Leben mußt du tauchen,
„Greifen in das Rad der Zeit,
„Fleisch und Blut ist's, was wir brauchen,
„Poesie der Wirklichkeit!" —

Habet Dank für eure Lehre,
Was ihr wollt, weiß ich genau;
Rudert auf bewegtem Meere,
Klammert euch an jedes Tau.

Haschet jeden flücht'gen Funken
Gierig auf und facht ihn an,
Und genießt entzückungstrunken,
Was die Zeit euch bieten kann;

Aber wehrt mir nicht zu denken:
Jede Zeit hat ihre Zeit,
Was sie hat nur kann sie schenken,
Glänzende Vergänglichkeit.

Mehr als auf manch neues Wunder,
Das nur, weil es neu, gefällt,
Bau' ich drum auf jenen Plunder,
Weil er alt ist, wie die Welt.

Johann Gabriel Seidl.

Und so laßt denn meinem Streben,
Wird's auch mehr als Streben nie,
Als Devis' in Kunst und Leben:
Wirklichkeit der Poesie!

Eigenheit.

Non omnia possumus omnes!

„Warum zerstäubst du in so kleine Blümchen
Den Blüthentrieb der Poesie?
Warum zersprühst du in so kleine Sternchen
Den Strahlenvorrath, den ein Gott dir lieh?

Halt' an dich lieber, bis die Blümchen alle
Zur Centifolie sich vereint,
Bis diese Sternchen einen Körper bilden,
Der einmal uns als eine Sonn' erscheint!"—

So werfen Tadler und besorgte Freunde
Dem Dichter kleiner Lieder vor,
Und zürnen, wenn er harmlos weiter dichtet,
Als träf' ihr lauter Vorwurf nicht sein Ohr.

Wem fällt es bei, der Au darob zu zürnen,
Daß sie so viele Veilchen hegt,
Und nicht statt all' der kleinen Blümchen lieber
Uns eine stolze Centifolie trägt?

Wem fällt es bei, dem Himmel drob zu zürnen,
Daß er so viele Sterne bringt,
Und nicht je tausend kleine Sternchen immer
Zu einem großen Sonnenball verschlingt?

Es ist nun schon ein eigner Trieb und Wille
Im Dichterbusen, wie im All:
Zehntausend Veilchen geben keine Rose,
Zehntausend Sterne keinen Sonnenball.

Johann Gabriel Seidl.

Bitte *).

„Ich war ein klarer Strom des Liedes!“
So sprech' ich's einem Freunde nach,
Der meinen kargen Liedertropfen
Ein übergünstig Urtheil sprach.

„Ich bin zu einem Strom geworden,
„Der an der Mündung sich verflacht!“
So sprech' ich's nach demselben Freunde,
Der, was er sprach, gewiß bedacht.

Ich bin ein Strom, der sich verflachet. —
Gebraus't, getobt hab' ich zwar nie,
Bescheiden trieb ich Well' auf Welle,
Wie sie ein stiller Born mir lieh.

Ich spiegelte den klaren Himmel,
Vielleicht auch manchen Stern daran,
Und manchen Blumenstrauch am Ufer,
Und was ein Strom so spiegeln kann.

Und manche, die vorüberwallten,
Erfreuten sich an meiner Flut,
Und weil ich nie mich übernommen,
So waren mir die besten gut.

Daß nicht mein stolzer Lauf mit Strömen
Des ersten Ranges kühn gebuhlt,
Daß ich nur stille Fluren netzte,
Bei Gott! — es ist nicht meine Schuld.

*) Als Widerlegung des Gerüchtes von dem plötzlichen Tode des Verfassers, der, wiewohl fälschlich, der Meinung war, die Worte eines Recensenten: „S., sonst ein klarer Strom des Gesanges, der sich gegen die Mündung (?) zu merklich verflacht“ hätten, durch ein zufälliges Mißverständniß, statt auf sein literarisches Absterben, auf seinen physischen Tod gedeutet, hierzu Anlaß gegeben.

Anm. d. Herausgeber.

Johann Gabriel Seidl.

Und daß in aufgedrungner Ruhe
Ich mich verflache, fühl' ich tief;
Doch daß ich schon der Mündung nahe,
Weckt ein Gefühl mir, das noch schlief.

Der Mündung nah' — o ja! sie haben
Des Wortes Deutung schnell erfaßt,
Sie nennen mich sogar begraben,
Sie sprechen schon von ew'ger Rast. —

O laßt mich flach noch länger fließen,
Auch flach bin ich doch immer klar,
Und spiegle flach auch noch den Himmel,
Vielleicht auch manchen Stern sogar.

Laßt mich noch flach so lange fließen,
Bis sich in meiner seichten Flut
Mein treues Weib geborgen spiegelt,
Umlaubt von sichrer Zweige Hut;

Bis sich in meiner seichten Welle
Mein Sohn, als seiner Mutter Stab,
Bis meine Tochter drin sich spiegelt,
Geschirmt durch Liebe bis an's Grab;

Bis sich von allen meinen Lieben,
Von allen Herzen, die mir gut,
Sich keines mehr darf trostlos spiegeln
In meiner seichten, flachen Flut.

Dann will ich gern, ja gerne münden
Im Ocean der Ewigkeit,
Und an der Mündung noch mich trösten,
Daß ich doch einst manch Herz erfreut!

Johann Gabriel Seidl.

Ein Messias.

(Am Vorabend des 13. März 1848.)

Ein Stern stand über der Hütte,
In der der Heiland lag,
Um allen zu verkünden:
„Hier kann den Messias finden,
„Wer fromm ihn grüßen mag!"

Wir liegen über und über
Versenkt in Nacht und Noth;
Wir lechzen nach dem Retter,
Der fortbeschwöre das Wetter,
Das uns zu Häupten droht.

Der Herr verläßt nicht die Seinen,
Der Retter bleibt nicht aus;
Er ist wohl schon geboren,
Er schläft nur noch unbeschworen,
Wer sagt, in welchem Haus?

O stünd' auch über dem Hause
Ein leuchtender Komet,
Um allen zu verkünden:
„Hier könnt ihr den Retter finden,
„Den ihr so heiß erfleht!" —

An Nikolaus Lenau.

(Am 16. März 1848.)

Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen.
Schiller's „Tell."

Du kannst den Tag der Freiheit nimmer schau'n,
Des Wahnsinn's Nacht hat dir das Aug' geblendet,
Nicht Balsam kann dir in die Seele thau'n,
Was uns das Herz so zaubrisch schnell gewendet!

Johann Gabriel Seidl.

Aus deiner Stube starrst du dumpf hinaus,
Und fühlst nun bald des ersten Zephyrs Schwingen,
Und siehst nun bald den ersten Veilchenstrauß,
Und hörst nun bald die ersten Lerchen singen!

Doch, daß der erste Zephyr, der dich küßt,
Um von der Stirn den Nebel dir zu streifen,
Ein erster Kuß der jungen Freiheit ist,
Du weißt es nicht, du kannst es nicht begreifen.

Und daß die ersten Veilchen in dem März
Die ersten sind aus freier Heimatsscholle,
Du ahnst es nicht, man steckt sie dir an's Herz,
Und du zerblätterst sie mit stumpfem Grolle.

Und daß die Lerchen, die in kühnem Schuß
Aufsteigen als der Freiheit „Singraketen,"
Zum Himmel tragen unsern Jubelgruß,
Du fühlst es nicht, du kannst nicht mit uns beten;

Kannst nicht mitdanken, kannst dich nicht mitfreu'n,
Kannst nicht — doch nein! ich glaub', du mußt es können:
Wo alle, alle Herzen sich erneu'n,
Wird Gott ja dir auch neues Leben gönnen!

Ja, guter, alter Meister Niklas — ja!
Was schmerzvoll oft als Wunsch dein Lied durchklungen,
Es ist! — als Wahrheit, leuchtend, steht es da:
Zum Licht hat Oestreich's Aar sich aufgeschwungen.

Am Tag, der unsern Joseph einst uns gab,
Brach alterskrank die morsche Zeit zusammen,
Des Märzes Idus warfen sie in's Grab,
Ein Phönix, stieg die neue aus den Flammen.

Auf, schüttle dich, mein Meister, blick umher, —
Siehst du sie steh'n, die Brüder, fromm erglühend,

Johann Gabriel Seidl.

Im Auge Muth, im Arm die blanke Wehr,
Des Friedens weiße Ros' am Herzen blühend?

Siehst du die Lerche, den Gedanken, frei,
Der Bande ledig, die den Flug ihr lähmten?
Bald flattern die Verbannten auch herbei,
In's Nest heimkehrend, dessen sie sich schämten.

Und eins noch höre, Meister! Eins! merk' auf:
„Dein — unser Vaterland ist mündig!" Meister!
Begonnen hat es einen neuen Lauf,
Ein Zauberspruch erweckte seine Geister.

Auf, nimm die Leier, Sänger, — sing', du mußt!
Drei Tage sing', die ein Jahrtausend wiegen!
Geschlummert nur, geruht hat deine Brust,
Um diesem großen Stoffe zu genügen.

Du schweigst noch immer? Starrest vor dich hin,
Und lächelst kalt?! — Nein, du bist nicht zu retten:
Die Ketten fallen nicht von deinem Sinn
Beim Schall von eines Volk's gesprengten Ketten!

Fahrwohl, mein Meister, in lebend'gem Tod,
Dich ruft dein freies Oesterreich vergebens!
So werde denn sein feurig Morgenroth,
Zur sanften Abendröthe deines Lebens!

Johann Gabriel Seidl.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart.

(Flinserln. 3. Auflage. Wien. 1844. Gollinger.)

Du schwarzaugdát's Derndál
Mi'm nußbrauná Har,
Wann's d' mih öftá so anschaust,
So wir' ih á Narr!

Du hast má d' Gedánk'n
Ganz unrichti g'macht:
Oft woaná má d' Auguá,
Wann 's Herz im Leib lacht.

Zu dir geh'-n-ih oft,
Und bei dir bleib' ih gern,
Und da wird má so gut,
Daß má-r übel kunnt' wer'n.

Mein Tag hat drei Stund' nur,
Drei Stund' und mehr nit:
Oan' guati, oan' schlechti,
Und dö dritti geht mit.

Bei dir is mein' guati,
Mein' schlechti — dáhám,
Und dö dritti, dö mitgeht,
Wann ih nachts von dir trám'.

Oft trámt má, du wirst
Mit'm busseln gleih da; —
Wann ih muntá wir', küss' ih
Mein'n Polsterzipf a.

Johann Gabriel Seidl.

„O God!“ und „Ja, ja!“
Und „Ih moan'“ und „Ih muaß!“
Is oft unsá ganzá
Váliebtá Diskurs.

Ja, d' Mád'lsprach' lernt sih
Bei meiná Seel' schwer;
Denn sag'n s': „Geh' má dani!“
So häßt's: „Kumm nur her!“

Dö Finken hab'n Kröpferln,
Da singen s' dámit:
D' Frau Máhm hat án'n Kropf gar,
Abá singá kann s' nit.

Im Auswärts is's lusti,
Im Auswärts is's guat;
Da hat d' Welt á grean's Kload
Und án'n himmelblab'n Huat.

Wie dort dös Ast bog'n is,
Just, wann má's betracht't,
Als wär's für dö Spitzbub'n
Zu'm Aufhenká g'macht.

G'horschamá Derná! henkát' má
Da alli Spitzbub'n her:
Koan Bám im ganzen Sprengel möcht'
Mehr Früchteln trag'n, wie der!

's Blinzeln.

Schaut's nur, wie d' Sterndáln
So zimperli thuan,
Und mit'n Augerln koan'n
Augáblick ruah'n!

Johann Gabriel Seidl.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart.

(Flinserln. 3. Auflage. Wien, 1844. Gollinger.)

Du schwarzaugát's Derndál
Mi'm nußbrauná Har,
Wann's d' mih öftá so anschaust,
So wir' ih á Narr!

Du hast má d' Gedánk'n
Ganz unrichti g'macht:
Oft woaná má d' Augná,
Wann 's Herz im Leib lacht.

Zu dir geh'-n-ih oft,
Und bei dir bleib' ih gern,
Und da wird má so gut,
Daß má-r übel kunnt' wer'n.

Mein Tag hat drei Stund' nur,
Drei Stund' und mehr nit:
Oan' guati, oan' schlechti,
Und dö dritti geht mit.

Bei dir is mein' guati,
Mein' schlechti — dábám,
Und dö dritti, dö mitgeht,
Wann ih nachts von dir trám'.

Oft trámt má, du wirst
Mit'm busseln gleih da; —
Wann ih muntá wir', küss' ih
Mein'n Polsterzipf a.

Johann Gabriel Seidl.

„O God!“ und „Ja, ja!“
Und „Ih moan'“ und „Ih muaß!“
Is oft unsá ganzá
Váliebtá Diskurs.

Ja, d' Mäd'lsprach' lernt sih
Bei meiná Seel' schwer;
Denn sag'n s' : „Geh' má dani!“
So häßt's: „Kumm nur her!“

Dö Finken hab'n Kröpferln,
Da singen s' dámit:
D' Frau Mahm hat án'n Kropf gar,
Abá singá kann s' nit.

Im Auswärts is's lusti,
Im Auswärts is's guat;
Da hat d' Welt á grean's Kload
Und án'n himmelblab'n Huat.

Wie dort dös Ast bog'n is,
Just, wann má's betracht't,
Als wár's für dö Spitzbub'n
Zu'm Aufhenká g'macht.

G'horschamá Derná! henkát' má
Da alli Spitzbub'n her:
Koan Bám im ganzen Sprengel möcht'
Mehr Früchteln trag'n, wie der!

's Blinzeln.

Schaut's nur, wie d' Sterndáln
So zimperli thuan,
Und mit'n Augerln koan'n
Augáblick ruah'n!

Johann Gabriel Seidl.

Is dös á G'schámigkeit:
Dös thuat koan Mann!
D' Jüngferln dö blinzeln so,
Schaut má s' z'stark an.

Destweg'n behaupt' ih halt
Alláweil noh:
D' Sterndäln sán Jüngferln,
Drum blinzeln s' á so.

Dá Dicksched'l.

Bei'm Nachbá Hans hab' ih á Schuld;
Ih hab' erm z'nächst'n g'sagt:
„Schaut's, G'vattá, habt's á weng Geduld!“
Er hat mih gleihwöhlst klagt. —
Jetzt kinnt' ih'n zahl'n; ih hätt 's áh schon
Gern than, so wár' á Fried';
Moant's abá, dáß ih 'n zahlát'? — Was?
Nán, — justáment noh nit!

Mein Schatz und ih, mir hab'n uns z'trag'n:
D' Schuld, wáß ih, liegt an mir;
Ih dürft' nur oan guat's Wirt'l sag'n,
So wár's auf gleich mit ihr.
Ih wöllt 's áh; 's druckt mih sidá fruah
Schon auf-r án'm iard'n Tritt;
Moant 's abá, dáß ih redát? — Was?
Nán, — justáment noh nit!

Im Dorf da lebt á-n-alti Máhm',
Da gáb 's ámahl á Geld.
A-n-andrá schmeichlát', suchát' s' hám,
Und fragát' s', was ihr fehlt.
Mir wár 's á leicht's, sie hat mih gern,
Mih kostát 's nur zwá Schritt';
Moant's abá, — dáß ih 's machat'? — Was?
Nán, — justáment ih nit!

Johann Gabriel Seidl.

Wann ih im Wirthshaus sitz' bei'm Plausch,
Und trink' mein Mäß'l städ,
Ih kriegát' mannigsmahl koan'n Rausch,
Wann nermst nix dreinred'n thäd'.
Wann s' abá venz'n: „Marsch', steh' auf,
Sunst tragst dá z'haus oan'n mit!"
Moant's, däß ih da furtkummát'? — Was?
Nán, — justament da nit!

Schon in dá Schul war ih á so!
So lang 's ás ohni Riß'
Bei'm lerná than hat, war ih noh
Am brávsten, — dös is g'wiß.
Hat mih dá Lehrer ába g'salb'nt,
Und g'moánt, er trifft 's dámit:
Moant's, er hätt' da was ausg'richt't — Was?
Nán, — justáment so nit!

Dá Launlá.

Schon fünfi? — Soll ih aufsteh'n? — Was?
So viel ih siach', sán d' Fenstá näß.
Wann 's regn't, was thu-r ih denn so fruah?
Ih moan', ih deck' mih wiedá zua.
Zwoa g'schlag'ni Stünderln sán grad zwoar
Nit zu'm várachť'n, dös is woahr!
In Gott's Nahm' also! — dös geht sver —
Ah was? — ih leg' mih wieder her;
Geht's wen was an, wann ih nit mag? —
's is muring áh já noh á Tag!

Im G'schloß drob'n sollt' ih heunt' was zahl'n:
Ih kumm' á so schon z'letzt von all'n.
Heunt' muaß ih geh'n, sunst gibt's án'n Lärm;
Zwar wurd' ih derntweg'n áh nit sterb'n! —
Is 's abá g'scheg'n, so is á Fried';

Johann Gabriel Seidl.

's Geld hätt' ih wohl, nur zählt is 's nit.
Dös dummi Zähl'n, — bis ih dö G'schicht'
Erst z'sammádividir' und richt', —
Áh, wann ih 's áh nit heunt' hiutrag', —
's is muring áh ja noh á Tag!

Au'm Feld gáb 's heunt' wohl Arbát g'nua,
Dö Knecht' schau'n áh nit recht dázua;
Wann ih s' so umálaun'ln siach',
Da wir' ih wie dá Teuxel schiach;
Denn nur nit laun'ln, sag' ih halt!
Heunt' muaß ih aussi, — und dös bald.
Hätt' ih nur 's Feld bei'm Bett' gleih da! —
Heunt', wer'n s' schon fleißi sein, áh ja!
Z'wo schauát' ih denn heunt' just nach? —
's is muring áh ja noh á Tag.

Jetzt fallt's má-r ein, — mein Gredl drent'
Wart't heunt' auf mih; — jó, sáppráment,
Da muaß ih geh'n, sunst pum' ih an; —
Zwoar, wann má 's nimmt, was liegát' dran?
Nán, nón — geh'n muaß ih; — 's is wohl weit,
Und weil 's grad regn't, is 's áh koan' Freud'! —
Ja, soll ih, odá soll ih nit? —
Heunt' gift mih schon á-n-iardá Schritt;
Im Reg'n umpatsch'n? — Áh, — ih sag',
's is muring áh ja noh á Tag.

's Pfnotwinkerl.

Ih hab' á Winkerl in mein'm Haus:
Dös schaut ganz b'sundás eing'richt't aus.
Es is nit eng just, is nit weid,
Nicht recht für 's Load, nit recht für d' Freud';
Es is halt all'mahl grad so recht,
Wie má 's fur'n Aug'ublick finden möcht'! —

Johann Gabriel Seidl.

An'm G'sims z'höchst obmäd untä'm Träm
Da steckt ä Palmbusch'n zwisch'n dö Bäm',
Er b'hüt't oan'n vur'm Wedä-r, und thäd' ä's äh nit,
Mä glaubt 's halt, und hat sein' Freud' dämit.
Ä biss'l niedrichä hängt im Eck
Ä Christäs; — er is schon vollä Fleck',
Nit saubä g'mal'n, abä doh schön g'nua: —
Was agebt, dös denkt mä sih halt däzua.
Ä Betschämel steht hinbei an dä Wand,
Schön g'arbät't, — u mein! — wo is dö Hand,
Dö 'hn g'macht hat? — Wo sän dö Leut' schon hin,
Dö 'hn g'wöhnt ämahl war'n, wie-r ih'hn iatzt bin? —

Däneb'n steht ä Loanstuhl mit Rädeln und Ohr'n:
An den bin ih mannigsmahl ang'hängt wor'n,
Zwar nur mit-r än'm Faden, — 'm Vadän sein G'schau
Dös hat'hn zum Strick g'macht, — ih wäß 's noh recht g'nau!
Grad drübä-r auf änä Stell'n da steht
Ä Glas, wo ä hübsch's Nägel einigeht;
Dä Deckel von Zinn, auf dem mä's noh les't,
Däß 's ämahl mein'm Vadän sein Leibglas is g'west!
Ih siach'hn leibhafti noh sitz'n vur mir,
In oanä Hand 's Buach; 's Glas halbs vollä Bier;
Jetzt loahnt ä-r-'n Deckel z'ruck, setzt an,
Tunkt 's Mäl in's Bier ein, sürfelt dran,
Sagt: „Guat is's!" — stellt sein Krüag'l hin,
Und fragt uns: „Wisst's, wo ih steh'n blieb'n bin?" —
Und 's Buach is äh noh da, durt steht's; —
Dä g'streng' Herr Väwaltä wöllt', er hätt 's;
Mä nennt's, moan' ih, Chronik, — ä gar ä g'scheidt's Buach!
Ih find' drinnäd alläs, was ih nur suach':
Von God, von dö Kini, von'n Bauan, von'n Herr'n,
Mit saubäri Reim' und mit heilsami Lehr'n, —
Ja, — wer dös im Kopf sih so mirk'n kinnt',
Dös wär' leicht ä G'lehrtä, wie mä koan'n find't.

Ja, — däß ih's halt sag' — dös Winkerl is's grad,
An was mein Herz än'n Narr'n g'fress'n hat.

Johann Gabriel Seidl.

Wann ih noh á so gifti bin, noh á so schiach,
Dös Winkerl is's, wo ih mein' Ruah' wiedá kriag'.
Da schliaf' ih hintri, schau' auf dö Bám',
Und siach' ih 'n Palmbusch'n drobmád au'm Trám,
So denk' ih má: „Schau! wie gern hat dih God:
„Du brummst, und doh schlagt dih sein Wedá nit tod!" —
Und siach' ih 'n Christás druntá-r im Eck,
So denk' ih má: „Schau! du bist doh recht keck;
„Du klagst vur Dem dadá oft übá 's Leb'n,
„Der sein's so geduldi fur d' Menschen hat geb'n!" —
Und stoß' ih an'n Schámel an, denk' ih má gleih:
„Z'weg'n we denn stund' da dá Schámel hinbei,
„Als däß d' dih kannst hinknie'n, wann dá was fehlt:
„Zu'm Himmel gibt's üb'rall á Loch in dá Welt!" —
Und siach' ih mein'm Vadán sein Krüag'l steh'n,
So denk' ih má: „Häßt dös nit arg sih vágeh'n?
„Der Mann, dein Vadá, der guti Mann,
„Der mannich'n Zug aus dem Krüag'l hat thau,
„Der Mann is tod, — und du lebst noh, du Bua,
„Bist g'sund, hast dein' Wirthschaft, — und doh wár's nit g'nua?" —
Und siach' ih dös Buch, so denk' ih má: „Les'!
„Baleih vátreibst dá dö Grill'n durch dös! —
„Schau, schau nur, wie viel in dem Winkerl da is,
„Damit 's d' dih curir'n kannst. — dös is doh g'wiß!
„In dem elendigá-r Eck von dein 'm Haus,
„Streckt üb'rall dá Herrgod sein' Hand nach dir aus,
„Und sagt zu dir: Kumm, Bua, und sei g'scheidt,
„Zu'm pfuot'n und trutz'n hat's lang noh Zeit!" —

Und wann ih dös denk', und so recht betracht',
Wie-r allás á sámsing án'n Trost oan'm macht,
So kann ih nit harb sein, — frisch muß ih wer'n:
Drum hab' ih dös Winkerl áh gar á so gern! —







Dräxler-Manfred.

Carl Ferdinand Dräxler ist am 17. Juni 1806 zu Lemberg geboren. Obgleich er der Sohn deutscher Eltern war, so wurde doch in seiner ersten Erziehung dem polnischen Elemente so viel Uebergewicht gegeben, daß er, späterhin nach Prag übersiedelnd, der deutschen Sprache kaum vollkommen mächtig war, und hier wieder dem böhmischen Slaventhum anheim fiel. Aber unter tüchtiger Anleitung und bei fleißigen Studien erwachte in ihm gar schnell eine ausschließende Vorliebe für deutsche Wissenschaft und Kunst, welche bald trotz der rein praktischen Richtung, die Vater und Lehrer ihm anwiesen, das Gebiet der deutschen Poesie mit Begeisterung umfaßte und sich zu eigenen Versuchen gedrungen fühlte. Vorzugsweise anregend wirkte in dieser Periode Rückert als Vorbild auf den Jüngling, und das Auftreten Platen's und Heine's gab seinem innern Drange immer mehr Impuls und Nahrung, so daß seine Productivität stets zunahm und der siebenzehnjährige schon mit einer Sammlung freilich sehr unreifer Poesien hervortreten wollte, die indessen durch das glückliche Dazwischenkommen eines wohlrathenden väterlichen Freundes unterblieb. Es ist sehr ergötzlich, den Dichter in seiner naiv-aufrichtigen Weise das Gefühl des Unglückes und der vermeintlichen Unterdrückung von damals erzählen zu hören. Indessen sollte seine Liebe zur Kunst durch diese Voreiligkeit nicht abgeschreckt werden. Nähere Befreundung mit den literarischen Männern Prag's (wohin sein Vater, k. k. Cameralrath, gezogen war), mit Gerle, Ebert, Marsano, Glaser u. A., bald darauf ein Jahresaufenthalt in Wien, wo Dräxler-Manfred den juridischen Stu-

Johann Gabriel Seidl.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart.

(Flinserln. 3. Auflage. Wien, 1844. Gollinger.)

Du schwarzaugát's Derndál
Mi'm nußbrauná Har,
Wann's d' mih öftá so anschaust,
So wir' ih á Narr!

Du hast má d' Gedánk'n
Ganz unrichti g'macht:
Oft woaná má d' Augná,
Wann 's Herz im Leib lacht.

Zu dir geh'-n-ih oft,
Und bei dir bleib' ih gern,
Und da wird má so gut,
Daß má-r übel kunnt' wer'n.

Mein Tag hat drei Stund' nur,
Drei Stund' und mehr nit:
Oan' guati, oan' schlechti,
Und dö dritti geht mit.

Bei dir is mein' guati,
Mein' schlechti — dáhám,
Und dö dritti, dö mitgeht,
Wann ih nachts von dir trám'.

Oft trámt má, du wirst
Mit'm busseln gleih da; —
Wann ih muntá wir', küss' ih
Mein'n Polsterzipf a.

Johann Gabriel Seidl.

„O God!“ und „Ja, ja!“
Und „Ih moan'“ und „Ih muaß!“
Is oft unsá ganzá
Váliebtá Diskurs.

Ja, d' Mád'lsprach' lernt sih
Bei meiná Seel' schwer;
Denn sag'n s': „Geh' má dani!“
So häßt's: „Kumm nur her!“

Dö Finken hab'n Kröpferln,
Da singen s' dámit:
D' Frau Máhm hat án'n Kropf gar,
Abá singá kann s' nit.

Im Auswärts is's lusti,
Im Auswärts is's guat;
Da hat d' Welt á grean's Kload
Und án'n himmelblab'n Huat.

Wie dort dös Ast bog'n is,
Just, wann má's betracht't,
Als wár's für dö Spitzbub'n
Zu'm Aufhenká g'macht.

G'horschamá Derná! denkát' má
Da alli Spitzbub'n her:
Koan Bám im ganzen Sprengel möcht'
Mehr Früchteln trag'n, wie der!

's Blinzeln.

Schaut's nur, wie d' Sterndáln
So zimperli thuan,
Und mit'n Augerln koan'n
Augáblick ruah'n!

Johann Gabriel Seidl.

Is dös á G'schámigkeit:
Dös thuat koan Mann!
D' Jüngferln dö blinzeln so,
Schaut má s' z'stark an.

Deßweg'n behaupt' ih halt
Alláweil noh:
D' Sterndáln 'sán Jüngferln,
Drum blinzeln s' á so.

Dá Dickscheb'l.

Bei'm Nachbá Hans hab' ih á Schuld;
Ih hab' erm z'náchst'n g'sagt:
„Schaut's, G'vattá, habt's á weng Geduld!"
Er hat mih gleihwöhlst klagt. —
Jetzt kinnt' ih'n zahl'n; ih hätt 's áh schon
Gern than, so wár' á Fried';
Moant's abá, daß ih 'n zahlát'? — Was?
Nán, — justáment noh nit!

Mein Schatz und ih, mir hab'n uns z'trag'n:
D' Schuld, wáß ih, liegt an mir;
Ih dürft' nur oan guat's Wirt'l sag'n,
So wár's auf gleich mit ihr.
Ih wöllt 's áh; 's druckt mih sidá fruah
Schon auf-r án'm iard'n Tritt;
Moant 's abá, daß ih redát? — Was?
Nán, — justáment noh nit!

Im Dorf da lebt á-n-alti Máhm',
Da gáb 's ámahl á Geld.
A-n-andrá schmeichlát', suchát' s' hám,
Und fragát' s', was ihr fehlt.
Mir wár 's á leicht's, sie hat mih gern,
Mih kostát 's nur zwá Schritt';
Moant's abá, — daß ih 's machat'? — Was?
Nán, — justáment ih nit!

Johann Gabriel Seidl.

Wann ih im Wirthshaus sitz' bei'm Plausch,
Und trink' mein Mäß'l städ,
Ih kriegát' mannigsmahl koan'n Rausch,
Wann nermst nix dreinred'n thád'.
Wann s' abá venz'n: „Marsch', steh' auf,
Sunst tragst dá z'haus oan'n mit!"
Moant's, dáß ih da furtkummát'? — Was?
Nán, — justament da nit!

Schon in dá Schul war ih á so!
So lang 's ás ohni Riß'
Bei'm lerná than hat, war ih noh
Am brávsten, — dös is g'wiß.
Hat mih dá Lehrer ába g'salb'nt,
Und g'moánt, er trifft 's dámit:
Moant's, er hätt' da was ausg'richt't — Was?
Nán, — justáment so nit!

Dá Launlá.

Schon fünfi? — Soll ih aufsteh'n? — Was?
So viel ih siach', sán d' Fenstá náß.
Wann 's regn't, was thu-r ih denn so fruah?
Ih moan', ih deck' mih wiedá zua.
Zwoa g'schlag'ni Stünderln sán grad zwoar
Nit zu'm várach't'n, dös is woahr!
In Gott's Nahm' also! — dös geht sper —
Ah was? — ih leg' mih wieder her;
Geht's wen was an, wann ih nit mag? —
's is muring áh já noh á Tag!

Im G'schloß drob'n sollt' ih heunt' was zahl'n:
Ih kumm' á so schon z'letzt von all'n.
Heunt' muaß ih geh'n, sunst gibt's án'n Lärm;
Zwar wurd' ih derntweg'n áh nit sterb'n! —
Is 's abá g'scheg'n, so is á Fried';

Johann Gabriel Seidl.

's Geld hätt' ih wohl, nur zählt is 's nit.
Dös dummi Zähl'n, — bis ih dö G'schicht'
Erst z'sammádividir' und richt', —
Áh, wann ih 's áh nit heunt' hintrag'. —
's is muring áh ja noh á Tag!

Au'm Feld gáb 's heunt' wohl Arbát g'nua,
Dö Knecht' schau'n áh nit recht dázua;
Wann ih s' so umálaun'ln siach',
Da wir' ih wie dá Teuxel schiach;
Denn nur nit laun'ln, sag' ih halt!
Heunt' muaß ih auffi, — und dös bald.
Hätt' ih nur 's Feld bei'm Bett' gleih da! —
Heunt', wer'n s' schon fleißi sein, áh ja!
Z'we schauát' ih denn heunt' just nach? —
's is muring áh ja noh á Tag.

Jetzt fallt's má-r ein, — mein Gredl drent'
Wart't heunt' auf mih; — já, sáppráment,
Da muaß ih geh'n, sunst pum' ih an; —
Zwoar, wann má 's nimmt, was liegát' dran?
Náu, nán — geh'n muaß ih; — 's is wohl weit,
Und weil 's grad regn't, is 's áh koan' Freud'! —
Ja, soll ih, odá soll ih nit? —
Heunt' gift mih schon á-n-iardá Schritt;
Im Reg'n umpatsch'n? — Áh, — ih sag',
's is muring áh ja noh á Tag.

's Pfnotwinkerl.

Ih hab' á Winkerl in mein'm Haus:
Dös schaut ganz b'sundás eing'richt't aus.
Es is nit eng just, is nit weid,
Nicht recht für 's Load, nit recht für d' Freud';
Es is halt all'mahl grad so recht,
Wie má 's fur'n Aug'nblick finden möcht'! —

Johann Gabriel Seidl.

An'm G'sims z'höchst obmád untá'm Trám
Da steckt á Palmbusch'n zwisch'n dö Bám',
Er b'hüt't oan'n vur'm Wedá-r, und thád' á's áh nit,
Má glaubt 's halt, und hat sein' Freud' dámit.
Á bissl niedrichá hängt im Eck
Á Christás; — er is schon vollá Fleck',
Nit saubá g'mal'n, abá doh schön g'nua: —
Was agebt, dös denkt má sih halt dázua.
Á Betschámel steht hinbei an dá Wand,
Schön g'arbát't. — u mein! — wo is dö Hand,
Dö 'hn g'macht hat? — Wo sán dö Leut' schon hin,
Dö 'hn g'wöhnt ámahl war'n, wie-r ih'hn iatzt bin? —

Dáneb'n steht á Loanstuhl mit Rádeln und Ohr'n:
An den bin ih mannigsmahl ang'hängt wor'n,
Zwar nur mit-r án'm Faden, — 'm Vadán sein G'schau
Dös hat'hn zum Strick g'macht, — ih wáß 's noh recht g'nau!
Grad drübá-r auf áná Stell'n da steht
Á Glas, wo á hübsch's Nágel einigeht;
Dá Deckel von Zinn, auf dem má's noh lest,
Dáß 's ámahl mein'm Vadán sein Leibglas is g'west!
Ih siach'hn leibhafti noh sitz'n vur mir,
In vaná Hand 's Buach; 's Glas halbs vollá Bier;
Jetzt loahnt á-r-'n Deckel z'ruck, setzt an,
Tunkt 's Mál in's Bier ein, fürfelt dran,
Sagt: „Guat is's!" — stellt sein Krüag'l hin,
Und fragt uns: „Wißt's, wo ih steh'n blieb'n bin?" —
Und 's Buach is áh noh da, durt steht's; —
Dá g'streng' Herr Váwaltá wöllt', er hätt 's;
Má nennt's, moan' ih, Chronik, — á gar á g'scheidt's Buach!
Ih find' drinnád allás, was ih nur suach':
Von God, von dö Kini, von'n Bauan, von'n Herr'n,
Mit saubári Reim' und mit heilsami Lehr'n, —
Ja, — wer dös im Kopf sih so mirk'n kinnt',
Dös wár' leicht á G'lehrtá, wie má koan'n find't.

Ja, — dáß ih's halt sag' — dös Winkerl is's grad,
An was mein Herz án'n Narr'n g'fress'n hat.

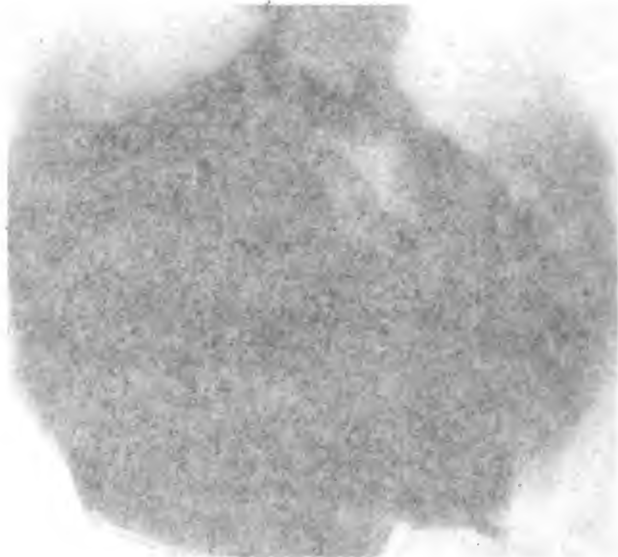
Johann Gabriel Seidl.

Wann ih noh á so gifti bin, noh á so schiach,
Dös Winkerl is's, wo ih mein' Ruah' wiedá kriag'.
Da schliaf' ih hintri, schau' auf dö Bám',
Und siach' ih 'n Palmbusch'n drobmád au'm Trám,
So denk' ih má: „Schau! wie gern hat dih God:
„Du brummst, und doh schlagt dih sein Wedá nit tod!" —
Und siach' ih 'n Christás druntá-r im Eck,
So denk' ih má: „Schau! du bist doh recht keck;
„Du klagst vur Dem dadá oft übá 's Leb'n,
„Der sein's so geduldi fur d' Menschen hat geb'n!" —
Und stoß' ih an'n Schámel an, denk' ih má gleih:
„Z'weg'n we denn stund' da dá Schámel hinbei,
„Als dáß d' dih kannst hinknie'n, wann dá was fehlt:
„Zu'm Himmel gibt's üb'rall á Loch in dá Welt!" —
Und siach' ih mein'm Vadán sein Krüag'l steh'n,
So denk' ih má: „Häßt dös nit arg sih vágeb'n?
„Der Mann, dein Vadá, der guti Mann,
„Der mannich'n Zug aus dem Krüag'l hat than.
„Der Mann is tod, — und du lebst noh, du Bua,
„Bist g'sund, hast dein' Wirthschaft, — und doh wár's nit g'nua?" —
Und siach' ih dös Buch, so denk' ih má: „Les'!
„Baleih vátreibst dá dö Grill'n durch dös! —
„Schau, schau nur, wie viel in dem Winkerl da is,
„Damit 's d' dih curir'n kannst, — dös is doh g'wiß!
„In dem elendigá-r Eck von dein 'm Haus,
„Streckt üb'rall dá Herrgod sein' Hand nach dir aus,
„Und sagt zu dir: Kumm, Bua, und sei g'scheidt,
„Zu'm pfnot'n und trutz'n hat's lang noh Zeit!" —

Und wann ih dös denk', und so recht betracht',
Wie-r allás á sámsing án'n Trost oan'm macht,
So kann ih nit harb sein, — frisch muß ih wer'n:
Drum hab' ih dös Winkerl áh gar á so gern! —









Dräxler-Manfred.

Carl Ferdinand Dräxler ist am 17. Juni 1806 zu Lemberg geboren. Obgleich er der Sohn deutscher Eltern war, so wurde doch in seiner ersten Erziehung dem polnischen Elemente so viel Uebergewicht gegeben, daß er, späterhin nach Prag übersiedelnd, der deutschen Sprache kaum vollkommen mächtig war, und hier wieder dem böhmischen Slaventhum anheim fiel. Aber unter tüchtiger Anleitung und bei fleißigen Studien erwachte in ihm gar schnell eine ausschließende Vorliebe für deutsche Wissenschaft und Kunst, welche bald trotz der rein praktischen Richtung, die Vater und Lehrer ihm anwiesen, das Gebiet der deutschen Poesie mit Begeisterung umfaßte und sich zu eigenen Versuchen gedrungen fühlte. Vorzugsweise anregend wirkte in dieser Periode Rückert als Vorbild auf den Jüngling, und das Auftreten Platen's und Heine's gab seinem innern Drange immer mehr Impuls und Nahrung, so daß seine Productivität stets zunahm und der siebenzehnjährige schon mit einer Sammlung freilich sehr unreifer Poesien hervortreten wollte, die indessen durch das glückliche Dazwischenkommen eines wohlrathenden väterlichen Freundes unterblieb. Es ist sehr ergötzlich, den Dichter in seiner naiv-aufrichtigen Weise das Gefühl des Unglückes und der vermeintlichen Unterdrückung von damals erzählen zu hören. Indessen sollte seine Liebe zur Kunst durch diese Voreiligkeit nicht abgeschreckt werden. Nähere Befreundung mit den literarischen Männern Prag's (wohin sein Vater, k. k. Cameralrath, gezogen war), mit Gerle, Ebert, Marsano, Glaser u. A., bald darauf ein Jahresaufenthalt in Wien, wo Dräxler-Manfred den juridischen Stu-





Dräxler-Manfred.

Carl Ferdinand Dräxler ist am 17. Juni 1806 zu Lemberg geboren. Obgleich er der Sohn deutscher Eltern war, so wurde doch in seiner ersten Erziehung dem polnischen Elemente so viel Uebergewicht gegeben, daß er, späterhin nach Prag übersiedelnd, der deutschen Sprache kaum vollkommen mächtig war, und hier wieder dem böhmischen Slaventhum anheim fiel. Aber unter tüchtiger Anleitung und bei fleißigen Studien erwachte in ihm gar schnell eine ausschließende Vorliebe für *deutsche Wissenschaft* und Kunst, welche bald trotz der rein praktischen Richtung, die Vater und Lehrer ihm anwiesen, das Gebiet der deutschen Poesie mit Begeisterung umfaßte und sich zu eigenen Versuchen gedrungen fühlte. Vorzugsweise anregend wirkte in dieser Periode *Rückert* als Vorbild auf den Jüngling, und das Auftreten *Platen's* und *Heine's* gab seinem innern Drange immer mehr Impuls und Nahrung, so daß seine Productivität stets zunahm und der *siebenzehnjährige* schon mit einer Sammlung freilich sehr unreifer Poesien hervortreten wollte, die indessen durch das glückliche Dazwischenkommen eines wohlrathenden väterlichen Freundes unterblieb. Es ist sehr ergötzlich, den Dichter in seiner naiv-aufrichtigen Weise das Gefühl des Unglückes und der vermeintlichen Unterdrückung von damals erzählen zu hören. Indessen sollte seine Liebe zur Kunst durch diese Voreiligkeit nicht abgeschreckt werden. Nähere Befreundung mit den literarischen Männern Prag's (wohin sein Vater, k. k. Cameralrath, gezogen war), mit *Gerle*, *Ebert*, *Marsano*, *Glaser* u. A., bald darauf ein Jahresaufenthalt in Wien, wo *Dräxler-Manfred* den juridischen Stu-

dien oblag, und demnächst ein längeres Verweilen in Leipzig, wo ihm Amadeus Wendt ein Rathgeber und Herloßsohn ein warmer Freund wurde, reiften und läuterten seine dichterische Kraft, so daß er bereits im Jahre 1826 seine „Romanzen, Lieder und Sonette" erscheinen ließ, die bei der Kritik und im Publikum eine günstige Aufnahme erfuhren und im Jahre 1828 durch ein zweites Bändchen vermehrt wurden. Diese erste Periode seiner poetischen Triebkraft hat Blüten zu Tage gefördert, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, und einzelne Lieder jener Sammlung wie z. B. „Blumensonntag" u. a. gehören zu den zartesten Spenden der deutschen lyrischen Muse, und haben den Weg durch eine große Anzahl von Anthologieen zu den Herzen aller Dichterfreunde gefunden. Rückert's Einfluß war unverkennbar, aber ebensowenig zu läugnen, daß bei Innigkeit der Ideen und Zierlichkeit der Wendungen jene Reinheit und Glätte der Form unberücksichtigt blieb, welche einem solchen Vorbilde eben abzulernen war. Des Dichters frühere Producte erschienen unter dem Falschnamen Manfred, dessen Wahl er selbst aus der Lectüre von Tieck's „Phantasus" ableitet, bis er späterhin seinen wahren Namen mit dem früher angenommenen verband.

Von 1829 an hielt sich Dräxler-Manfred durch sieben Jahre in Wien auf und beschäftigte sich fast ausschließend mit journalistischen Arbeiten, eine Zeit, die er, wie es scheint, der Nothwendigkeit zum Opfer brachte, und deren Resultate nur materieller Art waren, daher seinem innern Drange keine Befriedigung gewährten. Eine nähere Befreundung mit Anast. Grün, Lenau, Witthauer, Bauernfeld, Seidl u. a. stammt aus dieser Periode und ist das, was der Dichter zu seinen angenehmen Erinnerungen von damals zählt, während er, die eigentliche Verwendung seines Talentes im Liedlohn der Tagesschriftstellerei vielfach beklagend, endlich die Kraft und die Gelegenheit fand, dieser Sphäre zu entsagen. Was in dieser ersten Dekade seiner literarischen Thätigkeit an gesammelten Schriften in Prosa erschien, meist erzählender Gattung, wie „Glockenblumen, Bunte Bilder, Gruppen" trägt das Zeichen der Hast und der drückenden Einflüsse, unter denen es zu Stande kam, und nur hie und da bewies ein frisches Lied, wie es damals das Morgenblatt oder die Wiener Zeitschrift von ihm brachten, daß die poetische Schwungkraft unter dem Wuste täglicher Feuilletonskritiken noch nicht gelitten habe.

Als Dräxler-Manfred nach einigen Jahren, die er auf

Dräxler-Manfred.

Reisen zugebracht und ganz seiner Kunst gewidmet hatte, eine neue vollständige Ausgabe seiner Dichtungen herausgab, wurden diese, obgleich sie so recht in die Periode der Negation des jungen Deutschlands fielen, als die Kundgebung eines reichbegabten Geistes begrüßt. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sagten schon damals: „Wir haben es hier mit einem ausgezeichneten Talente zu thun, welches sich durch einen besonnenen Fleiß zu einer bedeutenden Höhe hinaufgeschwungen hat, und Gedichtsammlungen wie die vorliegende geben den schönen Beweis, daß es mit der vaterländischen Lyrik nicht so schlecht stehe, wie einige Kritiker uns glauben machen wollen. So lange es in Deutschland Dichter gibt, wie Dräxler-Manfred, dürfen wir den Untergang der deutschen Liederkunst nicht fürchten. Er entschädigt den Kunstrichter, er beschäftigt und ergötzt eben so sehr den Geist des blos Erholung suchenden Lesers, wie er seine Einbildungskraft in ein gefälliges Spiel setzt; er überzeugt das große Publikum, daß es noch Deutsche gibt, die ohne bei Göthe, Schiller, Uhland und Heine in die Schule gegangen zu sein, sich selbstständig zu erhalten wissen. Das klingt fast wie Lobhudelei, Bestechung und Uebertreibung; aber Ref. versichert, Herrn Dräxler-Manfred persönlich gar nicht zu kennen und nur der Wahrheit und Gerechtigkeit gemäß zu urtheilen. Da ist keine künstliche Zerrissenheit, kein Kokettiren mit dem Weltschmerz, kein müßiger oder in Reimnoth erzeugter Gedanke, kein unklares schielendes Bild, kein Bocksprung der Phantasie, kein romantisch-mystisches Geklingel, kein Strohfeuer der Begeisterung, kein Wiedererscheinen dagewesener Bilder und Ideen. Die Klarheit des Geistes ist eben so groß wie die Wärme des Herzens, und in seiner Innenwelt theilen Verstand und Gemüth die Herrschaft; der wehmüthige Ernst schattet hier so feierlich und imposant, wie der Humor im Silphengewande über des Lebens wechselnde Erscheinungen hinhüpft; er betrachtet das Leben, wie es sich dem gläubigen, denkenden und fühlenden Sterblichen offenbart und spricht über dasselbe weder wie ein Timon, noch wie Momus; er liebt nicht blos die Poesie, er entwickelt auch ihren Ursprung, ihr Wesen und ihre Würde; er hat den sichern Schatz und schönen Reichthum im Herzen, — und wenn hie und da ein Wort als die Bescheidenheit und Demuth verletzend erscheint, so kann es Ref. doch nur als eine Aeußerung, der Wurzel des edelsten Selbstgefühls entsprossen, betrachten." (Jahrg. 1840, S. 1406.)

Von nun an nahmen auch seine Productionen in Prosa (als

Dräxler-Manfred.

„Herz und Ehre, Novellen und Schilderungen, Fahrten, Vierundzwanzig Stunden, ein Feuilleton des Tages, Vignetten, Portrait und Genrebilder" u. s. w.) eine erheblichere Bedeutung an und zeichneten sich vorzugsweise durch Correctheit der Darstellungen und eine Eleganz des Styles aus, welche als eine wirklich musterhafte empfohlen werden darf. Diese seine Meisterschaft in der deutschen Sprache beurkundete er ganz besonders auch in seinen Uebersetzungen „Hernani," „Ruy Blas" und „Marianne," welche man füglich Nachdichtungen nennen sollte, und die einen schönen Beweis von gewissenhaften Studien und seltener Macht des Ausdruckes gewähren. Aber eben dieser Ernst, diese Gewissenhaftigkeit und dieser Abscheu gegen alles Unwürdige ist es, was den Dichter gleicherweise im Leben und Handeln auszeichnet, — und wenn sich Dräxler-Manfred durch sein hervorragendes Talent Freunde und Bewunderer erworben, so hat er zugleich durch seine unerschütterlich rechtliche Gesinnung, durch sein männliches Auftreten gegen literarische Gaunereien und durch seine unwandelbare Anhänglichkeit an Wahrheit und Recht so im Leben wie in der Kunst die Sympathien aller Wohldenkenden gewonnen und gehört zu jenen, die, um seine eigenen Worte anzuwenden, „mit Würde" dichten wollen.

Die Stellung, welche Dräxler-Manfred durch seine neuesten Arbeiten einnimmt, ist eine solche, daß sein Name jedenfalls so lange genannt sein wird, als es noch für echte Poesie empfängliche Herzen gibt. Wir verstehen unter diesen jüngsten Productionen sein vortreffliches Sagenbuch vom „Sonnenberg," worin Form, Erfindung und gesinnungsvolle Verwendung historischer Daten zu Winken für die Gegenwart gleich beachtungswerth sind; erwähnen seines lieblichen „Blumen-Albums" als einer sinnigen Gabe, und verweilen vorzugsweise bei der jüngst erschienenen neuen Ausgabe seiner „Gedichte," welche die stets fortbessernde Hand des Dichters nirgends verkennen läßt. Zeit, Studien und ehrenwerthe Selbstprüfung haben ihm den Takt an die Hand gegeben, alle Unselbstständigkeiten und früheren Mängel der Form auszuscheiden und seine reiche poetische Natur hat die Lücken in reizender Weise ergänzt. So ist Dräxler-Manfred für die Poesie eine volle, runde, liebenswürdige Erscheinung, und Formvollendung, Kunstkeuschheit und eine eigenthümlich zarte Glut der Bilder sind seine Haupteigenschaften. Inniges Vertrautsein mit den Stimmen in Natur und Menschenbrust, dabei die echte Begeisterung, die aus dem Herzen quillt und darum auch zum Herzen dringt, unmittelbares Gefühl und eine

Dräxler-Manfred.

reiche lebendige Fülle von Phantasie und Anschauung treten uns fast aus jedem Gedichte erquickend und anregend entgegen. Das lyrische Element ist bei Dräxler-Manfred überall vorherrschend, und hat selbst in seinen epischen Producten das Uebergewicht. Auch den Zeitfragen ist seine Muse nicht fremd geblieben, aber sie spricht mit Bedacht und weiser Mäßigung, weil die Wahrheit nur dann nachhaltend wirken kann, wenn sie auf Kenntniß des Bestehenden gegründet und im Tone der wahren und selbsteigenen Ueberzeugung vorgetragen wird.

Dräxler-Manfred ist eine Notabilität unter den Poeten der Gegenwart, und wir können von ihm mit Recht das sagen, was bereits mehrere Beurtheiler über ihn ausgesprochen haben: aus seinen Dichtungen tritt uns der Mann entgegen, der sie gemacht hat, und wer sein Buch kennt, der kennt ihn; — ein Urtheil, welches für den Dichter wie für den Menschen wohl gleich ehrenvoll ist. Diese Uebereinstimmung in Gesinnung und That, sein schönes Talent und sein ehrenhafter Charakter haben dem Dichter die allgemeine Anerkennung und zugleich manche schmeichelhafte Auszeichnung erworben; der Herzog von Sachsen-Meiningen hat ihn zum Hofrath ernannt, der König von Württemberg verlieh ihm die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, der König der Niederlande den luxemburgischen Orden der Eichenkrone, — und man kann wohl sagen, daß ähnliche Auszeichnungen selten einem Würdigeren und zugleich Bescheideneren zu Theil geworden sind.

Wilhelm Genth.*)

*) Möchten die Leser des Albums den wörtlichen Wiederabdruck dieser bereits vor längeren Jahren geschriebenen und späterhin für das Taschenbuch: „Gedenke Mein" benützten Lebensskizze der Pietät zu gute halten, die wir für die Reliquie eines Mannes hegen, der durch die voranstehenden Zeilen eben so sehr seine Empfänglichkeit für fremdes Dichtertalent bewiesen, als er durch seine, erst nach seinem vorzeitigen Tode zur Geltung gelangten Gedichte sein eigenes beurkundet hat. Wilh. Genth (geb. am 6. März 1803 zu Kirberg in Nassau, gest. am 16. Juli 1844 zu Soden) war einer von den vielen, die im Kampfe mit widerstrebenden Lebensverhältnissen sich aufreiben,

Dräxler-Manfred.

der gemüthliche Lyriker mit dem liebewarmen Herzen mußte in dumpfer Amtsstube als starrer Criminalist mit verstockten Verbrechern sich abquälen. Seine getreue Schilderung von Dräxler-Manfred's Leben und Dichten bis zur Gegenwart ergänzend bemerken wir, daß dieser eher, als er es gedacht hätte, der Leichenredner dessen werden mußte, von dem er kurze Zeit vorher so freundlich war beurtheilt worden. Er gab Genth's Nachlaß heraus und widmete ihm in der dritten durchaus vermehrten und verbesserten Auflage seiner Gedichte, Frankfurt a. M. 1848. Sauerländer) einen tiefgefühlten Nachruf. D.-M's. Poesien haben in dieser höchst geschmackvollen Miniaturausgabe eine so sorgfältige Feile erhalten, daß sie für eine völlig neue und gediegene Erscheinung gelten können.

Dräxler-Manfred lebte früher in Frankfurt, Meiningen und Cöln, und wohnt jetzt in Darmstadt, wo er die großherzoglich hessische Zeitung und das unter seiner Leitung schön gedeihende „Rheinische Taschenbuch" redigirt.

Als im März 1848 der Frühlingsmorgen der Freiheit, der über Oesterreich aufging, alle Dichterlerchen, die der liederfeindliche Eishauch der Censur aus ihrem Vaterlande verscheucht hatte, wieder zum Heimfluge einlud, stand zu hoffen, daß auch der deutsche Sänger aus Galizien in seine gewohnten Kreise zurückkehren würde; allein er scheint in seiner neuen Umgebung bereits zu tief Wurzel gefaßt zu haben, um sein zweites Vaterland noch einmal mit seinem ersten zu vertauschen. Die jüngsten Zeitverhältnisse haben auch ihn über seine bisherige Sphäre hinausgedrängt; als Redacteur eines täglich erscheinenden politischen Journals, ist er von diesem Berufe so ganz in Anspruch genommen, daß er den Dichter bei Seite legen muß. Das obenerwähnte Taschenbuch und einzelne Beiträge für Almanache, klein an Zahl und Umfang, sind die einzigen Fäden, durch die er noch mit dem Gebiete der Belletristik, auf dem er einst so thätig gewesen, zusammenhängt.

D. Herausgeber.

Gedichte.

(Dritte Auflage, Frankfurt a. M. 1848. Sauerländer.)

Blumensonntag.

Hast du Blumen schon gesehen,
Wenn es Sonntag ist im Lenz,
Wie sie in dem Kreise stehen
Ihres duftigen Elements?

Rose haucht die Duftgebete
Himmelaufwärts fromm und mild,
Wo die lichte Morgenröthe
Prangt, ihr großes Spiegelbild.

Nelke steht im Spitzenkleide,
Fein geschnürt in grünen Sammt,
Betet zu dem Luftgebäude,
Wo die Purpurleuchte flammt.

Tulipane, sie die fromme,
Oeffnet ihren Blüthenschrein,
Daß des Himmels Feuer komme,
Tauche ganz in sie hinein.

Veilchen sind gar gute Kleine,
Freu'n sich, daß es Sonntag ist,
Wo im Abendlustvereine
Vöglein sie und Glühwurm küßt.

In der großen Duftfamilie
Steht ein milder Priestergreis,

Drärler-Manfred.

In dem Festgewand die Lilie,
Mit dem Haupte silberweiß.

Liest in jenem großen Buche,
Das gewebt aus Luftazur,
Wo, vereint zum Gottesspruche,
Sterne stehn in blauer Flur.

Liest die Wunderkaraktere,
Die erkennbar nur zu Nacht,
Doch vor ihres Auges Kläre
Auch am Tage stehn in Pracht.

Betend stehet jede Blume
In dem Kreise weit und groß,
Vor des Altars Heiligthume,
Der geziert mit seidnem Moos.

Horch, da wehn des Glöckleins Halle
Von der nahen Kirche her,
Und sie schaukeln frömmig Alle
Ihre Häupter hin und her.

O pflanzet Bäume!

O pflanzet Bäume! — Jedes Reis,
Das klein ihr jetzt habt eingegraben,
Es wird dereinst des Wartens Fleiß
Mit süßer Frucht und Schatten laben.

Es wird zum grünen Baldachin
Herangedeihn und festem Stamme,
Derweil wird älter euer Sinn
Und ihr bedürft des Holzes Flamme.

Prärler-Manfred.

O pflanzet Bäume! — Wenn nicht euch,
So thut es doch dem eignen Sohne,
Der werde stark, dem Baume gleich,
Und trage stolz sein Haupt, die Krone.

Ihm sei ein Monument der Baum
Aus seines Vaters stillem Leben,
Der noch zu reden wagte kaum
Und ihm dieß Zeichen hat gegeben.

O pflanzet Bäume! — Gottes Huld
Wird endlich groß und stark sie machen;
Ihr übt dabei euch in Geduld
Und lernt ob einem Kleinod wachen.

Ein Baum, den ihr nicht habt gesetzt,
Ein freies Wort, nicht ausgesprochen,
Ein Diebstahl ists, den ihr schon jetzt
An euren Kindern habt verbrochen.

Am Fenster.

Das Fenster eine Epheunische,
Dahinter seidne Draperien,
Vorn Blumen, die in heller Frische
Die Mauer blühend überziehn.

Dazwischen blickt ein Engelsköpfchen
Stillsinnend in das Himmelsblau,
Des Haares glattgeschlungne Zöpfchen
Umschmeicheln hold der Stirne Bau.

Die Wangen Schnee in Rosenstrahlen,
Das Auge schwimmender Sapphir,
Und mit Rubin und Perlen malen
Sich reizend Mund und Lippen ihr.

Prärler-Manfred.

So blickt sie auf in stillen Träumen,
Das Auge froh verklärt und rein,
Ein Sonnenstrahl aus blauen Räumen
Umglänzt sie wie ein Heiligenschein.

O bleibe, süßes Kind, dort oben,
Wo Blumendüfte dich umwehn,
Wohin das Glück dich hat erhoben,
Daß alle auf wir zu dir sehn.

Umrahmt von seidenen Gardinen,
Umathmet von geweihter Ruh,
Gepflegt mit zartbesorgten Mienen,
Des Glücks, der Liebe Schooskind du!

Dort deinen Träumen überlassen
O zartes Wesen, sinn und schwärm!
Hier unten in den lauten Gassen
Ist Wind, Gedränge, Koth und Lärm.

Besudelt würde deine Reinheit,
Erröthen müßte deine Scham,
Du zittertest, wenn die Gemeinheit
Laut höhnend dir entgegenkam.

O bleibe, süßes Kind, dort oben,
Und wer sich sehnt nach deiner Zier,
Der fühle sich zu dir erhoben
Und huldige dort oben dir.

Wie schön, wenn Herzen sich erheben!
Du, der Natur den Zauber gab,
O laß empor sie zu dir streben,
Du selber steige nie herab.

Dräxler-Manfred.

Sonette.

Sie schläft.

Sie schläft. Das große Auge ist geschlossen,
Das wachend Andern Schmerz und Sehnen brächte;
Ihr Diadem, des Haares dunkle Flechte,
In freie weiche Locken reich zerflossen.

Ein milder Frieden über sie ergossen,
Als ob geheim sie süße Dinge dächte,
Die durch den Segen holder Liebesmächte
Als Blumen schöner Träume sie umsproßen.

Die vollen runden Arme beide schmiegen
Sich um das Haupt als weiße Zauberkreise,
Und auf den Lippen, halbgeöffnet, wiegen

Gedanken sich jungfräulich zarter Weise,
Die einst als Worte jedes Herz besiegen:
O sieh entzückt dahin, doch leise, leise!

Sie schläft. Der Ehrfurcht unsichtbarer Schleier
Liegt wehrend über ihren zarten Wangen,
Worauf jetzt aller Reize Rosen prangen,
Noch voller, strahlender als je und freier.

Dieß Bild es ist der Schönheit Schöpfungsfeier,
Daran begeistert trunkne Augen hangen,
Ein holdes Ziel für Seufzer und Verlangen,
Ein Stoff für Pinsel, Marmorstein und Leier.

Und wie auf einem reichen Blumenbeete
Sich wiegt der Falter mit gebannter Schwinge,
Berauscht von all dem Duft, der ihn umwehte;

So weilt das Herz vor dieser Schönheit Ringe,
Unschlüssig, ob es Wünsche, ob Gebete
Für ihre — oder seine Ruhe bringe.

Prärler-Manfred.

Sie schläft. O Loos, das mich verwirrt und blendet:
An wen sie liebevoll im Traume dachte?
Und dem dann hold errötbend die erwachte
Den süßen Seufzer der Erinnrung spendet.

O wäre solches Glück für mich gesendet,
Der ich vor ihrem Bilde still verschmachte,
Und nur nach jenen Sonnenblicken trachte,
Die selten ach, ihr Auge zu mir wendet!

Doch nicht verzagen soll darum die Seele:
Kann sie die Schönheit doch im Herzen tragen,
Ob auch Erhörung seinen Wünschen fehle.

Und Stunden kommen einst, wo seine Klagen,
Als Gold geschmiegt um jenes Bilds Juwele,
Der Welt vom Reichthum eines Dichters sagen.

Die Felsenhöhle.

Es zog Suleiman in den Wald
Mit seinem Hofstaat zum Besuche,
Der einem Eremiten galt
Von strenger Sitt' und weisem Spruche.

In einer Felskluft wohnte der,
Wohin kein Blick der Sonne schaute:
Da fragt der König staunend sehr,
Warum kein Hüttlein er sich baute?

O Herr! so sprach der Weise drauf,
Wohl lag das Bauen mir in Sinnen,
Ich raffte schon die Steine auf,
Und wollte frisch das Werk beginnen.

Die Steine aber riefen mir:
„O laß uns liegen auf den Wegen,

Prärler-Manfred.

Wir haben schon als Gräberzier
Ob Leichen, so wie du, gelegen.

Nach andern Stoffen lange zu,
Wir dienten schon zu Todtenstellen!"
Da ließ die Steine ich in Ruh
Und eilte Bäume mir zu fällen.

Die Bäume sprachen ringsherum:
„Nicht möge uns dein Beil erreichen;
Wir sind des Todes Eigenthum
Und wurzeln alle nur auf Leichen.

Nimm was da lebt, wir alle sind
Verstorbene Vergangenheiten."
Da ließ die Bäume ich dem Wind
Und wollte aus der Erde beuten.

Doch wie ich Erde nahm und Staub,
Da riefen die mir laut entgegen:
„Wie wagest du mit frechem Raub
An deine Brüder Hand zu legen?

Wir sind was du gewesen bist,
Und sind, was du wirst werden wieder."
Da gab ich auf mein Baugelüst,
Und ließ in Ruhe auch die Brüder.

Ich wandte trüb mich von der Flur
Und zog in diese Felsengrotte,
Bedenkend, daß die Erde nur
Dem Tode huldigt, ihrem Gotte.

— Der weise König sann gar viel
Ob dem gehörten ernsten Spruche:
Doch wie dem Hofstaat er gefiel,
Davon steht nichts in meinem Buche.

Prärler-Manfred.

Eine Scene auf Java.

Da wo der Jaffatarg die heiße Welle
Hindrängt ins dunkle Thal von Samarang,
Steht eine Hütte an umbuschter Stelle,
Ein leichtes Zelt aus grünem Blätterhang.

Die Palme und der Pisang mußten schmiegen
Mit ihrem Laube sich zur grünen Wand,
Worüber gitterartig Stäbe liegen
Aus Pfefferrohr als festerer Verband.

Von rückwärts legt die Samaka-Citrone
Die goldnen Aepfel auf das niedre Dach,
Und vorne nickt aus seiner hohen Krone
Der Bretbaum dem Geräusch des Flusses nach.

Ein stiller Friede liegt auf dieser Hütte.
So scheints; kein Thier, kein Vogel störet ihn;
Indessen wälzt in ihrer grünen Mitte
Verzweifelnd sich ein Mann am Boden hin.

Das krause dunkle Haar zeigt den Malayen,
Schwarzgelb die Haut, vom eignen Nagel wund:
Vor Kurzem noch der Schmuck von Javas Freien,
Jetzt liegt er da hinwinselnd wie ein Hund.

Sie haben heimlich ihm sein Weib entrissen
Und an den Sklavenhändler hingefeilt.
Drum ist sein Herz und Angesicht zerrissen
Und seine Lippe bebt und flucht und heult.

Am Tage wälzt er sich in seinen Pfählen,
Doch wenn im heißen Ostmousson die Nacht
Vampyre schickt, der Menschen Schlaf zu quälen,
So schleicht er nach dem tiefen Thale sacht.

Dort steht der Bohon-Upas giftgeschwollen
Und pflanzt in Trauerlauben selbst sich fort.

Drärler-Manfred.

An seinem Stamme siehst du niederrollen
In reichen Tropfen tausendfachen Mord.

Und aus dem Hemde reißt hier der Malaye
Den hohlen, dreigeschliffnen scharfen Stahl,
Und dreht ihn in dem schwarzen Todesbreie,
Bis er gefüllt, wohl zehn- und zwanzigmal.

Dann geht er still nach Haus die grüne Gasse,
Grimm lachend, wie er nie gelacht zuvor,
Und holt vom Dach die kleine Calebasse,
Ein unberührtes Vatererbe, vor.

Ein Zaubertrank ists, hohen Muth verleihend,
Thun sich der Schlacht, des Todes Pforten auf:
Er trinkt ihn rasch, dem Tode still sich weihend,
Denn morgen gilts den wilden Ammoklauf.

Als nun der Tag anbricht im vollen Strahle,
Wie fiebern alle seine Pulse da,
Wie glüht sein Kopf! Fort stürzt er aus dem Thale
Und läuft zur Straße von Batavia.

Blutlechzend rennt er fort: es ist als flöge
Geschwungnen Dolchs durch Straßen er und Feld,
Malaye, Christ, Chinese auf dem Wege,
Wen seine Rache trifft, der fällt.

„Ein Ammokläufer!" hallt es furchtbar wieder,
Geschaart in Waffen brechen Alle auf,
Vom Tode zu erretten ihre Brüder,
Zu enden der Verzweiflung Mörderlauf.

Jetzt blitzen die Gewehre ihm entgegen;
Er siehts und wendet sich zur raschen Flucht;
Doch sie verfolgen ihn auf seinen Wegen
Hin an des Jakkatarg entfernte Bucht.

Prärler-Manfred.

Sein Hüttendach erklimmt er jähen Satzes,
Den Dolch noch immer in gekrampfter Hand,
Die dichtbelaubten Bäume rings des Platzes,
Sie decken ihn wie eine grüne Wand.

Jetzt nahen sie in dichtgedrängten Kreisen,
Sie sehen ihn, schon zielet ihr Geschoß:
Da schwingt er schnell das blutgefärbte Eisen
Und führt ins eigne Herz den Todesstoß.

Und niederkollert wie ein Ball die Leiche,
Es fließt das Blut vom Dache und im Staub;
Die zwanzig Schüsse fuhren ins Gesträuche
Und trafen der Citrone dichtes Laub.

Sie schüttelte wie eine goldne Thräne
Die Frucht auf Javas Schmerzensohn herab:
Das war die erste und die letzte Thräne,
Die da getropft auf des Malayen Grab.

Der König.

Es war ein König einst, der fühlte sich schwach,
Dem Körper nur, doch nicht dem Geiste nach,
Die Zeit des Sterbens rückte langsam herbei:
Er aber hatte der blühenden Söhne drei,
Drei Jünglinge von Kraft und schönen Mienen,
Und hätte gern gewußt, wer unter ihnen
Nach ihm zu herrschen der würdigste sei.

Drum ließ er sie eines Tages berufen
Als Vater und Fürst an seines Thrones Stufen
Und sprach: „Das Leben verlangt seinen Zoll:
Doch daß euch kein Streit entzweien soll
Um dieses Landes gesegnetes Erbe,
Wenn ich dereinst in Frieden sterbe,

Prärler-Manfred.

So sollt ihr, Böses zu vermeiden,
Jetzt selber euer Loos entscheiden.
Der Schatzmeister wird nach meinen Befehlen
Euch Jedem zehntausend Goldstücke zählen,
Die nehmt und wählt euren Weg mit Bedacht.
Und wer von euch, wenn ein Jahr vollbracht,
Den edelsten Gebrauch davon gemacht,
Den ich loben muß vor den andern Zwein,
Der soll nach mir des Volkes Vater sein.
Die Söhne gelobten Gehorsam dem Wort,
Empfingen das Gold und zogen fort.
Der König herrschte weise, daß alles gedieh,
Drum schwand das Jahr, man wußte nicht wie.

Und kaum war es um, so kam der eine Prinz,
Lastträger hinter sich und Reihen Gesinds,
Die trugen an prachtvollen Kleidern schwer,
An Geschirren und Waffen und anderm mehr,
Geschmeide und Zierrath von blendender Pracht,
Das fremde Prunksucht mühsam erdacht;
Ein Herrscher — so meinte der älteste Sohn —
Muß sitzen in Pracht auf dem fürstlichen Thron.

Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: „Ich hätte nicht geglaubt,
Daß Glanz dem Fürsten nöthig sei.“ —
Da kam der zweite Sohn herbei.

In Händen trug er eine Schilderei,
Die er dem Vater selbstgefällig wies.
Die zeigt ein Schloß mit Mauern und Verließ,
Das er im Lande sich erbauen ließ,
Zugbrücken, Wälle, Thürme, Stein auf Stein,
Vor Feinden und Meuterern sicher zu sein.
Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: „Ich hätte doch geglaubt,
Ein Volk sei seines Fürsten stärkster Wall
Und fester als Burgen und Schlösser all.“

Prärler-Manfred.

Da kam der jüngste Sohn heran
Mit verschossenen Kleidern angethan,
Vom Sonnenbrand gebräunt, doch heiter gesinnt,
Und an jeder Hand führend ein ärmliches Kind.
Der beugt sich vor dem Fürsten und spricht:
„O Vater, sie gaben dir falschen Bericht,
Sie sagten dir stets von des Volkes Segen
Und von Zufriedenheit auf allen Wegen,
Von fröhlichen Hütten und schwellender Saat. —
Ich aber wo ich das Land betrat,
Ich fand so viel der Gebeugten und Armen,
Die still aufseufzten um mein Erbarmen,
Daß bald verschwand des Schatzmeisters Gold,
Das ich edel und fürstlich anwenden gesollt
Und wie ich, nun selber arm, heimwärts zog,
Fand ich am Wege diese zwei Kinder noch;
Ihr Vater liegt siech daheim und arm:
Du bist reich und gut, dein Herz ist warm;
O hilf! und sei gnädig der Kleinen bedacht,
Die ich statt reichen Kaufes heimgebracht.“ —

Der alte König weint vor Vaterlust,
Er drückt den Jüngling freudig an die Brust: —
„Wer zweifelte nach solcher Schatzverwendung
An deinem Fürstengeist und deiner Sendung!
Du sollst der Erbe dieser Ländereien,
Des Volkes und der Armen Vater sein;
Denn wer die Armen und Leidenden erhebt,
Der hat die schönste Krone sich erstrebt.“

Prärler-Manfred.

Wilhelm Genth. *)

Im Friedenshof zu Soden
Begruben wir mit Schmerz
Im frischen lockern Boden
Ein frühgebrochnes Herz;
Gebrochen und zerrissen
Von dieser Welt Contrast,
Der Fühlen ihm und Wissen
Mit roher Hand erfaßt.

Ach er, in dessen Busen
Das glutbewegte schlug,
Er, der ein Sohn der Musen,
Die Dornenkrone trug,
Mit seiner Seele Schwingen
Streift' er den Himmelspol,
Er war ein Dichter — singen,
Ach, singen mußt' er wohl!

Dem Drang zu widersprechen,
Hat ihn die harte Welt
Zu menschlicher Verbrechen
Ausforscher hingestellt;
Vor ihn all das Gelichter,
Der Sündigkeit Symbol:
Der Dichter war ein Richter,
Ach, richten mußt' er wohl!

Von Gottesgnaden Sänger
Und milder Kunst geweiht,
Durch schwere Pflicht — Bedränger
Gefallner Menschlichkeit:
Vielleicht vom bösen Diebe
Jetzt stockend angeschielt,
Indeß ein Lied von Liebe
Des Dichters Seele spielt;

*) Vergl. die Biographie Seite 381. (Anmerkung.)

Prärler-Manfred.

Das Eisen, das sie heut aus tiefem Schachte zerren,
Wird meinen Sarg dereinst als fester Nagel sperren.

Der Rasenplatz, an dem ich jetzt das Auge labe,
Wird aufgeschürft sodann zu meinem stillen Grabe.

Das Kind wird groß und seinem Geiste wachsen Flügel;
Es kommt vielleicht einmal an meinen kleinen Hügel.

Und spricht, nachdem es still in meinem Buch gelesen:
Ein Dichter ist er ganz und gut dabei gewesen.

Die Hexe.

(Aus „Sonnenberg" Siegen 1845. Friedrich.)

Hussa! die Hexen müssen brennen!
So schallt es gräßlich durch das Land;
Des Wahnes blinde Diener rennen
Mit Feuerbränden in der Hand.

Was Dummen irgendwo verdächtig,
Mißliebig was der Bosheit war:
Der Bonzen Arm, so streng und mächtig,
Beut jetzt erwünschte Rache dar.

Vereint mit weltlichen Gerichten,
Auflauern listig sie dem Schein,
Um zu verdammen, statt zu richten:
Gott mag den Hexen gnädig sein!

Graf Johann, blind von vielem Glauben,
Des frommen Wahnes frommer Mann,
Er mocht' in seinem Land erlauben,
Was schlaue Grausamkeit ersann.

O Fürsten, schwach durch eigne Räthe
Und nun durch die des Himmels gar:

Prärler-Manfred.

Ein Höfling und ein Pfaffe sä'te
Im Paradiese noch Gefahr!

Du Muse, löse nicht die Siegel
Vom grausen Bilde jener Zeit,
Das der Geschichte treuer Spiegel
Dem Fluch der Nachwelt hat geweiht!

Der Scheiterhaufen Schmachgepränge,
Das Flammenbett der Zauberei,
Nicht zieh', geadelt durch Gesänge,
Es an dem schönen Heut vorbei.

Zwar gält' es wohl, die Brust zu stählen
Und grell zu zeigen jenen Wahn,
Denn lauernd schleicht er an die Seelen
In anderm Kleid auch jetzt heran.

Doch ist es nur das letzte Zucken
Der Zwietracht, die sich bald erhellt,
Ein lächerlich Gespensterspuken,
Indeß der Geist längst Herr der Welt.

Ein Flüstern, das gar bald sich leget,
Wenn laut man aus die Losung spricht,
Die jetzt, in jedes Herz gepräget,
Uns leitet: Freiheit, Recht und Licht! —

Wie Blumen am Schaffot oft liegen,
Gestreut von unsichtbarer Hand,
Wie oft ein Witz mit kecken Zügen
Durch der Tragödie Ernst sich wand:

So schlingt um jener Trauertage
Cypressen sich ein froh Gerank,
Von einem Mädchen eine Sage,
Halb thränenwerth und halb ein Schwank.

Prärler-Manfred.

O sie war schön! sie hieß Susanne,
In Idstein wohl das schönste Kind,
Schlank, wie des Waldes schmucke Tanne,
Und stolz, wie es die Schönen sind.

Wie lieb und reizend Stirn und Wangen,
Das Haar so schwarz, so fein der Bau,
Der Leib ein anmuthvolles Prangen,
Das Auge groß und heiß und blau.

Wie hingen All' an ihren Blicken,
Wo sie erschien und wenn sie sprach,
Und eifernd um ihr freundlich Nicken
Zog ihr der Schwarm der Bursche nach.

Drum nannten Hexe sie die Dirnen,
Die Jünglinge wohl Zauberin,
Und eines Ritters heimlich Zürnen
Gab solchen Reden bösen Sinn.

Er warb um sie als geiler Buhle,
Sie aber ließ mit Hohn ihn ziehn:
Jetzt saß auch er im Richterstuhle,
Vor dem die Flammenopfer knien.

Ein Vorwand fand sich, eine Klage,
— Milch weigerte des Nachbars Kuh —
Und sieh, man schleppt am hellen Tage
Susanna schon dem Kerker zu.

Doch Frauenschönheit, sie verführet,
Und Wunder übt der Thränen Macht:
Der greise Wärter ließ, gerühret,
Entfliehen sie in nächster Nacht.

Wie eilte sie da rasch ins Freie
Und schritt am Bächlein dann bergauf,
Und durch der Bäume dunkle Reihe
Ging hastig ihr beschwingter Lauf.

Drärler-Manfred.

Die hohe Kanzel, bald erstiegen,
Erglänzt im gold'nen Morgenroth:
Hier will sie auf den Knieen liegen
Und Gott anflehen in der Noth.

Und fort nun von der schönen Stelle,
Waldein, waldaus, bergab, bergan,
Bis an des Salzbachs kleine Quelle
Und mit dem Bache weiter dann.

So durch des Waldes grüne Pforte
Kam sie nach Sonnenberg herab,
Wo eine Muhme ihr im Orte
Wohl heimlich Schutz und Obdach gab.

Gewagt schien das der alten Frauen,
Sie stieg zum Schlosse drum hinan,
Dem edlen Junker zu vertrauen,
Was sie aus Mitgefühl gethan.

Der hört' es, sah die schöne Dirne
Und ward im Herzen so entzückt,
Daß nach zwei Monden ihre Stirne
Er mit dem Brautkranz hat geschmückt.

O Hexerei der holden Mienen!
O Zauberwerk, das hier geschah!
Schutzflehend war sie erst erschienen
Und stand nunmehr als Herrin da!

Und Wunder wußte sie zu wirken,
Die eine deutsche Hausfrau übt:
Trost gab sie in der Burg Bezirken
So manchem Herzen, das betrübt;

Verherrlichte der Ihren Loose,
Beglückte liebend den Gemahl,
Und trieb, sie selber eine Rose,
Der holden Knospen reiche Zahl.

Prärler-Manfred.

Und als den Ritter, dessen Grollen
Sie einstmal in den Kerker stieß,
Der tapfre Gatte strafen wollen,
Da hinderte ihr Mitleid dies.

Wie glücklich, wer im Weltgetümmel
Sich lehnt an solchen Zauberstab,
Und wem der gnadenreiche Himmel
So wackere Gefährtin gab! —

— Was soll dies Bild, so hör' ich fragen,
Von Hexennoth und Liebestand,
Was soll's in unsern hellen Tagen
Heraufbeschworen an der Wand?

Meint ihr vom Wahn so frei die Zeiten,
Und pilgertet am Moselstrand?
Und hörtet Mährchen rings verbreiten
Vom wunderwirkenden Gewand?

Und seht die Scheiterhaufen schüren,
Worauf die Eintracht man gestellt!
An Rittern auch, die gern verführen,
Fehlt es fürwahr nicht in der Welt!

Und was bedeuten mag Susanne?
O stellt euch doch so einfach nicht!
Ihr kennt die Wahrheit, die im Banne,
Sobald ein freies Wort sie spricht.

Bald muß sie flüchten fort vom Harze
Und findet ein Asyl am Rhein,
Weil sie die Lüge dort, die schwarze,
Bedroht mit Kerker und mit Pein.

Bald muß sie anderwärts entfliehen,
Wo ihrem Zauber man erbebt,
Und in die fremde Ferne ziehen,
Wo sie ihr holdes Haupt erhebt.

Drärler-Manfred.

Wohl findet sie, die herrlich Schöne,
Bald einen Gatten, fest und stark,
Und schenkt ihm stolze, freie Söhne,
Verherrlichend ringsum die Mark.

Und wo sie wandelt, da gestaltet
Zur Insel der Glücksel'gen sich
Das Land, von ihrem Geist verwaltet,
Und windet Kränze feierlich.

Und die sie einst hinausgetrieben,
Die sehen, aber ach! zu spät,
Daß als ein Engel, um zu lieben,
Sie durch die Nacht der Erde geht.

O dringe überall die Klarheit
Mit ihrem Segen doch herein,
Und dürfe unbeirrt die Wahrheit
Uns eine deutsche Hausfrau sein!



Johann N. Vogl.

Die äußeren Erlebnisse eines Dichters sind so selten der wahre Maßstab dessen, was in seiner Seele webte und sich gestaltete, so selten der einzige offene und allein verständliche Commentar dessen, was er in Liedern und bunten Gestalten als sein zweites höheres Leben in die Welt hinaustreten läßt, daß es meist fast kaum der Mühe lohnt, seine Schritte von der Wiege an zu verfolgen. Wären poetische Empfindungen und Schöpfungsdrang, Intentionen die außer uns liegen, wären sie Gewohnheiten, in die man sich hineinlebt, oder Eigenschaften, die anerzogen werden, dann eher würde das Stillleben einer Poeten-Kindheit von einiger Bedeutung sein können, und es fänden sich weniger psychologische Erscheinungen und Räthsel zu lösen, als dieses im Allgemeinen der Fall ist. — Und nun erst bei einem österreichischen Dichter der Gegenwart, dessen Jugend in eine Zeit des geistig beschaulichen Lebens fällt, der Thaten nur noch als Kindermährchen erzählen hörte, und dessen eigenste That nur Gedanke zu bleiben ihm von früher Kindheit an anerzogen und eingeprägt ward. Es mag eine nicht uninteressante Bemerkung sein, daß die großen Pulsschläge der Zeit zu Anfang dieses Jahrhunderts so fast ganz spurlos an den specifisch österreichischen Dichtern vorübergegangen; — begreiflich wohl bei Jenen, die damals schon Jünglinge, entschuldigbar bei solchen, die noch Kinder, und deren Erziehung und Reife in jene farb- und leblose Zeit fiel, die zwischen den zwei großen Epochen unserer Geschichte, der napoleonischen und der konstitutionellen Zeit, mitten inne lag. Wenn man über dieses in der That bemerkenswerthe Faktum nachdenkt, daß eine große Zeit









nicht mehr große Dichtungen hervorgebracht, und wenn auch die Produktion durch äußere Mittel unterdrückt war, nicht wenigstens die Gedanken daran, wie verborgene Quellen in tiefer Waldeinsamkeit hervorbrechen ließ, so scheint es doch wieder, als ob dieser ewig waltende Geist der Zeit, der nur unter verschiedenen Formen immer aber und sicher seine Bahnen sich bricht, auch hier in Oesterreich den unbetretenen frischen und sicheren Pfad gefunden hätte. Das Geschlecht, das nicht Geschichte machen durfte, konnte aber Geschichte singen, und es dürfte vielleicht mehr als Zufall sein, daß die Ballade in Oesterreich ihren heimischen und wohlgehegten Platz fand. Was war das arme Lied damals anders als ein Mährchen, dessen Wirklichkeit ohnehin nie lebendig vor uns hintreten würde! Was konnte das Lied anders sein als eine Dichtung, und nur eine solche worin sich entweder die unschuldigen Ideen liebender Seelen, oder wenn es an die Geschichte, und in leisem Anklang an die Politik anlehnte, nur ein Nachklang einer feudalen Zeit, oder eine Periode religiösen Allglaubens, oder endlich mehr oder weniger immer eine Verherrlichung hoher Geburt, hoher Würde oder starken Glaubens sein durfte. Ballade und Legende, wie sie in Oesterreich auftauchte und gepflegt und gebildet ward, konnte nur in seltenen Fällen mehr als gereimte Geschichte, sehr wenig echte, klare, ergreifende und männliche Poesie werden; der österreichische Dichter durfte, wo er von Thaten sprach, wohl schöne Worte und Bilder, sehr wenig aber jene flammenden Ideen vor uns hinstellen, die ergreifen und rühren, zur Nachahmung auffordern, und aus sich selbst eine Welt von neuen Gedanken erwecken!

Wenn es nichtsdestoweniger einige österreichische Dichter unternahmen, das verfehmte Lied zu kultiviren, und neue Seiten zu finden wußten, um ihrem Volke in der Heldensage einer vergangenen Zeit die hoffnungsreiche Saat einer vielleicht späten Zukunft zu zeigen, so müssen wir ihr Streben, selbst in dem Falle wenn es nur ein unbewußtes gewesen, und mehr in dem frischen freien Wesen einer kräftigen Männlichkeit, als in diesem Selbstwissen des Zweckes den Grund gehabt hätte, doch freudig als jene hervorragende Erscheinungen begrüßen, welche zuerst es wagten im dichterischen Worte Gefühle der Selbstständigkeit und Mannhaftigkeit zu legen. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie viel poetischer Instinkt, wie viel Selbstbewußtsein dessen, was man erreicht, hiebei im Spiele waren, aber man wird es nicht leugnen, daß selbst wenn nur Ersteres der Fall sein sollte, doch ein Fond tiefer

Johann N. Vogl.

Poesie da sein muß, um eine Menschennatur ihrer selbst unbewußt zu überfluten, zu leiten, zu orientiren.

Als ich vor 15 Jahren das vielfach in Oesterreich angefeindete Buch „die Poesie und die Poeten in Oesterreich" schrieb, jenes erste Buch über unser bis dahin in Deutschland so wenig gekanntes Vaterland, dessen unerwarteter Erfolg dann eine ganze Literatur über Oesterreich, theils kritischer, theils politischer Art nach sich zog, damals schon widmete ich J. N. Vogl einen größeren Abschnitt meines Buches, als so manchem anderen Namen, und markirte in ausgeführteren Umrissen das Bild seines literarischen Strebens und seiner Stellung, die man so treffend mit „Vater der österreichischen Ballade" bezeichnen konnte. Seit dieser Zeit hat Vogl's Talent sich vielseitig ausgebildet, an Breite und Höhe bedeutsam zugenommen — ob die Tiefe nicht manchmal dabei gelitten, will ich dem strengen Kritiker seiner Werke überlassen. Der Zweck dieser Blätter ist ohnehin weniger ein kritisches Eingehen in des Dichters Werke, als einen Abriß seines Lebens, eine Uebersicht seiner Leistungen, als aus der Gesammtheit dessen, was er geschaffen, in Verbindung wie zum Theil sein äußeres Leben auf die Schöpfungen eingewirkt haben mag, ein totales Bild seiner dichterischen Individualität zu geben. Es ist dieses bei jedem Dichter mehr oder weniger zum Verständniß seiner Schriften nothwendig, und wenn auch, wie ich schon oben bemerkte, der österreichische Dichter bisher selten ein reiches Leben hatte, um so mehr sind es oft kleine Episoden, einzeln hervortretende Daten, welche eine oder die andere Schöpfung näher erklären.

J. N. Vogl ist im November 1802 als der Sohn eines der geachtetsten Wiener Bürger, des Kaufmanns und langjährigen Vorstehers der Wiener Leinwandhändler, Herrn Martin Vogl, geboren. Schon in seiner frühesten Jugend offenbarte sich bei ihm ein vorherrschender Sinn für bildende Kunst, welcher in dem Knaben das Verlangen Maler zu werden mächtig anregte. Dem bürgerlichen Sinne seines Vaters widerstrebte aber eine Standeswahl, die in damaliger Zeit noch prekärer schien als heute zu Tage, und da der junge Mensch aber zum Kaufmann, zum Erben der angesehenen Firma seines Vaters eben auch nicht viele Lust zeigte, wurde beschlossen, daß er in den Beamtenstand treten sollte. Schon als Knabe ein Liebling des im Hause seines Vaters wohnenden Landmarschalls Graf Cavriani, war es dieser, durch dessen Verwendung der junge Vogl in seinem siebenzehnten Jahre, nach den zurückgelegten erforderlichen Studien, in die Dienste der n. ö.

Johann N. Vogl.

Landstände trat, worin er sich auch jetzt noch, nach einunddreißigjähriger Verwendung befindet.

Man sieht also, das Leben unseres Dichters ist ein bescheiden stilles, wenn man es nach dem bemißt, was es an großen Thatsachen nicht geboten. Je ruhiger aber seine Tage im einförmigen Gange eines gewohnten Geschäftslebens dahin flossen, desto freundlichere Gelegenheit war ihm geboten, jenem unbestimmten schöpferischen Drange, der sich als Lust zur Malerei zu allererst in ihm geäußert, mehr nachzuhängen, ihn weiter zu verfolgen, und aus dem unbewußten Triebe zur Klarheit über das, was er anstrebte, zu gelangen. Der vielfach verkannte Hormayr, der freundliche Pfleger so manches strebenden Talentes ward auch unserem Vogl ein theilnahmsvoller, fördernder Freund. Hormayr gab damals die im Einzelnen vortreffliche Zeitschrift „Vaterländisches Archiv" heraus, und ebenso wie Vogl mit Duller und Scheiger zu den fleißigsten Mitarbeiten desselben gehörte, so wurde dadurch auch bald in ihm eine große Vorliebe für Geschichte, Topographie und Statistik geweckt, ein Studium, das durch die freundliche Zuvorkommenheit des gelehrten Universitäts-Bibliothekars, Dr. Riedler, noch mehr genährt wurde. Neben diesen waren jedoch Literaturgeschichte und Aesthetik vorzugsweise die Gegenstände, denen er die meiste Aufmerksamkeit schenkte, ohne aber die poetischen Arbeiten, welche er damals schon sehr fleißig schuf, deswegen auch nur im Entferntesten zu vernachlässigen. Es war vielmehr ein Schaffensdrang und eine Raschheit der Ausführung bei ihm vorhanden, die von der reichen unerschöpflichen Produktionskraft das vollkommenste Zeugniß gab. Zahlreich und leicht wie Champagnerperlen sprudelte der Quell seiner Lieder in ihm empor, und mehr oder weniger trat in den meisten jenes mannhaft kräftige Element heraus, das in dem eigensten Wesen seiner Individualität ruhend, diesen Gedichten jene ursprüngliche Frische, diese klare Anschaulichkeit eines Begebnisses verlieh, wodurch er fast unbewußt zur epischen Gestaltung im Kleinen, zur Ballade hingedrängt wurde. Eine so durch und durch klare gesunde Natur wie Vogl mußte schon seinem ganzen Wesen nach, auch in seiner Poesie klar, gesund und entschieden sein, und deswegen finden wir ihn auch viel weniger heimisch auf dem Felde der eigentlichen Lyrik, da wo es sich mehr um ein reines Gefühlsleben handelt, als in der epischen Dichtung, wo die kraftvolle That in markigen Worten vergeistigt werden kann.

Ohne es vielleicht selbst zu wissen, warf Vogl gleich durch seine

Johann N. Vogl.

ersten Gedichte einen brennenden Zunder in die Seelen vieler jungen strebenden Leute. Das Feld, auf welchem er sich so glücklich bewegte, es war in Oesterreich noch so wenig angebaut. Nur zwei hervorragende Sänger waren im heimischen Dichterwalde vor ihm aufgetreten, und hatten ähnlichen Weg verfolgend, schnell die Herzen ihrer Landsleute gewonnen. — Egon Ebert in Prag durch seine eben auch mehr epischen als lyrischen Gedichte und sein Heldenlied „Wlasta," und Zedlitz durch seine „Todtenkränze." Es waren die hereinbrechenden Sonnenstrahlen eines neuerwachten Lebens, das im Liede sich zuerst Bahn machte, es waren die ersten Wegweiser auf einer neuen Straße, die bei dem Jugendmuthe und der Begeisterung so vieler talentvoller Jünger, nicht anders als einflußreich wirken konnte. Vogls Gedichte, welche ziemlich zahlreich in den verschiedenen Journalen und Taschenbüchern Oesterreichs und Deutschlands erschienen, machten seinen Namen bald zu einem bekannten und beliebten, und so manches was dem Deklamator entgangen, eignete sich der Compositeur zu, so daß es wenig Dichter geben mag, deren Lieder so stark mit Sangweisen begleitet ins Volk gedrungen, als eben Vogl. Ob dabei nicht auch des Dichters anregende Erscheinung, ob jene freundlichen Zusammenkünfte, wo sich um ihn, vorzüglich im Anfange der dreißiger Jahre eine ganze Dichter- und Musikerzunft sammelte, etwas beigetragen haben mag, ist eben so möglich, als es gewiß ist, daß Vogl nicht geringen Antheil an dem Aufschwunge jüngerer Liederkomponisten in Wien hatte. Es war ein gegenseitiges Anregen zum Schaffen, wobei nur immer die Kunst selbst gewinnen mußte. Und diese kleine Sängertafel — wie viele schöne Talente hat sie hervorgebracht! Stelzhamer, Duller, August Schmidt, Schumacher, Sauter, sind die bekannteren aus jenem heiteren Poetenkreise, und von den Compositeuren wem sind da nicht die Namen Proch, A. Müller, Titl, Hölzl, Dont bekannt?

Damals in der sogenannten vormärzlichen Zeit konnte ein solch kleiner harmloser Verein sich durch mehrere Jahre erhalten, und im gegenseitigen Wetteifer immer neue Blüthen der verwandten Künste treiben — jetzt hat man freilich die Naivität des Gemüthes für solche „Spielerei" verloren, und Poesie flüchtet scheu vor der hohläugigen Weltverbesserungskunst!

Eine eigenthümliche Seite Vogl'scher Poesie bilden seine Lieder aus Ungarn. Mit Lenau und Beck ist er der dritte im Bunde, der Ungarns Größe und der Steppe Pracht so echt ungarisch ergreifend

Johann N. Vogl.

darzustellen vermag. Die meisten seiner Lieder aus Ungarn wurden ins Ungarische übersetzt, und die Magyaren waren es, welche den deutschen Poeten ihren „Dichter der Steppe“ nannten. Ihm war Ungarn nicht das geheimnißvoll verschlossene Wunderland mit seinen prachtvollen Sagen, seinen unendlichen Ebenen, seiner Poesie der Einsamkeit; er kannte das Land aus eigener Anschauung, das Land und seine Bewohner, alt und jung, den Krieger wie den flinken Czikos. Daß Vogl eine so große Vorliebe für Ungarn faßte, kam wohl daher, daß er schon als Kind von sechs Jahren mit seiner Mutter, einer gebornen Ungarin, dahin kam. Fast jährlich zog es ihn später in diese Gegenden, und manche seiner reizendsten Gedichte sind auf diesen Wanderungen entstanden, manches Abentheuer wurde vollführt, das nur eine Natur wie unser Dichter bestehen konnte. Mit Franz Fitzinger einst im Hansäg wandernd, sprang ein Wolf aus dem Rohre. Vogl bemerkte ihn kaum, als er ihn in aller Hast, obgleich unbewaffnet verfolgte, und das Thier entfloh. Als Fitzinger ihm Vorwürfe machte, sagte er: daß er sich schämen müßte, einen Wolf nicht zu verjagen, da im Geburtsorte seiner Mutter ein achtjähriger Knabe eine Wölfin fing, und sie so lange festhielt, bis Leute kamen und sie erschlugen. — Möge sich an dieses eine Abentheuer, das Vogl ganz im Uebermuthe seiner Kraft charakterisirt, noch ein anderes schließen, das freilich viel trauriger hätte ausfallen können, und zur Zeit nicht geringes Aufsehen in Wien machte. Im Jahre 1847 besuchte er mit dem Maler Mannsfeld und noch einem Reisegefährten das Kohlenbergwerk zu Leding bei Pitten. Vogl ließ sich bewegen, sich mit Mannsfeld in einem Kübel in die Höhe ziehen zu lassen. Ungefähr sechs Klafter heraufgekommen, überfiel Vogl's Gefährten der Schwindel, so daß er vom Stricke losließ und unfehlbar in den Abgrund gestürzt wäre, wenn ihn nicht in demselben Augenblicke Vogl erfaßt hätte. Durch diese Bewegung aber war seine eigene Lage eine verzweifelte geworden, da er mit dem einen Arm den Gefährten umfangend, mittelst des andern Armes ihn und sich freischwebend in der Luft erhalten mußte. Das Fürchterliche der Lage vermehrte noch der Umstand, daß in Folge des Uebergewichtes Vogl fortwährend an die Felsenwand geschleudert, oder an derselben hinaufgeschleift wurde. Schon begannen die Kräfte seines so heftig angestrengten Armes zu schwinden, und die in dem Schachte Befindlichen, so wie die an der Winde Beschäftigten gewärtigten jeden Augenblick zwei zerschmetterte Leichen zu erblicken. Der Himmel verhütete jedoch das Unglück. Nahe

Johann N. Vogl.

an der Oberfläche erfaßten kräftige Arme die Gefährdeten, und das Buch das Vogl eben damals schrieb, „Bergmannssagen" wäre durch einen verhängnißvollen Zufall bald sein Schwanenlied geworden.

Mit derselben Meisterschaft, wie Vogl Sprache und Vers in seinen eigenen Gedichten behandelte, mit derselben Leichtigkeit bewegte er sich auch als Uebersetzer, vorzüglich aus dem Spanischen. Die erste Anregung dazu erhielt er durch den trefflichen unglücklichen Benediktiner Michael Enk, der seine deutschen Balladen besonders würdigte, und auf dessen Aufforderung er dann einen Cyclus aus der Sammlung Romances viejos von Grimm übersetzte. Einige Jahre darauf besuchte Vogl das Kloster Melk, um Enk persönlich kennen zu lernen. Dieser empfing ihn wie einen alten Freund, und zeigte auf den eisernen Ofen in seiner Zelle, indem er sagte: „Sehen sie diesen Ofen, da drin habe ich meine Uebersetzung spanischer Romanzen verbrannt, als ich die Ihrigen gelesen hatte." Ueberhaupt waren neben seinen historischen Studien auch noch Sprachforschungen und Uebertragungen ihm Lieblingsfach, und seine Freunde, der ausgezeichneten Linguist Huber, jetzt Generalconsul in Alexandrien, und der herrliche Denker Ernst v. Feuchtersleben, zuletzt Unterstaatssekretär im Ministerium des öffentlichen Unterrichtes († 1849) übten darin nicht unbedeutenden Einfluß auf ihn. In den letzten Jahren noch beschäftigte ihn eine Uebertragung des Heldenliedes des Marko Kraljevic aus dem Serbischen, eine der herrlichsten Blumen epischer Poesie aller Nationen.

Vogl's Dichterruf ist ein weit über die Grenzen Oesterreichs und Deutschlands verbreiteter. Wie später Grün und Lenau als ein Dioskurenpaar am österreichischen Dichterhimmel, nannte man früher Vogl und J. G. Seidl, und bereits im Jahre 1836 wurden Gedichte von ihm ins Französische, später viele seiner schönsten Balladen ins Englische und Italienische übersetzt. Es wurde nirgends der österreichischen Poesie gedacht, wo nicht Vogl's Name mit genannt wurde, und das Mitglied der französischen Akademie Mollevaut übersetzte Mehreres von ihm, wovon wir als ein Muster einer vortrefflichen Uebersetzung das Gedicht „die Leichenfrau" citiren. Mollevaut sagte darüber: wenn man dieses Gedicht liest, wird man alles kennen, was das Genie des Schmerzes und der Poesie Vorzügliches leisten kann.

Johann N. Vogl.

L'Ensevellisseuse.

(Traduit de l'Allemand de J. N. Vogl.)

Sous un toit délabré, seul bien héréditaire,
Un soir, la vieille Marthe, assise loin de nous,
Lisait, en excitant sa lampe solitaire,
Le livre des chrétiens, posé sur ses genoux.

Sur un noir vêtement sa chevelure tombe,
Et sa blancheur augmente, unie au sombre deuil;
Son miserable corps, incliné vers la tombe,
Tremble du froid sifflant, qui glisse sous le seuil.

Quand sur elle on arrète une vue effrayée
A la terreur, qui glace et la voix et les pas,
On croit, que des vivans, o mort! tu l'as rayée,
Car elle te ressemble, et ne te quitte pas.

Mais lorsqu'en sa tristesse elle est anéantie,
Quel sourire d'amour s'épanouit, joyeux,
Si, relevant un peu sa tête appesantie,
Vers un réduit humide elle tourne les yeux.

Le sommeil y berçait sa fille bien aimée,
Plus riche de candeur que le lis virginal,
Plus brillante que l'ange á la robe enflammée,
Et d'un plus doux parfum qu'un parfum matinal.

A l'or de ses cheveux un léger noeud s'enlace,
De son beau sein un voile entoure la fraicheur,
Et ses contours naissants, que sa mère délace,
De l'albatre veineux éclipsent la blancheur.

La vieille regardait sa chère Madelaine,
Et ses yeux attendris la regardaient toujours:
C'est prés de ce coeur seul qu'elle reprend haleine,
C'est l'astre de ses nuits, le flambeau de ses jours.

Johann N. Vogl.

„Oui, je vais pour toi seule, avec un saint courage,
Mendier des trépas sur le seuil étranger,
Et briguer humblement cet effroyable ouvrage,
Dont le plus vil mortel ne se veut point charger."

„Je vais, pour toi, veiller, et sans plainte et sans morgue,
Sur le plus dur grabat le pauvre croupissant;
Pour toi, je vais laver, dans une infecte morgue,
La raideur d'un cadavre, à l'aspect repoussant."

„Fidèle à l'affreux soin de l'ensevellisseuse,
Je monte sans rougir, le sombre corbillard,
Et ma main, qui pour toi n'est jamais paresseuse,
S'allonge, avec respect, vers l'aumône d'un liard."

„Ah! pour toi, du trépas la plus humble servante,
Je l'aide, nuit et jour, sans pleur et sans remords,
Et ta mère désire être seule savante
En l'art, si méprisé, d'ensevelir les morts."

„Mais, o misère! en vain de douleurs tu me navres:
Et tes embrassements, ô mort! doivent finir:
Tu m'as presque compté, sur le flanc des cadavres:
L'argent qui de ma fille assure l'avenir."

„Au jour premier de l'an, oui, j'en ai l'assurance,
Les vivans n'oseront m'appeler leur rebut;
Je n'aurai plus besoin, martyre de souffrance,
Sur l'avare tombeau de lever un tribut."

Profondément émue, ainsi parlait la vieille,
Et, les yeux attachés sur un enfant chéri.
Elle continuait sa prière et sa veille,
Tant que vint l'endormir le sommeil attendri.

Objet de tant de voeux, le nouvel an arrive,
Et la nuit, qui doit mettre un terme a ce long deuil,

Johann N. Vogl.

Des frimas de l'hiver couvre la froide rive,
Dont le blanc monotone attriste le coup-doeil.

Phébé versait, tremblante, une pâle lumière,
Et sous les plis etroits d'un malheureux lambeau,
Aux fentes des volets de la pauvre chaumière,
On voyait vaciller la lueur d'un flambeau.

Sa fille, chaste vierge, en silence repose,
Comme un ange de paix aux célestes pourpris;
Mais sur un teint d'albâtre on ne voit plus de roses,
Sa lèvre n'offre plus la grâce du souris.

Elle etait, sans habits, sur un lit étendue;
Son sein ne battait point sous les pudiques draps;
Sa longue chevelure entourait, épandue,
La neige de son col, l'ivoire de ses bras.

Ses yeux, naguère, hélas! si bleus, si diaphanes,
O mère! sont fermés, malgré tes longs sanglots! —
Comme si la fureur de quelques mains profanes
Eût creusé leur orbite, avant qu'ils fussent clos.

L'inconsolable mère, et muette et courbée,
Le coeur meutri cent fois par le trait infernal,
Dans un dernier devoir, tout entière absorbée,
Penche un livide front sur ce front virginal.

Elle lavait ce sein, que tant d'appas décore,
Appelait son enfant qui ne repondait plus,
Et puis pleurait, lavait, pleurait, lavait encore,
Et mêlait d'amers pleurs à des cris superflus.

La lampe du cercueil, dont palit le feu sombre,
Semblait aussi la suivre en la nuit du trépas;
Mais la mère toujours, toujours lavait dans l'ombre,
L'aissait mourir la lampe, et ne la voyait pas.

Johann N. Vogl.

Incessament, hélas! les larmes maternelles
Inondaient à la fois et l'enfant et le lit,
Et nul n'en vint tarir les sources éternelles!! —
Ce fut le dernier mort que Marthe ensevelit.

Vogl ist aber nicht allein einer der bekanntesten, er ist auch einer der fruchtbarsten, wenn nicht der fruchtbarste aller österreichischen Dichter. Es dürfte gewiß den Freunden der Literatur und Poesie angenehm sein, ein vollständiges Verzeichniß aller von ihm erschienenen Werke zu besitzen. Es erschienen von ihm der Reihe nach:

1830 Fruchtkörner aus deutschem Grund und Boden. Ein Volksbüchlein, Zeitsprüche und Lebensregeln enthaltend. Leipzig, Cnobloch.

1834 Oesterreichisches Wunderhorn. Taschenbuch epischer Dichtungen. Wien, Gbelen.

1834 Das Mädchen von Gloggnitz. Wien, Ludwig. Zum Besten einer durch Feuer verunglückten Familie in Gloggnitz.

1835 Frauenlob. Taschenbuch. Wien, Ludwig. Fortsetzung 1836, 1837, 1838.

1835 Balladen und Romanzen. Wien, Wallishausser. (1841 zweite durchgesehene Auflage derselben. Zu Paris auch in einer französischen Uebersetzung.)

1836 Lyrische Blätter. Wien, Rohrmann. (1844 zweite vermehrte Auflage unter dem Titel „Lyrische Dichtungen").

1836 Der Minstrel. Taschenbuch epischer Dichtungen. Wien, Benedikt. (1839 zweite Auflage).

1837 Balladen und Romanzen. Neue Folge. Wien, Wallishausser.

1837 Volksmärchen, slavische. Wien, Tendler.

1837 Novellen. Wien, Rohrmann.

1837 Der Retter. Episches Gedicht mit Musik vom Kapellmeister Müller, zum Besten der durch Wasser Verunglückten in Pesth.

1837 Sämmtliche dramatische und poetische Werke von Ferd. Raimund mit einer biographischen Skizze. 4 Bände. Wien, Rohrmann.

1839 Klänge und Bilder aus Ungarn. Mit dem Portrait des Verfassers. Wien, Tendler. (Mehrfach übersetzt, auch in das

Johann N. Vogl.

Russische durch Obadowski.) 1844 zweite vermehrte Auflage. 1847 dritte stark vermehrte und illustrirte Ausgabe. Wien, Strauß.

1839 Der Josephsberg bei Wien und seine Schicksale. Erinnerungsblätter für die Besucher desselben. Wien, Pfautsch.
1845 Der Kahlenberg und seine Bewohner. (Zweite vermehrte Auflage des Josefsberges). Wien, Sommer.
1846 dritte Auflage. Mit Uebertragung von Originalurkunden der Camaldulenser.

1839 Der fahrende Sänger. Nachbildungen aus dem Schwedischen, Englischen, Spanischen, Serbischen 2c. Wien, Wallishausser.

1840 Erzählungen eines Großmütterchens. Wien, Tendler.
1844 zweite Auflage.

1841 In diesem Jahre wurde Vogl mittelst damals üblichem Dekret der Polizeihofstelle zum verantwortlichen Redakteur und Mitherausgeber der Zeitschrift „Oesterreichisches Morgenblatt" ernannt, welchem Institute er durch die Jahre 1842 bis 1848 auf eine ehrenvolle Weise vorstand, im Jahre 1848 aber dasselbe aus eigenem Antriebe und mit Vorbehalt künftiger Herausgabe zu erscheinen aufhören ließ.

1841 Balladen und Romanzen, neueste Folge. Wien, Wallishausser.

1841 Neue Erzählungen und Novellen. Wien, Wallishausser.

1841 Die ältesten Märchen der Russen. Wien, Pfautsch.

1841 Historische und topographische Merkwürdigkeiten aus der Umgegend Brünns. Mit 10 Kupferstichen. Wien, Rohrmann.

1841 Neuer Liederfrühling. Wien, Wallishausser.

1842 In diesem Jahre übernahm Vogl zum Besten der betagten Schauspielerwitwe Ziegelhauser die Herausgabe des von ihrem Gatten gegründeten Taschenbuches „Thalia" welche Herausgabe er unterstützt von den meisten Dichtern und Schriftstellern Wiens zu demselben Zwecke durch die Jahre 1843, 1844, 1845, 1846, 1847, 1848 und 1849 besorgte.

1843 Die kleine Marketenderin, Liedercyklus mit Compositionen sämmtlicher Kapellmeister der k. k. österr. Armee. Wien, Strauß.

1843 Neueste Dichtungen. Pesth, Heckenast.

Johann N. Vogl.

1843 Blätter und Trauben. Gesellige Lieder mit Compositionen von 50 der vorzüglichsten Compositeurs. Wien, Strauß. 1844 zweite Auflage. Wien, Jasper.

1844 Trommel und Fahne, zweite Auflage der Marketenderin. Wien, Jasper.

1844 Deklamatorium für die Jugend. Wien, Tendler. 1845 zweite Auflage der kleine Deklamator. Bei demselben.

1844 Schatten. Novellen und Erzählungen. Wien, Jasper.

1844 Karthäusernelken. Sagen und Legenden aus der christlichen Vorzeit. Wien, Strauß. Der ganze Ertrag vom Verfasser zum Besten der durch Feuer verunglückten Sieveringer bestimmt und abgeführt.
1845 zweite Auflage.
1847 dritte Auflage mit prachtvoller Ausstattung.

1845 Oesterreichischer Volkskalender, zur Belehrung und Erheiterung mit Xylographien und Musikbeilagen. Wien, Sommer. Fortgesetzt mit immer steigendem Beifall durch die Jahre 1846 bis 1850.

1845 Domsagen. Nebst Baugeschichte und Beschreibung des Stephansdoms. Wien, Haas.
1846 zweite Auflage. Wien, Sommer.
1847 dritte Auflage. Wien, Sommer.

1845 Liedertafel. In zwanglosen Heften, mit Compositionen der ersten Compositeurs der Gegenwart. Wien, Witzendorf.

1845 Deutsche Lieder. Jena, Mauke.

1845 Balladen und Romanzen, dritte sehr stark vermehrte Auflage, mit dem Portrait des Verfassers. Wien, Wallishausser.

1846 Frauenrosen. Erklärende Gedichte zu einer Sammlung von Frauenbildern gezeichnet von Decker und Anderen. 2 Hefte. 1850 zweite Auflage.

1846 Liedertafel. Romanzen, Lieder und Singquartette. Wien, H. F. Müller. 1. Heft. Das zweite Heft wird so eben bei demselben zur Herausgabe vorbereitet.

1849 Soldatenlieder. Mit Bilder und Singweisen. Wien, Gerold.

1849 Aus der Teufe. Bergmännische Dichtungen mit Xylographien und Singweisen. Wien, Gerold.

1850 Soldatenkalender. Wien, Sollinger.

1850 Der Generalsbefehl. Volksdrama in drei Akten. Wien, Pichler.

Johann N. Vogl.

(Im k. k. p. Theater in der Josephsstadt zur Gastvorstellung Wilh. Kunst's mit Beifall gegeben.)

1850 Schnadahüpfln. Mit Xylographien und Volksmelodien. Ein Beitrag zur Geschichte österr. Volkspoesie. Wien, Tendler.

1850 Scherzhaftes. Mit vielen Illustrationen von Cajetan und Geiger. Wien, Sollinger.

Außer dieser zahlreichen Sammlung bereits erschienener Werke, hat der Fleiß unseres Dichters noch mehrere größere Arbeiten vollendet, welche fast sämmtlich zum Drucke bereit in seinem Pulte liegen. Es sind dieses theils poetische, theils historische Werke, so wie auch einiges Dramatisches. Wir nennen davon, um das Verzeichniß sämmtlicher produktiven Thätigkeit Vogl's zu vervollständigen. — Marco Kraljevich. Ein serbisches Heldengedicht. — Passifloren, ein Sagencyklus aus der Leidengeschichte Jesu. — Klosterneuburg. Ein Balladenkranz. — Blumen. Romanzen, Lieder und Sprüche. — Vierzig Lieder eines armen Poeten. — Die Hexensage und ihre Denkwürdigkeiten. Ein Beitrag zu Geschichte des Zauberglaubens und der Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. — Und von Dramen, jenem Genre, worin er in neuester Zeit sich glücklich zu bewegen beginnt: Die Todtenmütze. Lyrisches Volksdrama in 3 Akten. — s'letzti Mal. Szenen aus der österreichischen Gebirgswelt. — Die stumme Magd. Liederspiel in 2 Akten. — Der Gefangene in Sicilien. Schauspiel in 3 Akten (nach dem Französischen).

Daß bei solcher Produktivität und dem großen Beifalle, mit welchem der größte Theil der poetischen Werke Vogl's aufgenommen wurde, es auch nicht an all jenen Zeichen äußerer Anerkennung fehlen konnte, ist leicht begreiflich. Kaiser Ferdinand ließ dem Dichter im Anfange des Jahres 1848 sein Allerhöchstes Wohlgefallen über sein literarisches Streben zu erkennen geben, geruhte dessen sämmtliche Werke in seine Hausbibliothek aufnehmen und dem Verfasser ein werthvolles Geschenk übersenden zu lassen. Ebenso hatte sich Vogl des allerhöchsten Wohlwollens Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter zu erfreuen, welche ebenfalls wie auch Se. kais. Hoheit der Erzherzog Karl, mehrere Werke desselben in ihre Bibliothek, so wie dessen Portrait in ihr Archiv aufnahm. Sein eigenes Album enthält eigenhändige, schmeichelhafte Zuschriften von Sr. kais. Hoheit dem Erzh. Stephan, der Großfürstin Olga, dem Herzog Leopold von Baiern, Baron v. Doblhoff 2c. 2c. Ebenso beeiferten sich viele Akademien und Gelehrten-Vereine des In- und Auslandes den gefeierten Dichter in die Zahl ihrer Mitglieder zu

Johann N. Vogl.

setzen. Bereits im Jahre 1845 erhielt er von der Universität Jena das Diplom eines Doctors der Philosophie, ferner die Diplome von dem historischen Vereine von und für Oberbaiern, des Pegnischen Blumenordens in Nürnberg; der Academia dei Arcadii in Rom; der praktischen Gartenbaugesellschaft zu Frauendorf; vom Museum Francisco-Carolinum in Linz; von den historischen Vereinen für Oberpfalz und Regensburg, für Unterfranken und Aschaffenburg, von Schwaben und Neuenburg, für Steiermark, Kärnthen und Krain, von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg und von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen in Riga, von der Philharmonischen Gesellschaft zu Laibach und den Musikvereinen in Klagenfurt und Gratz 2c. 2c.

Ohne daß also bedeutende äußere Ereignisse auf sein Leben einwirkten, war es ihm gegönnt einen Platz in vorderster Reihe der Dichter deutscher Nation sich zu erringen, und jene wunderbare Leichtigkeit des Schaffens, welche ihm eigen, verbunden mit der genauesten Kenntniß des Volksgefühles und der Volksanschauung, werden seine Lieder noch leben lassen, wenn manch Anderer, jetzt stolzerer Name schon verweht sein wird. Er war ein echter Volksdichter! das wird der schönste Name sein, den eine spätere Literaturgeschichte ihm nachrufen wird!

Julius Seidlitz.

Johann N. Vogl.

Lyrische Gedichte.

(Zweite Auflage. Wien 1844. Rohrmann.)

Silvanus.

Ich bin der Gott des Waldes,
Und ruf' dich, Mensch, herbei,
In meinem Reiche hallt es
Von frohem Jubelschrei.

Der Baum wird dich begrüßen,
So wie ich's ihm befahl,
Den duft'gen Kelch erschließen
Wird Blümlein dir im Thal.

Das Vöglein wird dir bringen
Gar fröhlichen Willkomm,
Und süß wird dir erklingen
Ein reicher Liederstrom.

Schau rings die Schattenräume,
Sie laden dich zur Rast,
Es harren süße Träume
Auf den geliebten Gast.

D'rum säume du nicht lange,
Es welkt das Laub gar bald,
Und folg' dem süßen Klange
Zum schönen grünen Wald.

Ich selbst, der Gott des Waldes,
Ich lade ja dich ein,
Laut klingt es schon und hallt es,
Nur rasch, nur rasch herein!

Ausgang.

Im Freien, ach, im Freien,
Wie ist's nun grün und licht;
Im Maien, ach, im Maien,
Wer möchte wandern nicht?

Grüß' Gott, ihr lieben Haine!
Grüß' Gott, du dunkler Wald!

Johann N. Vogl.

Ihr Dörfer und ihr Raine,
Ihr Berge, grau und alt!

Nicht länger konnt' ich tragen
Die Sehnsucht in der Brust;
Wer fänd' bei solchen Tagen
In dumpfen Häusern Lust?

Nun rauscht, ihr grünen Bäume!
Nun duft', du bunter Hain!
Nun schließt, ihr lieben Räume,
Nur gar den Wand'rer ein!

Nun singt die hellsten Lieder,
Ihr Vöglein in den Höh'n!
Wer weiß es, ob wir wieder
Uns je so fröhlich seh'n?!

Waldwärts.

Waldwärts, waldwärts geht mein Pfad,
Wenn der Lenz, der Lenz sich naht,
Wenn der Himmel blau und klar,
Waldwärts, waldwärts immerdar.

Lustig rauscht behend und hell
Bergesab zum Wald die Well',
Wandervogel, froh und frei,
Fliegt zum frischen Wald im Mai.

Wolke selber ohne Ruh'
Schifft dem fernen Buhlen zu,
Und an seine starke Brust
Wirft sie sich voll Liebeslust.

Johann N. Vogl.

Seh' ich fern' in Morgens Glüh'n
Auf dem Berg' das frische Grün,
Ach, da zieht's auch mich mit Hast
Waldwärts, waldwärts ohne Rast!

Ermunterung.

Lustig, lustig, wer zum Wald
Seine Schritte wendet,
Naht der Winter rauh und kalt,
Ist die Lust geendet.

Jetzt doch pranget noch der Baum
Rings voll grünen Zweigen,
Und selbst aus dem Felsensaum
Will ein Blümchen steigen.

Vogelsang klingt an mein Ohr,
Zaubervolle Klänge!
Und der Falter fliegt empor
Aus der finstern Enge.

Auf, mein Herz, nur frisch und frei,
Laß' nun all dein Brüten!
Ringsum webt und lebt der Mai,
Sprossen Blum' und Blüthen.

Frisch ergrün' es nun in dir,
Frisch und lenzeshelle,
Wie es in dem Walde hier
Grünt an jeder Stelle.

Nimmer finde du die Spur
Zu den alten Schmerzen:
Grünen soll's auf jeder Flur,
Und in jedem Herzen!

Johann N. Vogl.

Im Wald.

Im Wald,
Im Wald
Ist Lust und Fried',
Da schallt,
Da hallt
Der Vöglein Lied.

Da klingt
Und springt
Manch' munt'rer Quell,
Und schlingt
Und ringt
Zum Thal sich hell.

Im Wald,
Im Wald
Voll Lust und Fried',
Da schallt
Und hallt
Erst recht das Lied.

Da klingt
Und springt
Der Dichtung Quell,
Und dringt
Beschwingt
Ins Leben hell.

Waldliebe.

Fort, nur fort, durch Busch und Zweige,
Eh' die flücht'ge Lust entweicht,
Leert den Becher bis zur Neige,
Den Natur uns liebend reicht.

Frisch getrunken, nur getrunken,
Frühlingshauch und Bergesluft,
Und gesunken, frisch gesunken
Hin in Moos und Gräserduft.

Frei und froh, wie Horneskläge,
Möcht' ich wohl den Wald durchzieh'n,
Schmeichelnd durch die Thalesenge,
Hallend durch die Klüfte flieh'n.

Wie die frühe Morgensonne
Voll von sel'gem Liebesglüh'n,

Möcht' ich tauchen, o der Wonne!
In das reiche, junge Grün.

Möchte, wie der Sturm erbrausend,
Wald! o Wald! voll wilder Lust,
Jubelnd, wühlend, flügelnd, sausend,
Werfen mich an deine Brust!

Waldconcert.

Herr Frühling gibt jetzt ein Concert
Im Saal zum grünen Wald;
Geladen wird von ihm dazu,
Sehr höflich, Jung und Alt.

Die Demoiselle Lerche singt
Das allererste Stück,
Und wie sie, still vertrauend, hofft,
Mit ihrem alten Glück.

Ein niegehörtes Solo trägt
Sodann Herr Kukuk vor,
Doch wagt er, aus Bescheidenheit,
Sich nicht aus Busch und Rohr.

Schwarzplättchen wird nach kleiner Frist,
So viel es nur vermag,
Erlustigen die Hörer all'
Mit lautem Trillerschlag.

D'rauf folgt ein scherzhaft Quodlibet,
Betitelt: Lieb' und Mai,
Herr Kibitz, Specht und Stieglitz ist,
So wie Herr Fink dabei.

Auch wirkt die Dame Drossel mit,
Frau Elster und Herr Staar,

Und ungenannter Herr'n und Frau'n
Noch eine ganze Schaar.

Auf dieses folgt noch ein Concert
Von Fräulein Nachtigall,
Das Accompagnement dazu
Ist von Herrn Wiederhall.

Und wenn sich euer Ohr dem Sang
Noch leihen mag und will,
Folgt noch zum Schlusse ein Terzett
Von Frosch, Cicad' und Grill'.

Auch bleibt zu melden, daß der Saal
Ganz neu erst decorirt,
Und reich mit Blumen aller Art
Geschmückt und ausspalirt.

D'rum komme, wer ein echter Freund
Von Sang und Klang und Scherz,
Das Legegeld dafür ist bloß:
Ein freies, frohes Herz.

Waldvöglein.

Das Vöglein hat ein schönes Loos
Im Wald,
Ihm bietet dort so Laub als Moos,
Im Sonnenschein, im Sturmgetos'
Den schönsten Aufenthalt.

Durch Zweige schlüpft es froh und frei
Dahin,
Und schleicht, im Rohr das Todesblei,
Ein Jäger noch so sacht herbei,
Husch, ist's im Dickicht d'rin'.

Johann N. Vogl.

Nichts kennt das Vöglein sonst als Lust
Und Sang,
Und niemals ist die kleine Brust
Sich eines bitter'n Leid's bewußt,
Kein Kummer macht es bang.

Ach könnt' ich solch ein Vöglein sein
Im Wald.
Wie schwände all' die Erdenpein,
Wie zöge Lust und Sonnenschein
In's Herz mir da so bald.

Im Sturm.

Der Sturm ist los, der Sturm ist los,
Und saus't und braus't im Wald!
Hei, höret doch, wie sein Getos'
So frei und wild erschallt!

Juhei! der Sturm hat frischen Muth,
Den Sturm, den preis' ich mir,
Es braus't so wild in ihm die Gluth,
Gleichwie, o Herz! in dir.

Fort sauset er durch Wald und Feld,
Und kennt nicht Rast und Hast,
Er hat auf sich sein Heil gestellt,
Auf sich und seine Kraft!

Hei Sturm! hei Sturm! du bist mein Mann!
Es krieche wer da will,
Sei noch so rauh und wild die Bahn,
Der Muth'ge kommt an's Ziel!

Johann N. Vogl.

Waldeinsamkeit.

Waldesnacht,
Waldesnacht,
Schließe mich ein.

Könnt' ich für immer,
Immer und immer
Eigen dir sein.

Tannen und Rüstern,
Traulich Umdüstern,
Rauschen und Neigen,
Winken und Beugen
Durch all' das Schweigen,
Durch all' die Ruh' —
Grüßen und flüstern
Immer mir zu.

Hin durch das Dunkel,
Waldes entlang,
Schwätzige Bronnen,
Felsen entronnen,
Strahlengefunkel,
Vogelgesang,
Summen und Regen
Freudig Bewegen,
Düfte und Klang.

Wirres Gerütte,
Schlingende Ranken,
Wuchernd die schlanken
Stämme umwanken,
Dort über Wipfel,
Ginster und Strauch
Einsamer Hütten
Kräuselnder Rauch.

Und von den blauen,
Sonnigen Auen
Senken die Träume
Ihre Gefieder
Rosig hernieder.
Ueber die weiten,
Wellenden Räume,
Ueber der Schlüfte,
Höhlen und Grüfte
Regsos Gestein,
Wiegen und weben
Heimlich und leise,
Alles was Leben
In ihrer Kreise
Magische Reih'n.

Waldesnacht,
Waldesnacht,
Hülle mich ein.

Waldeslust.

Laß' mich ganz in dich versinken,
Wald, und in dein frisches Grün,
Laß mich deine Düfte trinken
Aus den Blumen, die da blüh'n.

Johann N. Vogl.

Wog' um mich mit Blattgeflüster,
Labe mich mit Farb' und Schein,
Und in dein geliebtes Düster
Schließe deine Sänger ein.

Deine Farben, deine Töne,
Deine Schwermuth, deine Lust,
Deinen Zauber, deine Schöne
Senk' o Wald! in meine Brust.

Mögen einsam auch die Raben
Krächzen dann auf nacktem Baum,
Wirst doch du mich noch erlaben
Als ein schöner, süßer Traum.

Am Morgen.

Welch' neues, frohes Leben
Erwacht vom nächt'gen Traum,
Wie hängt voll heller Tropfen
Ein jedes Blatt am Baum.

Wie zittert's auf der Rose,
Wie auf des Veilchens Blau,
Wie glänzt am Bart der Distel
So silberweiß der Thau.

Und in den Perlen allen,
Ei, wie's da glüht und scheint —
Das sind wohl Freudenthränen,
Die jedes Blättchen weint.

Johann N. Vogl.

Grün.

Grün, ja Grün nur soll allein
Immer meine Farbe sein!
Grün ist ja der frische Wald,
Froher Sänger Aufenthalt,
Grün des Frühling heit'res Bild;
Grün der Hoffnung Farbenschild,
Grün der Jungfrau Myrthenkranz,
Der sich schmückt mit höchstem Glanz,
Grün des Helden Lorberkron',
Grün die Palme, die zum Lohn
Jedem Dulder, der erbleicht,
Lächelnd dort ein Engel reicht.
Ach, und wie erquickt so mild
Immergrün im Schneegefild. —
D'rum, so lang noch Farben glüh'n,
Sei die meine immer Grün.

Gleich und Gleich.

Umrauscht vom grünen Laubgeflecht
Durchklettr' ich das Gestein,
Wie flieget Ammer dort und Specht
Gar lustig aus und ein!

Wie hüpfet da von Ast zu Ast
Der Fink, und schlägt so hell',
Wie badet ein willkomm'ner Gast,
Duckentchen sich im Quell!

Und wie ich so durch Dick und Dünn
Aufklimme mit Gesang,
Da schallt um mich aus Waldesgrün
Wohl tausendfacher Klang.

Und wie ich so von Ort zu Ort
Aufklimme meinen Pfad,
Da fliegt vor mir kein Vöglein fort,
Deß' Zweiglein ich genaht.

Ihr klugen Vöglein! ei, ihr seht
Mir's im Gesicht wohl an:
Der also leicht und singend geht,
Der ist kein Jägersmann.

O singt, o singet immerzu!
Ihr Vöglein froh und frei!
Gern' gönn' ich euch die süße Ruh',
Gern' Waldesgrün und Mai.

Bin selber ja ein Sänger fromm,
Der gerne singt und wallt,
D'rum flücht' ich oft zu eu'rem Dom,
Wo freier Sang erschallt.

Morgen wieder.

Morgen wieder, morgen wieder,
Lieber Wald!
Muß nun zu dem Thale nieder,
Abendglocke schallt.

Vöglein hüllt in Laub und Dunkel
Dicht sich ein,
Und dem bleichen Sterngefunkel
Weicht der Sonne Schein.

Flüstert da nicht Baum und Flieder,
Strauch und Rohr?
„Morgen wieder, morgen wieder!"
Hallt es an mein Ohr.

Johann N. Vogl.

Hab' voll sel'ger Lust gelegen
In dem Grün,
Sah um mich den reichen Segen,
Sah dein herrlich Blüh'n.

Schlürfte deine frische Kühle,
Waldesluft,
Lag auf deinem weichen Pfühle
Zwischen Sang und Duft.

Ach, wie enden Lust und Lieder
Gar so bald;
Aber morgen, morgen wieder,
Lieber, lieber Wald!

Waldestrost.

Nähret Unmuth deine Seele,
Flüchte nur zum grünen Wald;
Was dich für ein Kummer quäle,
Findest da die Tröstung bald.

Schlingt die hoffnungsgrünen Arme
Er nur recht um dich mit Lust,
Liegst du bald, befreit vom Harme,
Wie ein Kind an Mutterbrust.

Manch' ein Leid hat mir geheilet
Freundlich schon der grüne Wald,
D'rum hinaus nur, unverweilet,
Auch das deine heilt er bald.

Johann N. Vogl.

An den Wald.

Wende ich von dir den Schritt
Wieder zu den alten Gleisen,
Nehm' ich nicht die Lieder mit,
Die ich sang, um dich zu preisen.

Nein, ich lasse sie bei dir,
Lasse sie bei Duft und Blüten,
Wald, du sollst sie treulich mir
Unter deinem Schatten hüten.

Komm' ich einst, vielleicht als Greis,
Wieder zu den theuren Gründen,
Mag mein Herz dann liebeheiß
Die Vergess'nen wieder finden.

Dann, o Wald! dann laß' sie frei,
Daß sie flatternd mich umfliegen,
Und das welke Herz auf's Neu
In so sel'ge Träume wiegen.

Nichts ohne Liebe.

Vöglein, ohne Ruh' und Rast,
Regt die munt'ren Schwingen immer,
Singt so froh auf jedem Ast,
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Blume nickt der Blume zu,
Flüstert in des Morgens Schimmer:
Leben, ach, wie schön bist du!
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Wellen tauschen Wort um Wort,
Rieseln hin im Silberflimmer;
Fröhlich geht's in Zweien fort,
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Menschenherz, voll Lust und Pein,
Fühl'st wohl auch dies Eine immer:
Selig bist nur du allein,
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Abschied.

Ade, du lieber Tannenwald,
Ade!
Wie rief die Scheidestund' so bald,
Ade!
Schon muß ich fort, zu Hause mein
Harr't Schreibepult und Bücherschrein,
Oh weh!

Ade, du liebes Waldesgrün,
Ade!
Ihr Blümlein mögt noch lange blüh'n,
Ade!
Mögt and're Wand'rer noch erfreu'n,
Und ihnen eu're Düfte streu'n,
Ade!

Ade, ihr Felsen braun und grau,
Ade!
Weiß Gott, wenn ich euch wieder schau',
Ade!
Mir ist das Herz so trüb' und schwer,
Als rief's, du siehst sie nimmermehr,
Oh weh!

Johann N. Vogl.

Und scheid' ich auch auf Lebenslang,
Ade!
O Wald, o Fels, o Vogelsang!
Ade!
An euch, an euch, zu aller Zeit
Gedenke ich in Freudigkeit,
Ade, ade, ade!

Johann N. Vogl.

Klänge und Bilder aus Ungarn.

(Dritte Auflage. Wien 1848, Strauß.)

Schenkenbild.

In der Stube karg beleuchtet, welch' ein seltsam Thu'n und Walten,
Breite Hüte, strupp'ge Bärte, räthselhafte Nachtgestalten,
Ries'ge Pelze, reich verzieret rings mit bunten dichtverschlung'nen
Nähtereien, hüllen ihre Gliederformen, die gedrung'nen.

Weite Gatjen kleiden Jene, Zischmen mit gewalt'gen Eisen,
Kurze Hemden, blaue Hosen, Ebenmaß und Fülle weisen,
Viele sitzen bei den Krügen, wild geröthet Wang' und Stirnen,
Andre, ihre Pfeifen schmauchend, schäckern mit den jungen Dirnen.

Finstere Zigeuner spielen auf dem Hackbret, auf der Geige,
Hinter einem Tische kauernd, wo der Wein schon ging zur Neige,
Braune räuberhafte Larven, dichtverhängt von zott'gen Haaren,
Theilnahmslos die alten Weisen wiederholend schon seit Jahren.

Wie durch's Waldgeklüft sich schlängelnd ein verlornes Bächlein weinet,
Klagen jetzt die Geigentöne mit des Hackbrets Klang vereinet,
Und der Gäste Augen leuchten, und die mächt'gen Spornen klirren,
Nach dem Bogenstrich der Braunen, bis die Töne wilder schwirren.

Hei, jetzt brausen durch einander diese, wie mit Donnerschallen
Von dem schroffen Felsgezacke Wasserstürze niederprallen,
Und es tos't und lärmt und tobet fort in regellosen Massen,
Gleich als wär' die Jagd, die wilde, in der Schenke losgelassen.

Und da geht es an ein Klatschen, an ein Pochen, Lärmen, Schreien,
Geiget! Geiget! Schallt es donnernd, bis die Weisen sich erneuen;

Johann N. Vogl.

Seht, ein kräft'ger Ungarbursche schwingt jetzt in der Gaffer Mitte
Seine Dirne, mit den Spornen klirrend nach des Ungarn Sitte.

Eine Gatje, durch den Riemen festgeschnallt bloß an den Hüften,
Und ein Hemd ist seine Kleidung, und sein Haar wallt in den Lüften,
Doch ein kurzer Pelz umflieget seiner Dirne Leib, den schlanken,
Und die leichten tanzesmuth'gen Füße zieren die Opanken.

Ihre Hände in den Seiten festgestemmt, beginnen Beide
Nun den Tanz, und aller Blicke funkeln da beseelt von Freude,
Und sie drehen sich und wenden kunstgewandt die regen Glieder
Kauernd jetzt, beinah am Boden, schwebend jetzt in Lüften wieder.

Und des Burschen und der Dirne Spornen geben helle Klänge,
Bloß nur Auge steht geschaaret um das Paar die finstre Menge,
Schaut, auf seinen eignen Fersen scheint der Tänzer jetzt zu sitzen,
Stolz im Antlitz, und die Augen wild als wie in Kampflust blitzen.

Seht da schleudert seine Beine plötzlich vorwärts der Geselle,
Bald das rechte, bald das linke, mit bewund'rungswürd'ger Schnelle.
Plötzlich aber hält er inne und erfaßt mit beiden Händen,
Während er die Zähne weiset, seinen Schnurbart an den Enden.

Schwingt sodann mit keckem Sprunge, immer noch den Schnurbart haltend,
Hoch sich auf, die schönsten Formen gleich darauf im Tanz entfaltend,
Und die Hände in den Hüften, regen Bursch und Dirne wieder
Wunderbar behend' zum Tacte, so wie früher, ihre Glieder.

Und von wüthendem Getümmel, von Gejubel und Geschwirre,
Füllet sich die düst're Stube, Krüge trümmern und Geschirre,
Doch die nächtigen Zigeuner, dichtumhängt von schwarzen Haaren,
Spielen theilnahmslos die Weisen des Bihari wie vor Jahren.

Johann N. Vogl.

Des Csikos Liebe.

Ohne Sattel, ohne Bügel,
Ha, wie fort der Csikos braus't.
Rößlein, Rößlein, hast du Flügel,
Daß du so von hinnen saus't?

Peitschenknall durchgellt die Weite,
Schaut, der Wolf entflieht mit Hast,
Läßt in Frieden seine Beute,
Denn er wittert schlimmer'n Gast.

Wolken hoch am Himmel jagen,
Schnell wie sie mein Rößlein fliegt;
Doch wer ist so kühn zu sagen
Welches da von beiden siegt?

Und so geht's dem Wind zur Wette,
Haar und Hemd im Fluge weht,
Und das Rößlein weiß die Stätte,
Wo es schnaubend stille steht.

Tief im Wald ist eine Schenke,
Rauch und Zitherspiel darin,
Und an die mit Lust ich denke,
Schaffet dort als Kellnerin.

Springt hinauf und springt hinunter
Mit den Krügen in der Hand,
Und wie sie ist keine munter
In dem ganzen Ungarland.

Dréſi, Dréſi, munt're Dirne,
Hörst du nicht den Peitschenknall?
Streif das Haar dir von der Stirne,
Laß die durst'gen Gäste all'!

Johann N. Vogl.

Denn dein János kommt geflogen,
Horch, schon braust's zum Wald herein,
Auf, Zigeuner, rührt den Bogen,
Heissa, Tanz und Ungarwein!

An einen alten Zigeuner.

Nimm den Bogen, der mit schwarzen
Pferdehaaren neu bespannt,
Nimm die Geige, nimm und spiele
Alter, brauner Musikant.

Träum' bei deinen düstern Klängen
Dir zurück die schön're Zeit,
Wo du noch die Welt durchwandert,
Arm wie jetzt, doch ohne Leid.

Träum' dich in die nächt'gen Wälder
Zur erstorbnen Lagerglut,
Wo bei deinem braunen Liebchen
Froh und harmlos du geruht.

Träum' dich in die finstre Schenke
Zu den Räubern rauh und wild,
Wo das Cymbal sie geschlagen,
Während du den Baß gespielt.

Träum' dich zu der fernen Wüste,
Wo du weinend sie verscharrt,
Weil sie hilflos dort geendet,
Recht nach der Zigeuner Art.

Auf dem flücht'gen Flügelrosse,
Das man den Gedanken nennt,
Will ich zieh'n indeß nach andern
Räumen, die mein Inn'res kennt:

Johann N. Vogl.

Fern im Thale, wo ein Häuschen
Reich der Rebe Laub umzieht,
Will ich weilen, weil ein Theures
Mir an jener Stelle schied.

Unterm Baume, nächst dem Häuschen,
Wo ich einst so selig war,
Will ich ruh'n, daß seine gelben
Blätter er mir streu' in's Haar.

Doch wenn unser Traum verflogen
Und dahin, was wir geschaut,
Ach, dann schließ' die trüben Weisen
Mit noch trüb'rem Klagelaut.

Denn mit stumm beredter Sprache
Sagt's das Naß in unserm Blick,
Daß umsonst gesucht auf Erden
Ich und du ein harmlos Glück.

Johann N. Vogl.

Balladen und Romanzen.

(Dritte Auflage. Wien 1846, Wallishausser.)

Der Wolke Wanderung.

Halb ein Kind der Meereswelle,
Halb ein Kind der heit'ren Luft,
Steigt die Wolke, morgenhelle,
Auf aus ihrer nassen Gruft.

Und sie sieht die Erde prangen,
Und sie schaut des Meeres Pracht,
Und in Freude und Verlangen
Zieht sie fort mit Sturmesmacht.

Und sie kann nicht satt sich schauen
An der Erde Herrlichkeit,
An den Fluren, Bergen, Auen,
Und dem Wunderbau der Zeit.

Doch da schaut mit Einemmale
Sie der Menschen Thun und Kampf,
Sieht im wilden Wogenschwalle
Blut und Trümmer, Blitz und Dampf.

Sieht auf Flächen Kriegerheere
Würgen sich in grimmer Wuth,
Sieht des Landmanns Kummerzähre,
Stadt und Dorf in rother Gluth.

Sieht im Frohn der Sclaven Rücken
Bluten unter'm Geißelschlag,

Und den Schwelger im Entzücken
Jubelnd bei dem Zechgelag'.

Sieht den Stolz in Gold sich blähen
Und für Noth und Armuth taub,
Sieht die Unschuld untergehen
Und die Kunst der Rohheit Raub.

Sieht wie Zucht und Tugend fliehen,
Wie sich Bahn das Laster bricht,
Und nicht weiter mag sie ziehen
Und es trübt sich ihr Gesicht.

Und dem Himmelszelt, dem reinen,
Klagt sie, was sie schau'n gemußt,
Klagt's und wirft sich dann mit Weinen
An der Erde Mutterbrust.

Das Erkennen.

Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er in's Städtchen, durch's alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die Beiden vereint.

Doch sieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht.
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche, und schüttelt den Staub vom Fuß.

Johann N. Vogl.

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm.
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"

Doch sieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her,
„Gott grüß' euch" — so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch sieh, — das Mütterchen schluchzet voll Lust:
„Mein Sohn!" — und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Verrechnet.

Ein kluger Rechner so Nacht als Tag
Allein über seinen Zahlen lag.

Kaum kam mehr die Feder aus seiner Hand,
Was Keinem gelungen, er bracht's zu Stand.

Doch über dem Rechnen floh Jahr um Jahr,
Schon hatte sich silbern gefärbt sein Haar.

Schon frug ihn der Knöchler: „Freund, bist du bereit?
Zum Rechnungsabschluß ist's eben Zeit."

Da wankte hinaus er auf's grüne Feld,
Wollt' einmal doch auch sich beschauen die Welt.

„Wie blüh'n doch die Blumen so bunt und licht —
Und sah vor den Ziffern die Rosen nicht!"

„Wie zwitschern die Vögel im frohen Spiel —
Und hörte nur schreien den Gänsekiel!"

Johann N. Vogl.

„Wie schimmern die Wolken in gold'nen Schein —
Und sah nur das Schwarz von der Tinte allein!"

Und reuevoll schickt er den geistigen Blick
Auf all' die verrechneten Stunden zurück.

Und findet — als er nun am letzten Blatt,
Daß er — um ein Leben — verrechnet sich hat.

Die Blumen duften und blühen.

Der König sitzt auf dem goldnen Thron
Zur Seite ihm stehet sein junger Sohn,
Und Ritter und Damen in reicher Zahl,
Ein Page kredenzet den Goldpokal, —
Doch die Blumen duften und blühen.

Da nahet ein Bote in bleicher Hast,
„Herr König, nur eilig das Schwert erfaßt,
Schon dringet der Gegner herein in's Land,
Rings lodern die Dörfer im rothen Brand," —
Doch die Blumen duften und blühen.

Da eilet der König mit seinem Sohn
Hinaus, um zu schützen für ihn die Kron',
Schon klirren die Waffen, es schnaubt das Roß,
In Strömen das Blut auf die Haide floß; —
Doch die Blumen duften und blühen.

„Verloren, o König, verloren die Schlacht,
Gesiegt, gesiegt hat des Feindes Macht!"
Hinflüchtet der Alte und rauft das Haar,
Erschlagen der Sohn und die tapfre Schaar, —
Doch die Blumen duften und blühen.

Was schallet und klinget im Morgenschein?
In's Königschloß reitet der Sieger ein,

Johann N. Vogl.

Es flattern die Fähnlein im Sonnengold,
Wie grüßen vom Söller die Damen hold, —
Doch die Blumen duften und blühen.

Noch brütet die Nacht über Schloß und Land,
Da leuchtet's durch's Dunkel wie Fackelbrand,
Horch' Glockengeheule und Waffengetos'
Es raset der Aufruhr, der Mord ist los! —
Doch die Blumen duften und blühen.

Der Sieger kämpft mit Verzweiflungsgrimm,
Da stürzt er zusammen, das Reich mit ihm,
Es fliehen die Söldner, die Stadt ist frei,
Die Lüfte erzittern vom Jubelschrei, —
Doch die Blumen duften und blühen.

Schon bringt im Triumphe herbei der Schwarm
Den alten König, erfüllt von Harm,
Der aber weis't Krone und Zepter fort:
„Das Kloster sei künftig mein Haus und Hort!" —
Doch die Blumen duften und blühen.

Der Grabeswächter.

Garcias, der alte König, sitzt im nächtig öden Saale,
Als die Glocke Zwölfe brummte in der nahen Cathedrale,
Schaurig um die Fenster wimmert Nachtwind da, wie Grabesstöhnen,
Und der König, einsam sinnend, denkt an's Ende alles Schönen.

Denn auch Alda, seine Tochter, ist nunmehr dem Grab verfallen,
Die geblüht vor wenig Tagen, als die Schönste noch vor Allen,
Und sein Herz, es will verbluten ob dem Unheil, das geschehen,
Und die Leiche, die geliebte, drängt's ihn einmal noch zu sehen.

Und er wankt hinaus die Hallen, Frost durchschauert seine Glieder,
Und die moos'gen Grabesstufen steigt er matt und mühsam nieder,

Johann N. Vogl.

Nicht ein Laut so nah' als ferne, feucht umwebt es seine Wange.
Horch! — da schallt's von hastgen Tritten aus dem finstern Nachbargange.

Und, die Leuchte hüllend, drücket sich der Greis in eine Blende,
Pedro ist's, der schlanke Page, der da schreitet so behende,
Und dasselbe Ziel, so scheint es, ist's, nach dem sein Eilen trachtet,
Denn am öden Gruftportale hält er jetzt, von Grau'n umnachtet.

Schon erknarrt die rost'ge Angel und er tritt zum finstern Orte,
Wie ein Träumender, so folget ihm der König an die Pforte,
Was nur mag den Pagen führen in die Gruft zu dieser Stunde,
So, von Ahnungen gefoltert, frägt er sich mit blassem Munde.

Angstvoll lauscht er dann hinunter. Horch! da dröhnt's mit lautem Schalle,
Von dem Sarge ist's der Deckel, der da scholl im schweren Falle,
Aufgedeckt erblickt der König jetzt sein Kind im weißen Kleide,
Auf der Brust die Hand gefaltet und im Haar das Grabgeschmeide.

Lange steht der bleiche Page vor der schönen Mädchenleiche,
Sinkt dann hin und neigt sich nieder, weinend auf die Todesbleiche,
Und er küßt ihr Stirn' und Lippe und des keuschen Busens Fülle,
Und sein Schluchzen tönet schaurig durch der Gräber grause Stille.

Horch! — Mit Einemmal da zettert wild ein Schrei, der Nacht entrungen,
Und zurück zur Pforte taumelt Garcias, von Schreck durchdrungen,
Denn er sieht — und Todtenblässe deckt mit Einmal seine Wangen,
Von der Tochter Leichenarmen Pedro innig jetzt umfangen.

„Pedro!" hört er's freudig lispeln, „„Alda!"" ruft es, froh erschrecket,
„Sprich, wo bin ich?" — „„Lebst du wirklich?"" — „Deine Lieb' hat mich erwecket!"
„„O der Freude! Also wieder bist du mir zurückgegeben?!""
„Ohne dich nicht in dem Himmel!" — „„Ohne dich nicht in dem Leben!""

Johann N. Vogl.

„„Doch nun folge, rasch von hinnen!““ — „Sprich, wohin willst du mich bringen?“
„„Wo die Bäume lieblich säuseln, wo die muntern Vöglein singen!““
„Nimmermehr! — Dort herrscht mein Vater!“ — „„Willst du hier im Grabe hausen?““
„D'roben trennt sein Stolz uns Beide, hier beschützt uns Nacht und Grausen.“

„„Einsam soll ich hier dich lassen!““ — „Mit der Nacht kehrst du mir wieder!“
„„Doch dein Vater?““ — „Zu den Todten reicht sein Scepter nicht hernieder!“
„„Alda! Blume aller Frauen!““ — „Pedro! meines Glückes Sonne!“
„„Alda! Dein in Tod und Leben!““ — „Pedro! Dein in Schmerz und Wonne!“

Und zum Sarg der Jungfrau sinket glühend jetzt der Page nieder,
Und von Kußgeflüster rauscht es heimlich wie im West der Flieder,
Sieh', da rafft sich auf der Alte, aufgelös't von Wuth und Schmerzen,
Und den Pfeil, den giftgetränkten, im gebroch'nen, stolzen Herzen.

Und er ruft hinab, wo Rosen sich vermählt mit Grabesschweigen:
„Folgt der Liebe ihr, so muß ich folgsam mich der Ehre zeigen!“
Und die schweren Pfortenflügel schmettert heftig er zusammen,
Daß kein Menschenauge jemals Zeuge sei so sünd'ger Flammen.

Breitet dann des Purpurs Falten vor der Pforte auf die Erde,
Streckt darauf sich mühsam nieder, Tod in jeglicher Geberde,
Läßt die Ritter d'rauf entbieten und des Reiches künft'gen Erben;
„Hört das letzte Wort von eurem König, der hier liegt im Sterben:“

„Fluch und Schande dem, der frevelnd hier vom Vorwitz wird verleitet,
Und der je durch diese Pforte über meine Leiche schreitet!“
Also ruft der alte König, sinkt dann auf den Mantel nieder,
Als ein todter Wächter liegt er, hingestreckt vor's Thor die Glieder.

Oftmals in den ersten Nächten hörte man's noch d'rinnen flüstern;
Wie des Tajo Wellen lispeln, wie der West oft spielt im Düstern,

Johann N. Vogl.

Allgemach doch ward es stiller, bis zuletzt im dumpfen Brüten,
Gruft und Sarg mit ew'gem Schweigen wieder schien der Tod zu hüten.

Und so lag der stumme König, blaß von Antlitz, wüst von Haaren,
Vor dem Grabe seines Kindes, um des Hauses Ehr' zu wahren.
Und Jahrhunderte verrollten, uneröffnet blieb die Pforte,
Denn den todten Wächter scheute Jeder an dem grausen Orte.

Sieh, da kamen an die Stätte hergebraust die fränk'schen Rotten,
Sprengten frech die Eisenthüren, Schätze suchend bei den Todten,
Und da fanden sie die Beiden noch im Sarg vereint zur Stunde,
Und die Lösung jenes Räthsels ward nun aller Welt zur Kunde.

Das Vöglein.

Es zog durch Wald und Hain
Ein Jäger voll Behagen,
Er ging hinaus zu jagen
Im frühen Morgenschein.

Ein Vöglein sah er dort,
Das hieß' er gern sein eigen,
Doch nahte er den Zweigen,
Husch, war das Vöglein fort.

Es war so seltner Art,
Er hatte kein's gesehen
Auf all den Bergeshöhen,
So lieblich, bunt und zart.

Und bei des Vögleins Sang
Zerschmolz er fast in Freuden,
Nie hatt' in Wald und Haiden
Gehört er solchen Klang.

Doch fort auf steter Flucht
Entwich's von Strauch zu Sträuchen,

Johann N. Vogl.

Er konnt es nie erreichen,
Wie oft er's auch versucht.

„Ha!" rief er jetzt voll Wuth:
„Mußt dennoch mir verfallen!"
Vom Rohr d'rauf hört man's knallen,
O weh' — das galt dein Blut!

Doch Vöglein mit Geschick
Hob zeitig seine Schwingen,
Noch hört's der Jäger singen:
„Ade! — ich bin das Glück!"

Was ist die deutsche Poesie?

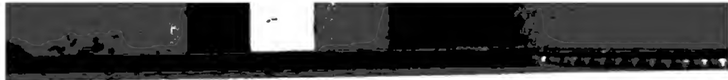
Ein Sonnenstrahl in Sturm und Nacht,
Ein Blümchen, das erblüht im Schnee,
Ein Thürmer, der das Land bewacht,
Am Waldesquell ein wundes Reh,
Ein Segel, das kein Wind zerreißt,
Ein Stern, der nie verliert sein Licht,
Ein Edelstein, der wenig gleißt,
Ein Blitz, der kühn die Bahn sich bricht,
Ein Täubchen, fromm und zart wie kein's,
Ein Leuchtthurm, den umtos't die Fluth,
Ein Becher voll des besten Wein's,
Ein Schwert für frechen Uebermuth,
Ein Schmerzensschrei aus Mutterbrust,
Ein Opfer, das zum Himmel steigt,
Ein Ton der reinsten Lebenslust,
Ein Baum, der endlos sich verzweigt,
Ein Kind, das in der Irre geht,
Ein Klang verscholl'ner Melodie,
Ein Rosenblatt vom Sturm verweht,
Das ist die deutsche Poesie.

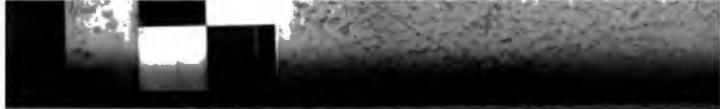
Heinrich v. Levitschnigg.

Es war im Winter des Jahres 1835 im sogenannten Vogel-Hause, wo ich unsern Dichter zuerst begegnete. Dieses Vogel-Haus aber war ein ganz wohnlicher Käfig — ohne Gitter und Stäbe — kurz es war eine Schenke in der Wiener Josefs-Vorstadt, wo sich allabendlich ein Clubb älterer und jüngerer Wiener Literaten um den österreichischen Balladendichter J. N. Vogl versammelte. Es wurde darin viel gezwitschert und gesungen in Prosa und Reim, und wer nicht selber mit einstimmte, mochte doch wohl gerne zuhören. Oft war es Mitternacht vorüber, draußen tobte der eiserne Monarch im Schneemantel, aber im Schenkenstübchen ging es munter und lenzfreudig her.

Eines Abends bewog der leider zu früh verstummte Ferdinand Sauter unseren Levitschnigg, seine jüngsten Reime zum Besten zu geben; es waren seine „Liebes-Ghaseln" mit denen er die parnassischen Spornen verdiente; denn es war seit Rückert nichts so Bedeutendes in dieser Gattung zu Tage gekommen, wenigstens von den österreichischen Poeten konnte Keiner etwas aufweisen, das sich den „Lieder-Juwelen" der Chamisso, Rückert, an die Seite stellen durfte. Von hier ab folgte ich dem Entwicklungsgange unseres Dichters von Stufe zu Stufe und sammelte so die hier folgenden Linien zu seinem Lebensbilde. Heinrich Ritter von Levitschnigg wurde am 25. September 1810 zu Wien geboren. Sein Vater, einer der ersten Sachwalter, besaß drei Güter in Nieder-Österreich, starb aber bereits im Januar 1825. Heinrich studirte die Gymnasialschulen privatim, hörte darauf







Heinrich v. Levitschnigg.

die philosophische Fakultät öffentlich mit dem günstigsten Erfolge und sollte dann im letzten Jahre sub auspiciis Imperatoris Prüfung ablegen, was jedoch wegen Erkrankung des Professors Baumgartner unterblieb. Sofort zum Eintritt in die orientalische Akademie primo loco vorgeschlagen, erfuhr unser Jüngling die erste Wohlthat des damaligen hochtorystischen absoluten Regimes, indem er aus Mangel an Protektion bei Seite geschoben wurde, obgleich zwei Stiftplätze erledigt standen.

Wie oft mag die grausame Hand der schrankenlosen „unverantwortlichen" Willkür in das Triebwerk eines Menschenlebens eingegriffen und es auf verfehlte Bahnen abgelenkt haben, auf denen das Ziel „Verkümmern" heißt. Auch unsern Dichter machte dieser Schlag der „eisernen Hand" an seinem Berufe irre, die Studien wurden ihm verleidet, er fand keinen Halt mehr in den vorgezeichneten pedantisch abgemessenen Grenzen, er hörte zwei Jahrgänge des Jus, darauf ein Jahr der medizinischen Wissenschaft mit Erfolg und doch ohne aufrichtigen Beruf — bis er endlich dem Fakultäten-Teufel das Dintenfaß ins Gesicht warf und sich im November 1830 als Kadet bei dem k. k. Dragoner-Regimente König Ludwig von Bayern einreihen ließ. Er kam zur Majors (ersten) Schwadron, lag anfangs in Igal in der Somogy stationirt und machte dann im Frühjahr 1831 den Marsch nach Italien mit. Später schloß er mit seinem Eskadrons-Commandanten Rittmeister Marovsky eine Konvention, die ihn 2400 fl. kostete und wurde am 16. Januar 1832, mit Ueberspringung der Fähnriche, Unterlieutenant im k. k. dritten Oguliner-Grenzregiment. Sr. Exc. der Banus von Kroatien Baron Jellachich diente damals gleichzeitig im Regimente, war aber bei dem ersten Bataillon in Italien eingetheilt.

In Prosicheni-Kamen, dem Hauptmannsposten auf dem Cordon, hing damals ein Gedicht des nachherigen Banus in Glas und Rahmen. Es war ein Spottlied auf die Plackereien und „kleinen Leiden" des achttägigen Cordondienstes. Levitschnigg verfaßte für den Subaltern-Offizierposten zu Gabranich-Ruka ein Gegenstück, zum köstlichen Vergnügen der Cameraden. Schon damals schrieb er mehrere, später vernichtete Trauerspiele, die er Stück für Stück während der jeweiligen acht Tage am Cordon zu vollenden pflegte. Auch verbreitete er einige Zeit lang für einen Freundeskreis eine geschriebene Zeitung und brachte so einigermaßen geistiges Leben und Streben in den nüchternen Schlendrian des Grenz-Dienstes, dessen öder Monotonie überdrüßig er nach ein paar Jahren einen Urlaub nach Wien sich erwirkte, wo er am 16.

Und den Schwelger im Entzücken
Jubelnd bei dem Zechgelag'.

Sieht den Stolz in Gold sich blähen
Und für Noth und Armuth taub,
Sieht die Unschuld untergehen
Und die Kunst der Rohheit Raub.

Sieht wie Zucht und Tugend fliehen,
Wie sich Bahn das Laster bricht,
Und nicht weiter mag sie ziehen
Und es trübt sich ihr Gesicht.

Und dem Himmelszelt, dem reinen,
Klagt sie, was sie schau'n gemußt,
Klagt's und wirft sich dann mit Weinen
An der Erde Mutterbrust.

Das Erkennen.

Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er in's Städtchen, durch's alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die Beiden vereint.

Doch sieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche, und schüttelt den Staub vom Fuß.

Johann N. Vogl.

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm.
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"

Doch sieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her,
„Gott grüß' euch" — so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch sieh, — das Mütterchen schluchzet voll Lust:
„Mein Sohn!" — und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Verrechnet.

Ein kluger Rechner so Nacht als Tag
Allein über seinen Zahlen lag.

Kaum kam mehr die Feder aus seiner Hand,
Was Keinem gelungen, er bracht's zu Stand.

Doch über dem Rechnen floh Jahr um Jahr,
Schon hatte sich silbern gefärbt sein Haar.

Schon frug ihn der Knöchler: „Freund, bist du bereit?
Zum Rechnungsabschluß ist's eben Zeit."

Da wankte hinaus er auf's grüne Feld,
Wollt' einmal doch auch sich beschauen die Welt.

„Wie blüh'n doch die Blumen so bunt und licht —
Und sah vor den Ziffern die Rosen nicht!"

„Wie zwitschern die Vögel im frohen Spiel —
Und hörte nur schreien den Gänsekiel!"

Johann N. Vogl.

„Wie schimmern die Wolken in gold'nen Schein —
Und sah nur das Schwarz von der Tinte allein!"

Und reuevoll schickt er den geistigen Blick
Auf all' die verrechneten Stunden zurück.

Und findet — als er nun am letzten Blatt,
Daß er — um ein Leben — verrechnet sich hat.

Die Blumen duften und blühen.

Der König sitzt auf dem goldnen Thron
Zur Seite ihm stehet sein junger Sohn,
Und Ritter und Damen in reicher Zahl,
Ein Page kredenzet den Goldpokal, —
Doch die Blumen duften und blühen.

Da nahet ein Bote in bleicher Hast,
„Herr König, nur eilig das Schwert erfaßt,
Schon dringet der Gegner herein in's Land,
Rings lodern die Dörfer im rothen Brand," —
Doch die Blumen duften und blühen.

Da eilet der König mit seinem Sohn
Hinaus, um zu schützen für ihn die Kron',
Schon klirren die Waffen, es schnaubt das Roß,
In Strömen das Blut auf die Haide floß; —
Doch die Blumen duften und blühen.

„Verloren, o König, verloren die Schlacht,
Gesiegt, gesiegt hat des Feindes Macht!"
Hinflüchtet der Alte und rauft das Haar,
Erschlagen der Sohn und die tapfre Schaar, —
Doch die Blumen duften und blühen.

Was schallet und klinget im Morgenschein?
In's Königschloß reitet der Sieger ein,

Johann N. Vogl.

Es flattern die Fähnlein im Sonnengold,
Wie grüßen vom Söller die Damen hold, —
Doch die Blumen duften und blühen.

Noch brütet die Nacht über Schloß und Land,
Da leuchtet's durch's Dunkel wie Fackelbrand,
Horch' Glockengeheule und Waffengetos'
Es raset der Aufruhr, der Mord ist los! —
Doch die Blumen duften und blühen.

Der Sieger kämpft mit Verzweiflungsgrimm,
Da stürzt er zusammen, das Reich mit ihm,
Es fliehen die Söldner, die Stadt ist frei,
Die Lüfte erzittern vom Jubelschrei, —
Doch die Blumen duften und blühen.

Schon bringt im Triumphe herbei der Schwarm
Den alten König, erfüllt von Harm,
Der aber weis't Krone und Zepter fort:
„Das Kloster sei künftig mein Haus und Hort!" —
Doch die Blumen duften und blühen.

Der Grabeswächter.

Garcias, der alte König, sitzt im nächtig öden Saale,
Als die Glocke Zwölfe brummte in der nahen Cathedrale,
Schaurig um die Fenster wimmert Nachtwind da, wie Grabesstöhnen,
Und der König, einsam sinnend, denkt an's Ende alles Schönen.

Denn auch Alda, seine Tochter, ist nunmehr dem Grab verfallen,
Die geblüht vor wenig Tagen, als die Schönste noch vor Allen,
Und sein Herz, es will verbluten ob dem Unheil, das geschehen,
Und die Leiche, die geliebte, drängt's ihn einmal noch zu sehen.

Und er wankt hinaus die Hallen, Frost durchschauert seine Glieder,
Und die moos'gen Grabesstufen steigt er matt und mühsam nieder,

Johann N. Vogl.

Nicht ein Laut so nah' als ferne, feucht umweht es seine Wange,
Horch! — da schallt's von hastgen Tritten aus dem finstern Nachbargange.

Und, die Leuchte hüllend, drücket sich der Greis in eine Blende,
Pedro ist's, der schlanke Page, der da schreitet so behende,
Und dasselbe Ziel, so scheint es, ist's, nach dem sein Eilen trachtet.
Denn am öden Gruftportale hält er jetzt, von Grau'n umnachtet.

Schon erknarrt die rost'ge Angel und er tritt zum finstern Orte,
Wie ein Träumender, so folget ihm der König an die Pforte,
Was nur mag den Pagen führen in die Gruft zu dieser Stunde,
So, von Ahnungen gefoltert, frägt er sich mit blassem Munde.

Angstvoll lauscht er dann hinunter. Horch! da dröhnt's mit lautem Schalle,
Von dem Sarge ist's der Deckel, der da scholl im schweren Falle.
Aufgedeckt erblickt der König jetzt sein Kind im weißen Kleide,
Auf der Brust die Hand gefaltet und im Haar das Grabgeschmeide.

Lange steht der bleiche Page vor der schönen Mädchenleiche,
Sinkt dann hin und neigt sich nieder, weinend auf die Todesbleiche,
Und er küßt ihr Stirn' und Lippe und des keuschen Busens Fülle,
Und sein Schluchzen tönet schaurig durch der Gräber grause Stille.

Horch! — Mit Einemmal da zettert wild ein Schrei, der Nacht entrungen,
Und zurück zur Pforte taumelt Garcias, von Schreck durchdrungen,
Denn er sieht — und Todtenblässe deckt mit Einmal seine Wangen,
Von der Tochter Leichenarmen Pedro innig jetzt umfangen.

„Pedro!" hört er's freudig lispeln, „„Alda!"" ruft es, froh erschrecket,
„Sprich, wo bin ich?" — „„Lebst du wirklich?"" — „Deine Lieb' hat mich erwecket!"
„„O der Freude! Also wieder bist du mir zurückgegeben?!""
„Ohne dich nicht in dem Himmel!" — „„Ohne dich nicht in dem Leben!""

Johann N. Vogl.

„„Doch nun folge, rasch von hinnen!““ — „Sprich, wohin willst du mich bringen?“
„„Wo die Bäume lieblich säuseln, wo die muntern Vöglein singen!““
„Nimmermehr! — Dort herrscht mein Vater!“ — „„Willst du hier im Grabe hausen?““
„D'roben trennt sein Stolz uns Beide, hier beschützt uns Nacht und Grausen.“

„„Einsam soll ich hier dich lassen!““ — „Mit der Nacht kehrst du mir wieder!“
„„Doch dein Vater?““ — „Zu den Todten reicht sein Scepter nicht hernieder!“
„„Alda! Blume aller Frauen!““ — „Pedro! meines Glückes Sonne!“
„„Alda! Dein in Tod und Leben!““ — „Pedro! Dein in Schmerz und Wonne!“

Und zum Sarg der Jungfrau sinket glühend jetzt der Page nieder,
Und von Kußgeflüster rauscht es heimlich wie im West der Flieder,
Sieh', da rafft sich auf der Alte, aufgelös't von Wuth und Schmerzen,
Und den Pfeil, den giftgetränkten, im gebroch'nen, stolzen Herzen.

Und er ruft hinab, wo Rosen sich vermählt mit Grabesschweigen:
„Folgt der Liebe ihr, so muß ich folgsam mich der Ehre zeigen!“
Und die schweren Pfortenflügel schmettert heftig er zusammen,
Daß kein Menschenauge jemals Zeuge sei so sünd'ger Flammen.

Breitet dann des Purpurs Falten vor der Pforte auf die Erde,
Streckt darauf sich mühsam nieder, Tod in jeglicher Geberde,
Läßt die Ritter d'rauf entbieten und des Reiches künft'gen Erben;
„Hört das letzte Wort von eurem König, der hier liegt im Sterben:“

„Fluch und Schande dem, der frevelnd hier vom Vorwitz wird verleitet,
Und der je durch diese Pforte über meine Leiche schreitet!“
Also ruft der alte König, sinkt dann auf den Mantel nieder,
Als ein todter Wächter liegt er, hingestreckt vor's Thor die Glieder.

Oftmals in den ersten Nächten hörte man's noch d'rinnen flüstern;
Wie des Tajo Wellen lispeln, wie der West oft spielt im Düstern.

Johann N. Vogl.

Allgemach doch ward es stiller, bis zuletzt im dumpfen Brüten,
Gruft und Sarg mit ew'gem Schweigen wieder schien der Tod zu hüten.

Und so lag der stumme König, blaß von Antlitz, wüst von Haaren,
Vor dem Grabe seines Kindes, um des Hauses Ehr' zu wahren.
Und Jahrhunderte verrollten, uneröffnet blieb die Pforte,
Denn den todten Wächter scheute Jeder an dem grausen Orte.

Sieh, da kamen an die Stätte hergebraust die fränk'schen Rotten,
Sprengten frech die Eisenthüren, Schätze suchend bei den Todten,
Und da fanden sie die Beiden noch im Sarg vereint zur Stunde,
Und die Lösung jenes Räthsels ward nun aller Welt zur Kunde.

Das Vöglein.

Es zog durch Wald und Hain
Ein Jäger voll Behagen,
Er ging hinaus zu jagen
Im frühen Morgenschein.

Ein Vöglein sah er dort,
Das hieß' er gern sein eigen,
Doch nahte er den Zweigen,
Husch, war das Vöglein fort.

Es war so seltner Art,
Er hatte kein's gesehen
Auf all den Bergeshöhen,
So lieblich, bunt und zart.

Und bei des Vögleins Sang
Zerschmolz er fast in Freuden,
Nie hatt' in Wald und Haiden
Gehört er solchen Klang.

Doch fort auf steter Flucht
Entwich's von Strauch zu Sträuchen,

Johann N. Vogl.

Er konnt es nie erreichen,
Wie oft er's auch versucht.

„Ha!" rief er jetzt voll Wuth:
„Mußt dennoch mir verfallen!"
Vom Rohr d'rauf hört man's knallen,
O weh' — das galt dein Blut!

Doch Vöglein mit Geschick
Hob zeitig seine Schwingen.
Noch hört's der Jäger singen:
„Ade! — ich bin das Glück!"

Was ist die deutsche Poesie?

Ein Sonnenstrahl in Sturm und Nacht,
Ein Blümchen, das erblüht im Schnee,
Ein Thürmer, der das Land bewacht,
Am Waldesquell ein wundes Reh,
Ein Segel, das kein Wind zerreißt,
Ein Stern, der nie verliert sein Licht,
Ein Edelstein, der wenig gleißt,
Ein Blitz, der kühn die Bahn sich bricht,
Ein Täubchen, fromm und zart wie kein's,
Ein Leuchtthurm, den umtos't die Fluth,
Ein Becher voll des besten Wein's,
Ein Schwert für frechen Uebermuth,
Ein Schmerzensschrei aus Mutterbrust,
Ein Opfer, das zum Himmel steigt,
Ein Ton der reinsten Lebenslust,
Ein Baum, der endlos sich verzweigt,
Ein Kind, das in der Irre geht,
Ein Klang verscholl'ner Melodie,
Ein Rosenblatt vom Sturm verweht,
Das ist die deutsche Poesie.

Heinrich v. Levitschnigg.

Es war im Winter des Jahres 1835 im sogenannten Vogel-Hause, wo ich unsern Dichter zuerst begegnete. Dieses Vogel-Haus aber war ein ganz wohnlicher Käfig — ohne Gitter und Stäbe — kurz es war eine Schenke in der Wiener Josefs-Vorstadt, wo sich allabendlich ein Clubb älterer und jüngerer Wiener Literaten um den österreichischen Balladendichter J. N. Vogl versammelte. Es wurde darin viel gezwitschert und gesungen in Prosa und Reim, und wer nicht selber mit einstimmte, mochte doch wohl gerne zuhören. Oft war es Mitternacht vorüber, draußen tobte der eiserne Monarch im Schneemantel, aber im Schenkenstübchen ging es munter und lenzfreudig her.

Eines Abends bewog der leider zu früh verstummte Ferdinand Sauter unseren Levitschnigg, seine jüngsten Reime zum Besten zu geben; es waren seine „Liebes-Ghaseln" mit denen er die parnassischen Spornen verdiente; denn es war seit Rückert nichts so Bedeutendes in dieser Gattung zu Tage gekommen, wenigstens von den österreichischen Poeten konnte Keiner etwas aufweisen, das sich den „Lieder-Juwelen" der Chamisso, Rückert, an die Seite stellen durfte. Von hier ab folgte ich dem Entwicklungsgange unseres Dichters von Stufe zu Stufe und sammelte so die hier folgenden Linien zu seinem Lebensbilde. Heinrich Ritter von Levitschnigg wurde am 25. September 1810 zu Wien geboren. Sein Vater, einer der ersten Sachwalter, besaß drei Güter in Nieder-Österreich, starb aber bereits im Januar 1825. Heinrich studirte die Gymnasialschulen privatim, hörte darauf





Heinrich v. Levitschnigg.

die philosophische Fakultät öffentlich mit dem günstigsten Erfolge und sollte dann im letzten Jahre sub auspiciis Imperatoris Prüfung ablegen, was jedoch wegen Erkrankung des Professors Baumgartner unterblieb. Sofort zum Eintritt in die orientalische Akademie primo loco vorgeschlagen, erfuhr unser Jüngling die erste Wohlthat des damaligen hochtorystischen absoluten Regimes, indem er aus Mangel an Protektion bei Seite geschoben wurde, obgleich zwei Stiftplätze erledigt standen.

Wie oft mag die grausame Hand der schrankenlosen „unverantwortlichen" Willkür in das Triebwerk eines Menschenlebens eingegriffen und es auf verfehlte Bahnen abgelenkt haben, auf denen das Ziel „Verkümmern" heißt. Auch unsern Dichter machte dieser Schlag der „eisernen Hand" an seinem Berufe irre, die Studien wurden ihm verleidet, er fand keinen Halt mehr in den vorgezeichneten pedantisch abgemessenen Grenzen, er hörte zwei Jahrgänge des Jus, darauf ein Jahr der medizinischen Wissenschaft mit Erfolg und doch ohne aufrichtigen Beruf — bis er endlich dem Fakultäten-Teufel das Dintenfaß ins Gesicht warf und sich im November 1830 als Kadet bei dem k. k. Dragoner-Regimente König Ludwig von Bayern einreihen ließ. Er kam zur Majors (ersten) Schwadron, lag anfangs in Igal in der Somogy stationirt und machte dann im Frühjahr 1831 den Marsch nach Italien mit. Später schloß er mit seinem Eskadrons-Commandanten Rittmeister Marovsky eine Konvention, die ihn 2400 fl. kostete und wurde am 16. Januar 1832, mit Ueberspringung der Fähnriche, Unterlieutenant im k. k. dritten Oguliner-Grenzregiment. Sr. Exc. der Banus von Kroatien Baron Jellachich diente damals gleichzeitig im Regimente, war aber bei dem ersten Bataillon in Italien eingetheilt.

In Proficheni-Kamen, dem Hauptmannsposten auf dem Cordon, hing damals ein Gedicht des nachherigen Banus in Glas und Rahmen. Es war ein Spottlied auf die Plackereien und „kleinen Leiden" des achttägigen Cordondienstes. Levitschnigg verfaßte für den Subaltern-Offizierposten zu Gabranich-Ruka ein Gegenstück, zum köstlichen Vergnügen der Cameraden. Schon damals schrieb er mehrere, später vernichtete Trauerspiele, die er Stück für Stück während der jeweiligen acht Tage am Cordon zu vollenden pflegte. Auch verbreitete er einige Zeit lang für einen Freundeskreis eine geschriebene Zeitung und brachte so einigermaßen geistiges Leben und Streben in den nüchternen Schlendrian des Grenz-Dienstes, dessen öder Monotonie überdrüßig er nach ein paar Jahren einen Urlaub nach Wien sich erwirkte, wo er am 16.

Juli 1834 mit Beibehaltung des Offizierscharakters austrat, nachdem er vergeblich die Transferirung zu einem Linienregimente durchzusetzen sich bemüht hatte. Und dieses Unglück war sein Glück! denn so ward er noch zur rechten Zeit einer Sphäre entrissen, welche doch weder seiner Individualität zusagte, noch geeignet war, die in ihm rege gewordenen Kräfte energisch zu entwickeln, er mußte es mit Ueberzeugung inne geworden sein, daß geistige Thätigkeit doch sein eigentliches Ackerfeld sei. So dem „Stillleben" des wissenschaftlichen Dilettanten zurückgegeben, that sich Levitschnigg in Wiens gebildeteren Kreisen um und lernte im Jahre 1835 in Neuner's s. g. Café littéraire (unsere Kaffeesieder hatten damals noch kein schwarz-roth-goldnes Bewußtsein!) die Koryphäen des österr. Parnasses kennen, lieben und bewundern, und ward mit Grillparzer, Grün, Lenau, Bauernfeld und andern Mitgliedern der sogenannten „Stern-Gesellschaft" eines artistisch-literarischen Club's, der die Blüte geistiger Potenzen und ästhetischer Kunstfreunde in sich schloß, bekannt. Seit jener Zeit las man den Namen L. in Wittbauer's „Wiener Zeitschrift" unter graciösen Liebesgedichten und später unter den eingangs erwähnten prächtigen Ghaselen. Seiner persönlichen Bekanntschaft mit weiland Feuchtersleben und mit dem jetzigen k. k. Konsul in Alexandrien, Christ. Wilh. Huber verdankt L. die Kenntniß der „Dichtung des Morgenlandes" und die Einführung in diese eigenthümliche Mährchen-Welt, deren Bilder und Töne auch reichhaltig genug in seinen eigenen Poesien durchklingen, ja ihnen jenen fast orientalischen Typus verleihen, der uns noch immer neu, oft aber auch allzu fremd anmuthet. Hat es andern gefallen, Vogl und Frankl: Oesterreichs Uhland und Platen zu benamsen, so möchte ich L. den österreichischen Freiligrath taufen, mit dem er Stoffe und Form, Gewandtheit, aber freilich nicht die Anerkennung gemein hat — jener ist — „Sänger der Wüste," dieser — Sänger in der Wüste gewesen!

Im Dezember 1836 starb ihm die Mutter; — nun zeigte sich der tiefste Ebbestand des Familien-Vermögens und der hieraus erfolgende Bankerott gab ihn jahrelangen Kämpfen mit Noth und Sorge preis. Man weiß es zur Genüge, wie traurig damals ein noch wenig bekannter Schriftsteller in Oesterreich daran war, zumal wenn er nicht „Modesachen" für den Bedarf des großen Haufens fabrizirte, sondern „Dichter" war und eingeklemmt zwischen die Schranken des Censur-Unwesens und jene seines besseren Strebens, nach einem Ziele rannte,

wo wenige, und diese nicht alle lebend ankommen! Wir alle hoffen, daß diese Zustände vergangen sind und bleiben, denn es wäre gar zu traurig, wenn wir mit so vielen Opfern nicht einmal so weit vorgeschritten wären, daß die „Apostel des Gedankens" nicht mehr um Taglohn betteln müssen!

Es muß hier mit Anerkennung erwähnt werden, daß Herr M. G. Saphir es war, der dem hartbedrängten Jünglinge, der, noch Anfänger und doch nicht mehr Dilettant, wahrlich keine luxuriosen Chancen für ein auf Abonnement-Gelder angenehmes Unternehmen bieten konnte, die Hand reichte und ihn unter seine Mitarbeiter aufnahm. Levitschnigg debütirte im „Humorist" mit Beantwortung der Minnegerichts-Frage: „Was bringt größ're Noth, Treubruch oder Tod?" worin er sich für ersteres entschied und damit einen eben so tiefen Kennerblick in das Menschenherz bekundete, als er durch eine glanzvolle Diktion neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Nun kamen „sieben fette Jahre" reich an Gedichten, Erzählungen, Kritiken und andern belletristischen Aufsätzen, alles mit sichtlicher Liebe entworfen und ausgeführt und nirgends der Schweiß des unfreiwilligen Frohndienstes erkennbar, wie an den meisten ähnlichen Ephemeriden der Journalistik; dennoch konnte mir die „Prosa" meines Freundes niemals recht munden, da sie, obwohl geistreich und voll pikanter Wendungen, doch keinen eigentlichen stätigen Fluß des Stiles aufzuweisen hat; eine rühmliche Ausnahme davon macht blos die im „Orpheus" (musikal. Taschenbuch für 1840) erschienene Biographie des Componisten Gluck, womit Levitschnigg einen äußerst glücklichen Wurf in ungebundener Rede machte.

Sein erstes selbstständig in Druck gelegtes Werk war eine romantische Dichtung „Rustan" betitelt, die ohne Censur bei Metzler in Stuttgart verlegt wurde und dem Verfasser einen dreitägigen Hausarrest zuzog, — wovon er aber, bescheiden genug, niemals etwas verlautbaren ließ, treu dem schönen Worte des Vincenzo Monti:

— — io sprezzo
Gente loquace, ha pochi detti il forte,
Molti il codardo!

Im Jahre 1842 erschien bei Pfautsch in Wien ein Band seiner vermischten Gedichte, eine Sammlung von meist in Taschenbüchern und Journalen zerstreuten Stücken. Sie fanden eine entschieden günstige Aufnahme von Seite der Kritik, weniger von Seite des versemüden Publikums.

Heinrich v. Levitschnigg.

Levitschnigg schrieb nun zwei Trauerspiele „Lord Byron" und „Löwe und Rose," welches letztere später im Jahre 1847 in meine bei Heckenast in Pesth erschienenen Sammlung „verworfene Schauspiele" überging, und von den „Wächtern des Parnasses" freudig begrüßt ward. Beide Stücke wurden seiner Zeit beim Wiener Hofburgtheater eingereicht; aber da der Verfasser ein Landeskind war und „keine hohen Gönner" hatte, so theilte er das Loos so Vieler, deren Talent dann am österreichisch-absolutistischen Kastengeiste verkam — er wurde abgewiesen. In der Vorrede zu meinem obgedachten Buche habe ich des weiteren die Zustände der österreichischen und namentlich der Wiener Hofbühne entwickelt — ihr düstres Colorit ist traun! nicht übertrieben, wir alle wissen wohl ein Stücklein davon zu erzählen — und unser Dichter wahrlich nicht das unerheblichste.

Im März 1845 folgte Levitschnigg einem Rufe zur Redaktion der Pesther Zeitung, deren Feuilleton er bis zum Abmarsche der Kaiserlichen im April 1849 versah, ohne daß sich ihm dabei ein neuer und fruchtbringender Wirkungskreis aufgethan hätte. Das deutsche Element war damals das Stiefkind daselbst.

Im Jahre 1845 brachte der „Humorist" eine Reihe erotischer Stanzen, betitelt „brennende Liebe" welche so frisch und lebendig ansprachen, daß er zur Herausgabe aufgefordert, sie sammelte und sammt Anderen neueren epischen und lirischen Stücken bei Mörschner in Wien unter dem etwas gesuchten und unklaren Titel „West-Oestlich" 1847 erscheinen lies und damit einen bedeutenden Fortschritt bekundete. Die Perle des Buches ist der Cyklus „brennende Liebe" und das romantische Gedicht: „die letzte Fee." Weniger Anklang als diese Sammlung fand das im selben Jahre bei Heckenast in Pesth erschienene „Mährchen" ein fantastisches Poem, reich an prächtigen Episoden, im Ganzen aber dem Bedürfnisse der Zeit nicht gewachsen.

Noch fruchtbarer war dem rastlos strebenden Dichter der Beginn des Jahres 1848; er hatte bereits mit einer norddeutschen Buchhandlung für einen Band epischer Dichtungen und ein Heldenlied „Hunyady" (in der Form wie Grüns „letzter Ritter") abgeschlossen. Das Manuskript lag reisefertig — da kamen die Idus des März. —

Levitschnigg privatisirt nunmehr in Pesth und gedenkt eine „Nachmittags-Zeitung" herauszugeben. Sein letztes Werk sind historische Aufzeichnungen aus der jüngsten, ereignißreichen Vergangenheit, betitelt: „Kossuth und seine Bannerschaft" Silhouetten aus dem Nach-

März in Ungarn und sind bei G. Heckenast 25 Druckbogen stark, in 2 Bänden, im diesjährigen Februar erschienen. Ich wende auf die Grundidee dieses Werkes den schönen Gedanken der lieblichen Felicia Hemans an, welche den Procida zu den Sicilianern sagen läßt:

— — — There is hope
For all who suffer with indignant thoughts,
Which work in silent strength!

Es ist sehr zu bedauern und läßt eine Lücke in diesem Bilde, daß Levitschnigg's jüngste Poesien noch nicht im Drucke erschienen: denn sie sind ohne Widerrede das dritte, vielleicht letzte und beste Stadium seiner Entwickelung und sowenig sein „Hunyad," welchen ich aus dem Manuskript kenne, hinter Grün's „Ritter" zurückbleiben wird, ebenso wenig werden seine jüngsten „Lieder" neben Lenau's elegischen Akkorden erröthen dürfen und daß es gerade die Weise unseres tief betrauerten Lenau ist, welche bisher den Ausgangspunkt in Levitschnigg's Poesie bildet, ist ein ebenso bedeutungsvolles als erfreuliches Moment, wenn wir gleich ganz erstaunt sind, den upasdurstigen Bilderstürmer und kecken Lotospflücker, der mit vergiftetem Pfeil im Herzen durch die Bananen-Pflanzung raste und in hochrother Leidenschaft einen ganzen Park von seltenen Tropenblüthen der schlummernden Odalike zu Füßen legte, — wenn wir den Metaphern und Hyperbeln — Schwelger sage ich, plötzlich sinnenden Hauptes und schwärmerischen Blickes durch den deutschen Eichwald wandeln und in stille Wehmuth und gedankenschwere Metaphysik sich versenken sehen.

Und doch gebe ich gerne den ganzen flimmernden Kram des „orientalischen Typus" wie er in den ersten Büchern Levitschnigg's beinahe bis zum Schwulst aufgespeichert liegt, so farbenprächtig und goldig blendend auch manche Spangen und Arabesken darunter sein mögen, ich gebe sie alle für ein vierstrophiges Lied wie sie Levitschnigg seit 1849 dichtet, oder für eine Romanze aus seinem „Hunyad." Hier im Epos die Kraft männlicher That — dort im Liede die Anmuth und rührende Einfalt der Psyche: — Wahrheit und Empfindung, diese beiden Faktoren bilden hier die Summe der poetischen Individualität, zu welcher sich Levitschnigg siegbaft binangerungen hat; weshalb er auch jetzt gerne das Motto des gedankengewaltigen Byron im Munde führt, der mein wie sein Lieblingsdichter geworden ist:

„Here's a sigh for those, who love me
And a smile for those who hate

Heinrich v. Levitschnigg.

And, whatever a sky's above me
Here's a heart for every fate.

Unseres Dichters Persönlichkeit ist in dem beigegebenen Bilde ziemlich treu ausgeprägt: mittlere Gestalt, hohe Stirne, feuriges Auge, römische Nase, mächtiger Lippenbart, schmales lebhaftes Gesicht. Es gibt übrigens vielleicht keine zweite Persönlichkeit, welche einen so vollendeten Kontrast bildet mit seiner dichterischen Eigenthümlichkeit. Wir sehen das heitere Antlitz eines frank und froh ins Dasein springenden Welt- und Lebe-Menschen, — und doch ist der Moll-Akkord seiner Leier nur das allzutreue Echo einer gestörten Harmonie im Innern. Ein irisbunter Vorhang deckt die leidbewegte Bühne seines Herzens, — ihn zu lüften, sei bloß der Muse gestattet. Levitschnigg ist sehr blasirt, menschenscheu, kennt und mißachtet die Welt, namentlich die Zeitgenossen und hat — trotzdem er den „Orient" verwunden — eine persische Leidenschaft für die Freuden des Schachbretes! Nichtsdestoweniger ist Levitschnigg in freilich seltenen Weihestunden, wenn der wohlthätige Genius des „Vergessens" ihn mit kühlendem Fittig umrauscht, der harmloseste, liebenswürdigste Gesellschafter, der launigste Becherschwenker ein wahres Kindergemüth! wie schade um die „blaue Blume!" Auerbach nennt diese unselige Menschenverachtung und Selbstbezweiflung die „Grundsuppe," in der alle Niedertracht der Gegenwart zusammenbrodelt!"

Sollte Jemand heutzutage nach der Gesinnung unseres Freundes fragen, so lese er dessen geharnischtes Gedicht: „der steinerne Gast" (Pesth 1848), es ist die Gesinnung jedes unverkrüppelten Dichtergeistes, dessen „freie Muse" sich nirgend und nimmer in Sold begibt. Zum Schlusse und Ueberflusse lassen wir noch einige Verse aus dem Trauerspiele: „Löwe und Rose" reden, welches, beiläufig gesagt, auch eine dramatische, wenn schon vielleicht nicht modern bühnengewandte Feder bekundet:

„Schon ist mein Schwert von deinem Blut gefärbt."

Leila.

„Es mag in Strömen gegen Himmel fließen,
Ist doch mein Wahlspruch: Freiheit oder Tod!"

„Bei Thieren heißt Natur, bei Menschen Größe:
Ein kühner Opfertod für fremdes Glück!"

Heinrich v. Levitschnigg.

Du hast die eigne Ehre todtgeschlagen,
Und ohne Ehre ist ein Ritter todt.

Ersticken läßt sich freilich ein Gedicht,
Der Wahrheit Herold aber, deinen Richter,
Die Weltgeschichte, sie erwürgst du nicht!

Es hält nicht schwer, den stärksten Mann zu tödten,
Wenn man beim Friedenskuß zum Dolche greift.

Ludwig Foglar.

Heinrich v. Levitschnigg.

Gedichte.

(Wien 1842. Pfautsch.)

Dichterpflicht.

Ihr Dichter sollt der Wahrheit Boten sein,
Im Zeitensturme die Piloten sein.
Dem Schönen widmet eure Harfenklänge,
Doch dürft ihr blind nicht wie Zeloten sein.
Vernichtend müssen eure Glutgesänge
Für Vorurtheil: den Geistdespoten sein;
Doch soll die Hand, erlag des Wahnes Hyder,
Zum Frieden rasch und gern geboten sein.
Ein Bild des Lichtes sollen eure Lieder
Dem Tage gleich, dem morgenrothen sein.
Ihr müßt das Erntefeld des Geistes pflegend,
Genaue Kenner tauber Schoten sein.
Drum sollen eure Lieder herzbewegend,
Doch nie blos Nachtigallennoten sein.

Treue.

Einst stand ein Palmensprosse
Auf einem Felsenkamm,
Bei ihm als Spielgenosse
Ein hoher Cedernstamm.

Stolz rauschten ihre Zweige,
Dies Rauschen sagte klar:
Auf steilem Felsensteige
Steht treu ein liebend Paar.

Heinrich v. Levitschnigg.

Braust wild am Felsenhange
Der Sturm, der Wälderfeind,
Die Palmenbraut, die bange,
Beschirmt ihr Cedernfreund.

Dem Schützer sendet dankbar
Die Palme Duft um Duft,
Sobald für Düfte gangbar
Und ruhig wird die Luft.

So stehn sie froh im Walde
Durch Jahre Ast in Ast;
Doch endlich schwankt die Halde
Wie müde ihrer Last.

Der längst ihr Glück beneidet,
Der Felsen spaltet sich,
Und breiter Abgrund scheidet,
Was keinem Sturme wich.

Doch fruchtlos bleibt die Tücke —
So breit die Kluft auch ist,
Aus Zweigen eine Brücke
Wölbt rasch der Liebe List.

Der schlanken Stämme jeder
Folgt seinem alten Trieb,
Und rauschend küßt die Ceder
Wie sonst ihr Palmenlieb.

Einer Hoffnungslosen.

Du bist gewiß sehr elend, bist sehr krank,
Doch spricht dein blaß Gesicht zu viel von Tagen,
Wo Schnee auf seine jungen Rosen sank —
Du bist ein Mensch — und Menschen müssen tragen.

Heinrich v. Levitschnigg.

In Thränen schwimmt dein Blick in stiller Nacht,
Wie Sterne durch des Herbstes Nebel scheinen
Halb überdrüßig ihrer langen Wacht —
Du hast ein Auge — Augen müssen weinen.

Du schickst die bittre Frage himmelwärts,
Warum dein Lenz so grausam ward zertreten?
Dein ew'ger Vater sandte diesen Schmerz —
Du bist sein Kind — und Kinder müssen beten!

Doch hoffnungslos, das bist du, Aermste, nicht —
Wer blöd im Schmerz unmöglich nennt die Wonne,
Der müßte sagen, fällt der Regen dicht:
An Wettertagen gibt es keine Sonne!

So lang das Herz in deinem Busen schlägt,
Ist schnöde Lüge dieses Gottbefohlen
An alles Glück, das unsre Erde trägt —
Denn Hoffen ist des Herzens Athemholen!

Seemannssage.

Kristallenes Eis bedeckt ein ödes Eiland,
Im höchsten Norden wie ein Leichenstein,
Der schaurig Kunde gibt: Hier senkte weiland
Der Frost den schönen König Frühling ein.

Doch wie die Gothen Gold und Edelsteine
Und Kronen senkten in ein Königsgrab,
Auf daß ihr Häuptling noch im Todtenschreine
Besitzen möge, was sein Glück ihm gab:

So fanden, wie die Sage spricht, Matrosen
Dorthingeführt durch Stürme oder Muth,
Verkohlte Palmen, längstverwelkte Rosen
Im Eis geschmolzen durch des Sommers Gluth.

Vergilbten süßen Briefen zu vergleichen,
Die einst der Lenz der jungen Insel schrieb —
Ein Pfand der Liebe, das der altersbleichen
Verschrumpften Braut als letzter Trost verblieb.

Was frägst du noch, seekund'ge Amazone,
Den Busen eingehüllt in dreifach Erz,
Um jenes Eiland in der kalten Zone? —
Dir schwante längst, es sei mein eignes Herz.

Wer aber ist der wagliche Matrose
Vom Sturm getragen an den fernen Strand?
„Vielleicht du selbst.“ Und jene welke Rose?
„Gewiß ein Brief von deiner lieben Hand.“

O lande oft noch an der öden Küste,
Ob sturmverschlagen, ob kolumbuskühn,
Und schleudre in die eisgedielte Wüste
Den letzten goldnen Traum von Lenz und Grün!

Vor einem Kanarienkäfig.

Sprich, kennst du deiner Sippschaft Bahn,
Ihr Schicksal wachsgelber Vogel,
Und wie sie verhandelt deinen Ahn,
Den Herrn im palmigen Kogel?

Die Heimat, wo ewige Mailuft weht,
Das schöne kanarische Eiland,
Wo Nachts der Lenz zwar schlummern geht,
Doch Morgens ersteht als Heiland —

Wo tausend Quellen, die von fern
Wie Silber glänzten potosisch,
Und brauner Datteln Frucht und Kern
Euch labten süß und ambrosisch —

Heinrich v. Levitschnigg.

Doch wenn euer Fittig im Aether schwamm,
Was galt euch dann Nektar und Düfte;
Stolz klang es: Wir sind von urfürstlichem Stamm,
Wir duzen den König der Lüfte!

Da kamen Matrosen aus Portugal
Und fingen euch listig in Paaren;
Da wurden zur Stunde als man euch stahl,
Des Adlers Blutsfreunde zu Waaren.

Die Knechtschaft ging über von Vater auf Sohn,
Zwar Anfangs wurde getrauert;
Dann gabt ihr um Futter den Silberton,
Ihr habt euch im Bauer verbauert!

Vom blauen südlichen Himmel entfernt,
Im Kerker durch manches Jahrhundert —
Und habt ihr darüber das Fliegen verlernt,
Wahnsinnig, wer deßhalb sich wundert.

Ich aber gebe dich Vogel frei,
Du Sprosse erlauchten Geschlechtes,
Nun singe süß wie die Lorelei
Ein Lied deiner Väter, ein echtes!

Du flatterst heraus, wo bleibt das Lied,
Mein Auge scheint mich zu trügen, —
Bist Sklave gewesen ins hundertste Glied,
Und dennoch kannst du noch — fliegen!

Da jauchz' ich zornfroh, wie der Kolk
Durch Murren sich Luft macht im Meere,
Da seh ich im Geiste ein uraltes Volk,
Besiegt durch die römischen Speere —

Heinrich v. Levitschnigg.

Wie Spreu nach allen Winden geführt,
Ein Urwald zerstoben in Ranken —
Zweitausend Jahre lag es geschnürt
Doch hat es noch einen — Gedanken!

Byron's Abschied.

Leb wohl mein stolzes Weib! Wir sind geschieden,
Getrennte Gatten wie es tausend gibt;
Doch sprich mir nimmer von gestohlnem Frieden:
Ich habe dich vor Jahren heiß geliebt.

Ich barg dein goldnes Bild im tiefen Innern,
Wie ein Geheimniß, dran mein Leben hing;
Mein Herz durchzog ein seliges Erinnern
Ans Paradies, wenn mich dein Arm umfing!

Du warst die Nachtigall, aus deren Kehle
Die Welt durchflog mein schönstes Glutgedicht!
Du warst das Athemholen meiner Seele,
Warst ihres Erdenkerkers Luft und Licht.

Ich war zu deinen Füßen hingesunken,
Ein Weltmonarch, mein Kaiserreich die Lust —
Denn mit dem Ruf „Geliebte" zog ich trunken
Ein Meer von Himmeln in die stille Brust.

Dies dank' ich dir und werde nie vergessen,
Was ich besaß, was ich an dir verlor;
Jetzt kannst du auch den Grad der Kälte messen,
An der mein Herz an deiner Brust erfror.

Durchwandre diese Welt von Pol zu Pole,
Wohin du kommst, dort wird es Winter sein!
Und selbst der Gletscher, tritt ihn deine Sohle,
Stürzt schamroth über seine Wärme ein!

Heinrich v. Levitschnigg.

Gedenkst du noch, mein Kind, der schönen Stunde,
In der ein Lenz in unsre Herzen sank,
Als ich zum ersten Mal von deinem Munde
Die schöne Wissenschaft des Glückes trank.

Dies Glück war kurz! drauf haben wir gelitten,
Nach diesem Kusse schieden wir verzagt,
Er war der Punkt, wo sich zwei Linien schnitten,
Drauf eine Kluft — kein Sturm, der drüber jagt!

Gib mir die Hand! du mußt die Hand mir geben!
Noch einen Händedruck, den letzten hier,
Und dann — und dann — nicht bloß die Spanne Leben,
Die Ewigkeit liegt zwischen dir und mir!

In den elisäischen Feldern.

Am Lethestrande wandelt, den Kronenreif im Haar,
Gehüllt in Goldgewande der todten Fürsten Schar,
Von welchen die Geschichte auch nur die kleinste That
Aus ihrem ew'gen Buche der Welt zu künden hat.

Darunter mancher Söldner, einst namenlos im Heer,
Bis seinen Stammbaum-giltig auf Lorbeern schrieb der Speer,
Bis Menschenblut als Purpur auf seine Schultern sank,
Sein Scheitel bittre Thränen als Krönungssalbe trank.

Drum senkt so mancher König vor ihm das Augenlied
Und denkt: Handwerker warst du, wenn gleich ein Kronenschmied;
Sardanapal, gestorben den kaiserlichsten Tod,
Dem Bettler auf Karthago noch nie die Hände bot.

So wandeln sie auch heute am Strom verschiedne Bahn
Und lugen, gleich Spionen, nach Charon's schwarzem Kahn,
Der langsam zieht wie Nächte, im bittern Leid durchwacht,
Als sei in dieser Stunde ein Welttheil seine Fracht.

Heinrich v. Levitschnigg.

Drin sitzt olivenfärbig ein kleiner fremder Gast —
Das Auge unbeweglich — vergaß ein Blitz die Hast?
Er kreuzt auf seinem Rücken die Hände ernst und still,
Man sieht's, daß er sein Hütchen zum Gruß nicht schwenken will.

Am Ufer schreiten Griechen als Wachen hin und her,
Erblicken ihn und donnern: Spartaner, ins Gewehr!
Dort naht des Sieges Schoßkind; mit ihm versank ein Thron,
Wie Gletscher hoch und einsam — es ist Napoleon!

Da jubeln tausend Heere, ein Wald von Speeren neigt
Sich vor dem todten Kaiser, der stumm ans Ufer steigt;
Die Adler Roma's flattern wie Falken zahm durchs Thal —
Naht doch ihr zweiter Herrscher, der kleine Korporal.

Der Korse mustert lächelnd den brüderlichen Kreis,
Umschlingt doch seinen Scheitel das grünste Lorbeerreis,
Drauf fällt Rubinenschimmer — doch nein, so glänzt kein Stein,
Es scheint die blut'ge Sonne von Austerlitz zu sein.

Und sieh, die alten Fürsten vergessen Rang und Groll,
Sie denken, ihn betrachtend: Ein Fürst ein jeder Zoll.
Und Marius, der Krieger, der Herr von Babylon,
Sie neigen scheu wie Kinder sich vor Napoleon.

Ein Mann nur grüßt den Korsen zwar höflich, aber kalt,
Wie Einer, der den Aerger bemeistert mit Gewalt;
Er spricht: „Willkommen, Dichter der kühnsten Ilias,
Die je im Sonnenlichte ein Menschenauge las.

„Homer verbrannte schämig sein episches Gedicht,
Als du am Nil diktirtest den ersten Schlachtbericht,
Als dir zum kühnsten Schlusse am Pharaonengrab
Die höchste Pyramide das Ausrufzeichen gab.

„Drauf sperrte dir zum Ruhme ein Meer aus Eis den Weg,
Da schlugst du kühn aus Gletschern den schwindelndhohen Steg,

Heinrich v. Levitschnigg.

Und wieder ward das Märchen vom Afrikaner wahr,
Der, ewig Rom zu hassen, geschworen am Altar.

„Bald ward der Sieg dein Sklave, erfüllt dein stolzer Traum,
Die Erde zu beschatten als hoher Lorbeerbaum —
Die Blätter goldne Kronen — ein Scepter jeder Ast,
Die Wurzeln Königsthrone — ein Purpurkleid sein Bast.

„Da kam ein Sturm aus Norden und brach den Stamm entzwei:
Nun sah die Welt erst staunend, wie groß der Riese sei;
Hat doch der Sturz des Kaisers, der Sieg in einer Schlacht
Unsterblich einen Reiter und seinen Freund gemacht.

„Doch warst du nicht blos Feldherr, warst auch als Herrscher groß,
In deinem Geiste ruhte, — ein Kind im Mutterschoß,
Das einst erwächst zum Riesen — des Handels freies Recht;
Nie sei ein Volk auf Erden des Meeres Knebelknecht!

„Nein frei wie durch die Lüfte der Vogel schwebt und fliegt,
Soll werden jede Flagge, die sich auf Wogen wiegt;
Drum sperrtest du die Häfen, drum sieht am Lethe hier
Noch immer blaß dein Antlitz beim Namen Abukir.

„Du bautest wie Titanen, du schriebst, Propheten gleich,
Den unfehlbaren Koran der Themis für dein Reich.
Du liebtest tief im Herzen, trotz deinem Weiberhaß,
Die schönste Maid auf Erden, die Griechin vom Parnaß.

„Drum will die Welt vergeben, was sie durch dich erlitt;
Wohlthätig — ein Gewitter — war dein Gigantenschritt.
Drum reicht auch jetzt, vergessend, wo deine Wiege stand,
Ein Bruder seinem Bruder die kaiserliche Hand.

„Dann aber heißt es scheiden für alle Ewigkeit.
Wir haben nichts gemeinsam — du warst der neuen Zeit
Ein Blitz durch Mitternächte — ich war ihr Sonnenlicht,
Drum acht' ich nur den Heros, den Menschen acht' ich nicht.

Heinrich v. Levitschnigg.

„Die Menschheit war mein Lieben; du hast um sie gebuhlt,
Durch Gold zur Messaline die reine Magd geschult;
Mir war sie werth und heilig, wie eine keusche Braut, —
Ihr wurdet im Seraile, wir am Altar getraut.

„Du warst ein Arzt, der ruhig in ihre Wunde schnitt,
Ich blieb als Arzt noch Vater, der mit den Kranken litt;
Du drücktest ihre Rosen, nie ihren Dorn ans Herz,
Ihr Glück war auch das meine, doch mehr noch mein ihr Schmerz.

„Du gabst ihr Wundenmale, drum schmückten Kreuze dich,
Mir brach sie Schwur und Treue, ich nahm ihr Kreuz auf mich;
Du schriebst ein Blatt Geschichte, wie es kein zweites gibt;
Mir gilt die kurze Zeile: Er hat sein Volk geliebt.

„Doch hieß uns beide schuldig der Mitwelt Schiedsgericht;
Du hast sie nicht verstanden, doch mich verstand sie nicht.
Ich bin zu früh gekommen, du aber kamst zu spät,
Und so verdarb die Ernte, von meiner Hand gesät.

„Drauf kam die Weltgeschichte, die Magd der Ewigkeit,
Und schrieb zu meinem Namen: der Leuchtthurm seiner Zeit;
Und rief, als du verlassen den blut'gen Lebenspfad:
Er war die scharfe Sichel zur Zeit der Völkermahd.

„Wir beide sind geschieden, wir hatten nichts gemein,
Ich wollte Landesvater, du wolltest Kaiser sein!"
So spricht der Kronenträger und scheidet ohne Gruß,
Und unter seinen Schritten versiegt — der Lethefluß.

„Wer ist," so frägt der Fremde „der kluge, stolze Thor!"
Drauf spricht der Römerkaiser, der keinen Tag verlor:
„Es ist der zweite Joseph." Da wird der Korse bleich.
Warum? was spricht die Menschheit? Was sagt mein Oesterreich?

Heinrich v. Levitschnigg.

Rustan.

(Romantisches Gedicht in vier Gesängen. Stuttgart 1841, Metzler.)

„Betrachtet diesen Hof," beginnt der Alte,
„Und jener Pforte siebenfaches Schloß.
Ihr wißt wohl nicht, was sie verborgen halte?
Dort steht aus Erz gegossen, riesengroß
Das Bildniß Mahishasur's aufgerichtet;
Eh' Brama's Lehre seine Macht vernichtet,
Bog mancher Rajah dort sein stolzes Knie.
Der Opfer viele schritten durch die Pforte,
Und kehrten nimmer von dem Schauerorte —
In lichten Tagen erst verschloß man sie.

Einst saß ein Fürst auf dieses Reiches Throne,
Von dessen Mund ein Strom der Gnade floß —
Als Perlen schmückten seine goldne Krone
Die Freudenthränen, die sein Volk vergoß.
Ein Kind, so lieblich wie des Lenzes Rosen,
Und seinem Himmel, diesem wetterlosen
An Herzensunschuld wie an Sanftmuth gleich,
Stand zärtlich an des greisen Vaters Seite
Wie sich um Palmen, oft erprobt im Streite
Lianenhalme winden grün und weich.

Wenn sich ein Flatterschwarm in Sommertagen
Um eine Rasenstelle gaukelnd dreht,
Wer würde da noch zweifeln oder fragen,
Ob dort die Blumenfürstin: Rose steht?
Was sucht die Schar von jungen Rajah'ssöhnen?

Heinrich v. Levitschnigg.

Die Fahnen flattern, ihre Hörner tönen —
Das Ziel der Fahrt ist sicher Udipur!
Wer aber wird den Liebessold erringen?
Wer küßt von jenen bunten Schmetterlingen
Die schöne Sultanin der Blumenflur?

Zwei Nachbarfürsten, reich an Gold und Ländern,
Verscheuchten bald den ärmern Freierschwarm.
Gleich wiegt das Gold auf ihren Prachtgewändern,
Es frägt sich nur: wer hat den stärkern Arm?
Der Krieg scheint unvermeidlich zwischen beiden,
Die krumme Sichelklinge soll entscheiden,
Wer freien darf die unentweihte Magd.
So kämpft auf grüner Matte Leu und Tieger —
Nach langem Kampfe brüllt der blut'ge Sieger:
Ich bleib' berechtigt zur Gazellenjagd.

Der Zwietracht abhold sprach der Fürst zu beiden
Von euch lös't keiner meines Kindes Shawl.
D'rauf rief das stolze Freierpaar beim Scheiden:
Wir schreiben dir die Antwort mit dem Stahl!
Zwei Geier stritten sich um eine Taube,
Ein alter Adler, Feind vom Mord und Raube
Bot rasch dem scheuen Flüchtling seinen Schutz.
Jetzt Adlernest auf schwindelndhoher Palme,
Die Dichte wie die Feste deiner Halme
Beweisend, biete den Verfolgern Trutz.

Was nun geschah, vermag ich nicht zu schildern,
Das Heerhorn blasen ist nicht mein Beruf;
Nie hab' ich mich versucht in blut'gen Bildern
Die Firdusi *) mit kühnem Griffel schuf.
Doch gleichen sich im Ganzen Kriegerthaten
Geknickte Rosen, hufzertret'ne Saaten,
Verbrannte Hütten, rings ein Leichenfeld,

*) Firdusi, ein berühmter persischer Dichter.

Heinrich v. Levitschnigg.

Um Frieden Bittgebet in den Pagoden
Zuletzt ein Lorbeerkranz, bezahlte Oden,
Dies braut zusammen, fertig ist der Held.

Drum kurz gesagt, des Rajah's Fahnen sanken,
Und seinen Gegnern blieben Feld und Schild
Die nächste Nacht sah den Geschlagnen wanken
Um Mahishasur's schauervolles Bild —
Die zweite Nacht sah diesen Hof beleuchtet,
Ein zärtlich Vaterauge gramgefeuchtet,
Ein Fürstenkind gehüllt in Gold und Sammt.
Sprich, blasse Jungfrau, willst du Hochzeit halten?
Doch nein auf deiner Stirn die tiefen Falten
Verkünden klar, der Scheiterhaufen flammt.

Wer spann den Schleier dir aus weißer Seide? —
Der Vater gab dazu sein Silberhaar. —
Wer schenkte dir von Perlen das Geschmeide? —
Versteint heißt Perle, was sonst Thräne war. —
Wer pflückte dir die grünen Mirthenzweige? —
Der Frühling meines Lebens geht zur Neige;
Er war sehr kurz, der rosenreiche Mai,
All seine grüne Hoffnung ließ er fallen
Aufs Haupt, wie sie dem Tode früh verfallen —
Was frägst du noch, woher die Mirthe sei!

Um deinen Hals glänzt eine Schnur Rubinen? —
Des Vaters Sichelklinge traf mich gut;
Was eine Schnur Rubinen dir geschienen,
Ist nur ein rother Streif von meinem Blut! —
Es ist vollbracht. Stumm kniet der Fürst, der bleiche,
An seines schönen Kindes kalter Leiche.
Sein Blick, der nie in heißern Thränen schwamm,
Spricht laut, wenn auch die blassen Lippen schweigen:
Das letzte Blatt sank von den dürren Zweigen,
Und kahl und schmucklos steht der alte Stamm!

Heinrich v. Levitschnigg.

Der Leichnam ward gespaltet in zwei Theile,
Und so den trotz'gen Werbern zugesandt;
Da sanken von dem Bogen ihre Pfeile,
Und in die Scheide blieb das Schwert gebannt.
Vor Mahisbasur's blut'gem Opfersteine
Im goldnen Sarge ruhen die Gebeine
Des letzten Opfers, das sein Tempel sah.
Er ward geöffnet nicht seit diesem Tage. —
Dies, tapfre Hindus, ist die blut'ge Sage *)
Von Udipur's gepries'ner Helena."

Der Alte schweigt, und Stille herrscht im Hofe
Ergriffen steht die bärt'ge Kriegerschar;
Dort stillt die Thräne eine blasse Zofe,
Die nicht sehr glücklich in der Liebe war.
Sie fühlt es tief in ihres Herzens Leben
Es gibt noch einen höhern Schmerz im Leben
Als ein umsonst gegebenes Stelldichein!
Hier schluchzt ein alter Mann mit kahlem Haupte
Der weinen längst verlernt zu haben glaubte,
Es mag ein kinderloser Vater sein.

---

*) Die Sage von der indischen Helena ist geschichtlich wahr, die Zahl der Freier betrug sieben.

Heinrich v. Levitschnigg.

West-Oestlich.

(Wien 1846. Mörschner.)

Brennende Liebe.

1.

Ich bin die Rose! kühlste der Wogen,
Flüchtig mich küssend eilst du vorbei,
Wanderst zum Meer vom Wahne betrogen
Daß es dort freudiger leben sei!

Könntest im Kelch als Perle dich pfühlen
Würzen mit frischem Dufte dein Sein;
Aber dein Denken, aber dein Fühlen
Findet das Glück im Wandern allein!

Aber vergiß nicht, an Felsen zerschellen
Kannst du, der Pfad ist an Klippen nicht leer,
Woge, von tausend stürmischen Wellen
Kommt oft nicht eine ins ewige Meer!

Werthlos, spurlos noch lebend vergessen
Schwimmst du ein Tropfen im schäumenden Schwall;
Kannst du es denken, kannst du's ermessen,
Nichts zu bedeuten im maßlosen All!

Strahlende Sonne tauche dein Auge
Tief in die Flut, drin er sich verlor,
Fasse den Tropfen gnädig und sauge
Liebend ihn zu den Wolken empor!

Daß er, wie Heimwehbefallene pflegen,
Kehre mit ihnen zum heimischen Strand,
Daß er mit ihnen im labenden Regen
Stürze hernieder auf's maiige Land!

Heinrich v. Levitschnigg.

Tropfen, die Rose hat ja vergeben,
Harrt dein in Liebe, harrt dein im Schmerz,
Reuige Woge gieße dein Leben
Rasch in mein treues, blumiges Herz.

2.

Ich bin der Felsstrand, du bist die Welle,
Weich' ich, versiegt im Sande dein Sein;
Aber du spottest: Wenn ich zerschelle,
Dank' ich's nur deinen Klippen allein!

Sei du die Perle, ich werde Krone,
Treu dich zu schirmen, daß Niemand dich raubt;
Aber du trauerst: 'sist auf dem Throne
Meist eine Thräne, was Perle man glaubt!

Du bist das Blatt, ich gleiche dem Kiele,
Wenn ich nicht schreibe, liest man dich nicht;
Aber du jammerst: Es schrieben schon viele
Auf Blätter der Liebe, ein schmerzhaft Gedicht!

Ich bin die Wolke, Blumen verderben
Mußt du in Gluth, sobald sie nicht sinkt;
Aber du höhnst mich: Sterben ist Sterben
Ob man verbrannt wird, ob man ertrinkt!

Ich bin der Schirmpfahl, sei du die Rebe,
Ohne mich sinkst du in Staub und in Noth;
Aber du flüsterst: Wenn ich dir lebe,
Wein' ich im Herbste mich sicher zu todt.

Ich bin der Himmel, Heilige ziehe
Rasch in dies Herz, es schlägt nur für dich;
Aber du betest: Versucher entfliehe,
Heilig ist Männern einzig ihr Ich!

Heinrich v. Levitschnigg.

3.

Wenn du mich liebst, laß mich's nicht früher wissen,
Wenn du einst bang den letzten Kuß mir gibst;
Pfühlt unser Glück man auf das Sterbekissen,
Um Gotteswillen schweig, wenn du mich liebst!

Wenn du mich fliehst, so mag's am Tag geschehen —
Sobald du in die kalte Fremde ziehst,
Werd' ich vor Weinen ohnedies nichts sehen,
Drum brauch' ich Sonnenlicht, wenn du mich fliehst!

Wenn du mir schreibst, so sei es nur die Zeile,
Daß du mir treu durch alles Leben bleibst;
Dann wird es, wenn ich selbst am Pol verweile
In meinen Herzen Lenz, wenn du mir schreibst.

Wenn du mir treulos wirst, an fremdes Werben
Mein Himmelreich, dein zärtlich Herz verlierst,
So laß mir sagen, „Menschenkind geh' sterben"
Ich thu' es gern, wenn du mir treulos wirst.

Wenn du bereust in bittrer Herzensleere,
Sei Schilf der Brief, womit du mich erfreust;
Denn sieh mein Kind ins tiefste aller Meere
Begrab' ich deine Schuld, wenn du bereust!

Und kehrst du dann zurück, dies lass' mich wissen —
Ich trage dich bei Gott berauscht durch Glück
Auf meinem Herzen, einem Purpurkissen
Durch alles Land und Seln kehrst du zurück.

4.

Man frägt die Lilie nicht, die keusche Blume,
Ob sie uns werden will zum Eigenthume;
Kühn holt sie aus dem Beet, wer Kränze flicht,
Und frägt, mein Kind, die weiße Blume nicht.

Heinrich v. Levitschnigg.

Man frägt im Herbste nicht die zarte Rebe,
Ob sie die goldnen Thränen willig gebe;
Man schlingt dies Naß mit lächelndem Gesicht,
Und frägt, mein Kind, die grüne Rebe nicht.

Man frägt ihn nicht den eingefangnen Finken,
Ob Sonnenschein er nicht mehr wolle trinken;
Man raubt ihm, daß er singt, das Augenlicht,
Und frägt, mein Kind, den armen Finken nicht.

Man frägt die Odaliske nicht, die blasse,
Bei'm Kaufe, ob sie liebe, ob sie hasse;
Man schleppt sie heim, ob auch das Herz ihr bricht,
Und frägt, mein Kind, die bleiche Schönheit nicht.

Drum frugst auch du nicht, ob es mir behage,
Daß ich die Harfe als dein Sklave schlage;
Drum stahlst auch du, was scheinbar ein Gedicht,
Doch nur mein Herzblut ist, und frugst mich nicht!

5.

Im Maie da duften die Nelken,
Das glaubt noch das Herz, ein Laie
An die Gottheit der niemals welken,
Der brennenden Liebe im Maie.

Im Sommer trotz Wettern verderblich
Bleibt stets noch ein gläubiger Frommer
Die Seele, und hält für unsterblich
Die brennende Liebe im Sommer.

Im Herbste da wandern die Schwäne,
Da gibt uns das Naß, das herbste —
An Siechenbetten die Thräne —
Die brennende Liebe im Herbste.

Heinrich v. Levitschnigg.

Im Winter fallen die Flocken,
Längst starr sind die Blumen dahinter;
Gestorben sei, hallen die Glocken,
Die brennende Liebe im Winter.

Im Leben muß man's ertragen,
Ich selbst sah wie Tausend mit Beben
Verblutend ans Kreuz geschlagen
Die brennende Liebe im Leben.

Im Liede doch Troz sei geboten
Dem Wahn, daß ein Grab sie umfriede;
Als Heiland ersteht von den Todten
Die brennende Liebe im Liede!

6.

Ostwind, du Pfeil der Lüfte
Rasch eile hin zu ihr,
Und bring ihr Blumendüfte
Als stillen Gruß von mir.

Doch früher mußt du lauschen,
Wie's der Herzliebsten geht,
Wenn Freuden sie umrauschen
Bei ihr ein Fremder steht:

Dann sprich, der einst geworben
Um sie, der Träumer sei
Zu rechter Zeit gestorben,
Und sie nun gänzlich frei.

Doch wenn sie weint, dann flüstre:
„Er grämt zu Tode sich,
Viel Lieder hat der Düstre,
Mehr Thränen noch für dich!“

Heinrich v. Levitschnigg.

Ein Märchen.

(Pesth 1847, Heckenast.)

Auf Island.

Hier muß es sein, hier muß der Tod verweilen,
Wenn anders er im alten Chaos haus't;
Wo ew'ge Gletscher sich zum Harst verkeilen
Vulkane flammen, Luft und Wasser braus't.

So ist es auch. Im öden Schneegefilde,
Nur hie und da bedeckt mit Moosgeflecht,
Steht eine dürft'ge Hütte, selbst zum Bilde
Der tiefsten Bettlerarmuth viel zu schlecht.

Hier kann sich vor dem Schlaf kein Wand'rer schützen,
Hier schlummern Sonne, Mond und Sterne ein:
Die Hütte wankt, die Pfeiler, die sie stützen,
Sie nicken, — müssen furchtbar schläfrig sein.

Hier schloß selbst Gott sekundenlang ein Auge,
Als er die mohngedielte Gegend schuf,
Erprobend, daß sie ganz zur Heimath tauge
Für Hein und seinen schläfrigen Beruf.

Ein Lämpchen nur glimmt spärlich in der Hürde
Ihm dient Gewissensangst als ew'ger Docht,
Stets wach erhalten von der Sündenbürde,
Indeß als lindernd Oel die Hoffnung kocht.

Heinrich v. Levitschnigg.

Bei ihrem Schimmer zählt die Tödin achtsam
Sandkörner für des Gatten Stundenglas,
Aus welchen sie seit Abels Tod bedachtsam
Und schlau die schwersten an Gewicht erlas.

Dann reicht sie stumm die Brust den kleinen Toden,
Die nach und nach die Zeit ins Leben ruft,
Die sündenhafte Menschheit auszuroden,
Doch sind sie noch nicht reif zum Dienst der Gruft.

Der Bube hier, beschäftigt Ball zu schlagen,
Bestieg die Luftballons vor Jahren schon,
Drum stellt die Zukunft ihn in spätern Tagen
Bei Lufttrains an als Grabespostillon.

Dort jener Strolch, der eben eine Bremse,
Die jüngst des Vaters Leibroß blutig stach,
Ins Wasser wirft, befährt dereinst die Themse,
Sobald sie schäumend in den Tunnel brach.

Der Gauch mit Händchen hager, wie geschunden,
Der Bruder winzig ist ein ganzer Tod;
Er wurde kürzlich von Daguerre erfunden
Und schrumpft die Lebensschnen ein durch Jod.

Der Findling hier, der Blumen scheint zu keltern,
Heißt Opium, trägt Windeln von Nanking;
So wachsen sie zur Freude ihrer Eltern,
Groß ist ihr Muth, wenn auch die Zahl gering.

Auch fehlen drei der löblichsten Geschwister,
Die furchtlos noch kein Mensch erscheinen sah;
Wie Samson einst im Lande der Philister,
So haus't in Hindostan die Cholera.

Die zweite fährt ein Waarenkarrenschieber
So eben in Kairo ein — die Pest,

Heinrich v. Levitschnigg.

Indeß ihr Zwillingsbruder, gelbes Fieber,
Den Indianern gibt den letzten Rest.

Da öffnet knarrend sich die schwarze Pforte,
Und in die Stube tritt der alte Herr;
Die Tödin grüßt den Mann mit süßem Worte,
Die Kleinen — welch ein Drängen und Gezerr!

Die Bursche raufen sich mit derbem Fluche
Wenn Stundenglas und Sense müd und heiß,
Die Tödin wischt mit einem Leichentuche
Dem ew'gen Wandrer vom Gesicht den Schweiß.

Dann langt sie mit der Hand in einen Tiegel,
Drauf „Blut" zu lesen ist in rother Schrift,
Salbt seine Füße, lös't das schwarze Siegel,
Und mischt zum Schnapps aus sechs Fiolen Gift.

Der Alte lagert sein Gebein, das steife,
Legt seinen Todtenzettel auf den Tisch,
Scharrt langsam aus die halbgerauchte Pfeife
Und füllt sie dann mit Schirlingsblättern frisch.

Drauf schmaucht er heftig, bis die Blätter flammen,
Durchforscht die Zettel, ob kein Name fehlt,
Und stellt zum nächsten Zeitungsblatt zusammen
Die Todtenlisten aus der ganzen Welt.

„Weib" ruft er aus, beendend die Lectüre,
Noch einen frischen Trunk von Upasbag;
Denn furchtbar ist's, was ich für Durst verspüre,
Ja Alte, heute war ein heißer Tag.

„Vom Morgen bis zum Abend mähen müssen,
Der Teufel halte diesen Frohndienst aus,
Ja wenn die Menschen kämen mich begrüßen,
Und müßt' ich laufen nicht von Haus zu Haus;

Heinrich v. Levitschnigg.

„Das wäre was, um einmal dick zu werden,—
Mein Vordermann der griech'sche stille Gott,
Der hatte einen leichtern Dienst auf Erden,
Er blies die Fackel aus — der Mensch war todt.

„Auch gab es damals Leute kühnern Schlages,
Sie sahen trotzig, hatten Herz im Leib;
So kam ins Reich der Todten eines Tages
Ein Griechensänger bettelnd um sein Weib.

„In meiner Zeit — ich möchte Allen fluchen —
Jetzt sucht kein Witwer mehr sein Unglück auf;
Auf Ehre, würde mich ein Mensch besuchen,
Ich schenkte ihm zwölf Weiber in den Kauf.

Ich geh' in Pension. Was meinst du Vettel?"
So schließt der Tod, nimmt einen frischen Trunk
Und brennt sich an mit einem Todtenzettel
Die Leibcigarre, einen Bilsenstrunk.

Die Tödin zürnt und fragt mit bittrem Grollen:
„Du hast dir Mann verdient ein Heidengeld,
Was schlägst du plötzlich los die Silberstollen
Der Aerzte, dein gesegnet Leichenfeld?"

Der Tod wird unwirsch, meint mit hartem Worte,
Pantoffelherrschaft sei die ärgste Pein;
Da klopft es plötzlich an die schwarze Pforte
Und merklich stutzend ruft der Tod „herein."



Inhalt.

Prärler-Manfred.

Frankl, Ludwig August.

Grillparzer, Franz.

Grün, Anastasius.

Halm, Friedrich.

Lenau, Nikolaus.

Levitschnigg, Heinrich v.

Seidl, Johann Gabriel.

Tschabuschnigg, Adolf v.

Vogl, Johann N.

Berichtigungen.

Seite 130 Zeile 2 von unten, anstatt: lassen, soll es heißen: kosten.

„ 215 Zeile 19 von unten, anstatt: Mai, soll es heißen: März.

